This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. h. 10

Matthias Claudius.

geb. d. 15. Aug. 1740. gest. d. 21. Jan. 1815.

Matthias Claudius

der

Wandsbecker Bote.

Ein Lebensbild

von

Wilhelm Herbst.

Zweite neu bearbeitete Auflage.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

1.2

TAYLOR INST.
OXFORD
LIBR.

Den Kindern und Enkeln

des

Wandsbecker Boten.

Vorwort.

Der erste Versuch, das Lebensbild des Wandsbecker Boten zur Anschauung zu bringen, so unfertig und unvollkommen er war, hat eine unerwartete und über Verdienst ausgebreitete Theilnahme gefunden. Es ist noch kein Jahr seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe verflossen, und schon ist eine neue möglich geworden. Erfreulich hierbei ist vor allem die Erfahrung, daß alte Liebe zu Claudius, wo sie noch fortlebte, noch nicht geroſtet und hier und da neue Freude an ihm im Entstehen ist. Diese Erfahrung hat mich um so eifriger danach streben lassen, den Werth der neuen Bearbeitung zu erhöhen, soviel irgend die Kürze der Zeit und meine Kräfte es erlaubten. Eine völlige Umschmelzung lag nicht in meiner Absicht; ich bin mir wohl bewußt, daß bei einer neuen Auflage dem Verfasser nicht ganz freie Disposition über die frühere, an welche das Publikum eine Art von Mitanrecht hat, gestattet sein kann. Ist also der Bestand der ersten Ausgabe im wesentlichen stehen geblieben, so suchte ich doch möglichst viel Neues zu diesem Kern hinzuzufügen. In diesem Streben bin ich durch die zuvorkommende Bereitwilligkeit der Claudius'schen Familie, durch mündliche und schriftliche Mittheilungen den biographischen Stoff zu mehren, so-

wie durch verschiedene Zusendungen von anderer Seite wesentlich unterstützt worden. Unter den letzteren habe ich vor allem die reichen literarischen Notizen, die mir durch die Güte des Herrn Prof. Nicolovius in Bonn zugekommen sind, und die archivalischen Aktenstücke, welche ich meinem lieben Verwandten, dem Prof. K. Wagner in Darmstadt danke, hervorzuheben. Zugleich sind die hierher gehörigen Druckschriften, namentlich des vorigen Jahrhunderts, genauer durchforscht worden, und mancher Zug daraus konnte in das Bild der Zeit und des Mannes eingezeichnet werden. Auch habe ich auf einer Reise durch Holstein die noch fehlende Ortsanschauung zu ergänzen gesucht.

Leider hat es sich bei näherer Erkundigung bestätigt, daß von den Briefwechseln des Boten mit seinen berühmten Freunden Hamann, Jacobi und Lavater nichts mehr vorhanden ist. Schon früher hat Claudius selbst einen Theil dieser Briefe eigenhändig vernichtet, in der Absicht, sie der einstigen Veröffentlichung zu entziehen; die Auswahl der interessantesten, die er auf Bitten seiner Rebekka noch zurücklegte, erfuhren dasselbe Schicksal, als Claudius anno 1813 in den Kriegsstürmen sein Haus in Wandsbeck verlassen und auf ungewisse Zeit fliehen mußte. Von den Briefen des Boten an Hamann ist es urkundlich zu belegen, daß er sie von Hamann's Erben in Königsberg durch L. Nicolovius 1804 sich hat ausliefern lassen. Familienbriefe sind in ziemlicher Anzahl eingesehen und, soweit es anging, (doch selten direkt) zur Belebung des Charakterbildes genutzt worden.

So darf ich wol mit größerem Recht als das erstemal sagen, daß das Vorhandene und vorher Verborgenes treulich zusammengestellt worden ist, um die Zeichnung dem Original

möglichſt nahe zu bringen. Ob es darum aber mehr als eine muſiviſche Arbeit, ob es eine wirkliche Kompoſition geworden iſt, das hängt neben der formellen Durchbildung von der inneren Treue und Wahrheit ab, mit welcher das Original in mir anſchauliche Geſtalt gewonnen hat. Eine wahre Geſchichtſchreibung, ſagt ein großer Mann dieſes Fachs, findet nur für das ſtatt, was wir ſelbſt erlebt haben; für die Vergangenheit kann man höchſtens dahin gelangen, daß, wenn wir eine Gegenwart mit einer gewiſſen Anſchaulichkeit erlebt haben, wir dieſe Anſchauungen auf frühere Zeiten übertragen. — Gewiß gibt dieſes Geſetz der Analogie, wenn es in dem nachſchaffenden Geiſte des nicht zeitgenöſſiſchen Darſtellers wirkſam geworden iſt, die alleinige Möglichkeit der Wiederholung der Vergangenheit in Bild und Wort, aber es muß in unſerm Fall vor allem auch das ewige Theil, das dieſe Menſchenſeele bewegt und getrieben hat, irgendwie von dieſem Darſteller erlebt worden ſein. Bei alledem bleibt ein ſolches Nachbild, nach der zeitlichen wie nach der perſönlichen Seite, eine Fernſicht, die nur in großen und halb verblichenen Zügen das Urbild wiedergibt. Zur vollkommen treuen Leſung des Vergangenen gehört nach Hamann beinahe eben die Sagacität und vis divinandi wie zur Leſung der Zukunft.

Iſt, wie ich hoffe, durch den Zuwachs des biographiſchen Materials die Darſtellung hier und da belebter geworden, ſo habe ich auch nach der Tiefe hin durch reichere Mittheilung aus Claudius' Schriften das Bild ſprechender zu machen geſucht. Ich bin hierin neben der eigenen Ueberzeugung mehrſeitig ausgeſprochenen Wünſchen und Rathſchlägen theilnehmender Männer gefolgt. Claudius' inneres Leben in ſeiner

Weſentlichkeit liegt für die Nachwelt in ſeinen Schriften. Möchte mein Buch Viele zu dieſer Quelle ſelbſt hinführen! Meint man aber, außer dieſer Quelle bedürfe man keines weiteren Lebensbildes, ja daß man dem Boten, der nur die ſtille Sprache ſeiner Schriften habe fortreden wollen, mit einem ſolchen wol ſelbſt nicht den Willen gelaſſen habe; ſo erwidre ich einmal, daß es gar oft und in unſerer Zeit, in der die Gebildeten gar ſelten ungerufen zu den Quellen den Weg finden, vornehmlich ſolcher Vermittelungen und Wegweiſer bedarf; ſodann, daß es, nachdem einmal Zerrbilder des Mannes in die berühmteſten Werke der Zeit übergegangen ſind, eine Art von Pflicht der Nächſtenliebe geworden iſt, Gerechtigkeit zu üben.

In den Beilagen habe ich alles nachgetragen, was dem Literarhiſtoriker in Bezug auf den Gegenſtand nöthig oder wichtig ſein kann. — Die Citate beziehen ſich auch diesmal auf die Duodezausgabe von 1844. —

So möge das Buch denn auch in neuer Geſtalt dem Andenken des herrlichen Mannes, von dem es redet, wirklich dienen, und damit an ſeinem kleinen Theil der Wahrheit, der jener ſo kräftig gedient hat.

Wetzlar, 15. September 1857.

W. H.

Wir kehren bei der Beſchäftigung mit der Geſchichte unſers deutſchen Volksgeiſtes, ſeiner Bildungen und Mißbildungen immer gern wieder zu den erſten Anfängen unſerer neudeutſchen Literatur nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, um dort die verborgenen Quellen, die einſamen Bäche und Zuflüſſe zu ſuchen, aus denen der breite, ſo ſchnell verrauſchende Strom unſerer claſſiſchen Poeſie ſich gebildet hat. Dieſe Blätter ſollen indeß nicht zu den tonangebenden und glänzenden Erſcheinungen jener ewig denkwürdigen Epoche führen, dieſelben ſind von andern geſchildert und gelobt worden und bedürfen meiner Schilderung und meines Lobes nicht. Ich führe den Leſer zu einer ſtilleren Stätte, zu dem Andenken eines Mannes, der nicht mit der Maſſe auf „breiten heitern vollen Straßen“ wandelte, ſondern ſeitwärts am Wege ſtand; deſſen Dichten und Trachten, Singen und Denken nicht mit dem Strom, ſondern gegen den Strom des poetiſchen Weltgeiſtes ging, welcher damals ſeine glänzenden Feſttage in Deutſchland hielt. Es iſt eben Matthias Claudius, der allbekannte Wandsbecker Bote. Ob er nun eigentlich in Wahrheit noch allen bekannt iſt d. h.

mit hingebendem Verſtändniß geleſen und wiedergeleſen wird, ob ſein Andenken in Deutſchland in weiten Kreiſen noch lebendig iſt, das wage ich nicht zu entſcheiden; aber die Überzeugung, daß er es verdient, als ein Lehrer und Weiſer geleſen und geliebt zu werden, daß ſeinen Worten und ſeinem Beiſpiel noch immer die Kraft einer ſegensreichen Einwirkung, ja vielleicht gegenwärtig in beſonderem Maße, innewohnt, das iſt der erſte und Hauptgrund, der mich zur Wahl dieſes Gegenſtandes beſtimmte. Vergeſſenſein iſt Tod, blos genannt und wenig gekannt ſein, iſt Scheintod oder Scheinleben, Claudius aber iſt es vor vielen werth, weder das eine noch das andre zu ſein. Da aber auch, wo er gekannt und geleſen wird, geſchieht es keineswegs überall in dem Sinn, für deſſen Weckung ich reden möchte, im Sinn des freudigen Einverſtändniſſes; ſondern der Kampf, den Claudius während ſeines Lebens für ſeine heiligen Lebensüberzeugungen zu beſtehen hatte und ritterlich, als ein Gottesſtreiter, beſtanden hat, läßt ihm auch im Grabe noch keine Ruhe. Wie wenige öffentliche Stimmen werden dem ſchlichten treuen Boten gerecht, die Tonangeber unſrer Literargeſchichte ſetzen ihn herab, ſchmähen und belächeln ihn, weil ihnen der innere Blick für das fehlt, worin Claudius' Weſen und Hauptverdienſt beſteht. Gilt aber für das Verſtändniß aller Dichtung Göthe's treffendes Wort:

„Willſt den Dichter du verſtehn,
Mußt in Dichters Lande gehn."

ſo gilt das doppelt bei einem Dichter, deß Land und Heimath eben das Reich nicht von dieſer Welt iſt. Wer die chriſtliche Wahrheit haßt und verfolgt, der kann auch Claudius nicht lieben oder verſtehn. Erſt wer ſich mitten hinein zu begeben vermag in dieſen Quellpunkt und die Seele von Claudius' ganzer Weiſe zu dichten und zu denken, erſt dem geht das Verſtändniß auf, erſt von da aus kann er auch die Mängel und Schäden, das Zurückbleiben hinter dem Ideal, die formellen Gebrechen richtig würdigen. Nicht einmal Toleranz, die doch ſonſt dieſe Partei des politiſchen und religiöſen Liberalismus ſo leuchtend auf ihre Fahnen ſtickt, iſt Claudius von ihr zu Theil geworden, und wie er vor dem Richterſtuhl einer achſelzuckenden Kritik und unduldſamen, altklugen Geſchichtſchreibung, die nur den äſthetiſchen Maßſtab der Formvollendung und den rationaliſtiſchen politiſch-religiöſer Aufklärung und Weltbildung kennt, keine Gnade gefunden, ſo iſt er in einer ſo leicht nachſprechenden Zeit bald von Tauſenden verketzert oder verſpottet worden. Neben dieſer Feindſchaft gegen Claudius' Lebensrichtung, die ſich dann auch auf die Beurtheilung ſeiner Schriften überträgt, ſteht eine andre, oberflächliche und darum ebenfalls grundirrige Anſicht von ihm — die in ihm blos oder hauptſächlich den heitern Humoriſten ſieht und etwa in ſeinem Rheinweinlied, dem Rieſen Goliath, Urian's Reiſe und einigen launigen Proſaaufſätzen dieſes Schlags den Ausdruck ſeines eigentlichen Weſens, in ſeinen ſpäteren tiefernſten Arbeiten aber einen beklagens-

werthen Abfall von dem erblickt, was ihn liebenswürdig und anziehend mache. Bei solchen Mißverständnissen lohnt es doppelt, uns zu den Quellen zurückzuwenden und mit eignen Augen zu sehen.

Claudius aber war so sehr ein Mann des Lebens, so wenig allein oder vorzugsweise blos Dichter und Schriftsteller, daß wir auch ein äußeres Lebensbild von ihm zu entwerfen suchen müssen, um sein inneres Lebensbild, seine Lebensweisheit, im rechten Lichte zu sehn. Denn so sehr er ein Mann aus einem Guß, ein ganzer Mensch war, so hat er die eigentliche Gestalt seines Innern doch erst allmählich, durch Kampf und Arbeit, Schuld und Sieg hindurch, herausgebildet — und dies Werden gerade gilt es zu betrachten. Aber freilich stoßen wir, — wie wir im Vorwort sahen, — bei diesem Versuch alsbald auf große Schwierigkeiten. Andre Schriftsteller haben durch Selbstbiographien oder weitschichtige Briefsammlungen uns einen Einblick oft in die geheimsten Winkel ihres Herzens und Lebens, nicht immer zur Förderung unsrer Achtung, möglich gemacht; bei Claudius findet sich nichts der Art. Es steht in eigner Übereinstimmung mit dem schlichten verborgnen Leben und Wirken des Mannes, dem nichts fremder war als Ruhmsucht und Glänzenwollen, daß sein äußeres Leben so dunkel und unbekannt geblieben ist; und daß eine Darstellung dieses Lebens schon darum der reicheren und bunten Farben entbehren muß. Gerade das Monotone aber seines äußeren Lebens soll um so unzerstreuter auf

den einen Grundton in Claudius' Weſen hinweiſen, der leiſer oder heller anklingt, angeſchlagen von außen oder aus ſelbſteigner Regung und Bewegung. Er geht nie verloren; er iſt da als Humor, nur im umgekehrten Kleid des tiefen Ernſtes, er iſt da als Nothruf, als Heimwehklang, als ſtille Selbſtbeſinnung, als Gebet, als Triumphgeſang und freudiger Pſalmenton. Es iſt ſein Lebensgenius; die Seele ſeiner Lieder. Aber freilich will dieſer Ton anfangs und noch geraume Zeit hindurch erlauſcht und herausgefunden ſein, in ſeiner früheren Jugend aus dem tiefen Schweigen der Kindheit und dem Irren der Jünglingsjahre, dann aus dem Gewirr des rauſchenden Literaturlebens, das ſo fremdartige Klänge beherbergte — bis er zur Harmonie ſeines ganzen Lebens, Dichtens und Weſens wird. Und das iſt das geradezu einzige bei Claudius — dies Suchen des Dichters durch den Menſchen und Chriſten, bis beide ſich ähnlicher, bis ſie endlich eins werden. —

Erstes Buch. 1740—1777.

I.

Familie, Kindheit und Schulzeit.

Die Wiege von Claudius' Familie ſteht hoch im Norden unſers Vaterlandes, hart an der Gränze Jütlands, auf jener äußerſten Vorwacht deutſcher Sprache und Sitte, die gerade durch den nahen Gegenſatz ſo ſcharf und gediegen die Haupteigenſchaften unſrer Nation in ihren Bewohnern auszuprägen weiß und mehr wie einmal literariſch und politiſch an der Spitze deutſcher Bewegungen geſtanden hat. Es iſt auch hier nach dem Wort unſers erſten deutſchen Sprachforſchers, als ob die entſcheidende Kraft eines großen Volks lieber an ſeinen Seiten als in ſeiner Mitte ſich aufthue*. Ja die letzten, im Halbdunkel ſich verlierenden Spuren der Claudius'ſchen Familiengeſchichte führen uns in einen Landſtrich, wo ſchon deutſche und däniſche Bevölkrung ſich miſcht, ſogar ſeit alten Zeiten die letztere das Übergewicht hat.

Blicken wir auf Zeit und Land, wo wir den Urſprung der Familie zu ſuchen haben!

* J. Grimm, Geſch. der deutſch. Spr. II. 608.

Bis in die Schlußzeit der Reformation können wir ihre Geschichte verfolgen. Hat doch diese größte That der deutschen Geschichte gerade in jenen Landen nach anfänglich harten Gegenkämpfen, die mit aller Zähigkeit des altsächsischen und friesischen Volkscharakters geführt wurden und sich bei der Ausbreitung unter dem dänischen Volke fortsetzten, besonders tief gegriffen. Auf den Flügeln der neuen Lehre, die ja von dem Centrum religiöser Erneuerung aus auch die weiteren Kreise des geistigen und sittlichen Lebens berührte, wurde deutsche Bildung, deutsche Art nach dem Norden getragen und dieser enger wie je zuvor, inniger, wie selbst durch die Einführung des Christenthums mit Deutschland in Verbindung gebracht. Lübeck ward die feste Burg des Protestantismus für den deutschen Theil der Halbinsel und blieb es trotz den politischen Stürmen, die gleichzeitig und im Bund mit der Kircheureform über das alte Haupt der Hansa hinzogen.

Von dem Vorzug des Adels, der bürgerlichen Familien so selten eigen ist, dem geschichtlichen Sinn für ihr Leben und ihre Vergangenheit, haben in der Regel am meisten noch die Häuser der Landpfarrer etwas behalten. Liegt es doch diesem Stand, der durch Neigung und Beruf vor andern in der Anschauung des Ewigen leben soll, nahe, zugleich das Zeitliche tiefer zu erfassen und den Sinn auszubilden für den Zusammenhang des irdischen Lebens von Geschlecht zu Geschlecht, an dessen Anfängen und Enden wie an seinen Höhepunkten ihn sein

Amt in der Gemeinde ſo hundertfachen und lebendigen Antheil nehmen läßt. Der alte fromme Brauch, dem heiligen Buch die nöthigſten Aufzeichnungen über das ſchnell fliehende Erdenleben anzuvertrauen, hat ſich beſonders in den Pfarrhäuſern erhalten; die Seßhaftigkeit ganzer Generationen im Lande oder gar an derſelben Stelle erleichtern dieſe Sitte. Alles das wird aber erſt durch die Reformation möglich. Sie bildet deshalb, — auch hier ein in die Nacht hereinſcheinendes Licht — für ſo viele Pfarrfamilien den Anfang ihres geſchichtlichen Bewußtſeins und ihrer Familienüberlieferung.

Ein Beiſpiel haben wir auch an der Claudius'ſchen Familie. Denn ſie war eine ächte und rechte Pfarrfamilie. Kaum ein Haus in den Herzogthümern Schleßwig-Holſtein hat der Kirche ſo viele Geiſtliche gegeben, als das der Claudius, und noch immer zieht ſie dort Kräfte von ihm.

Im Jahre 1571 ward zu Ripen in Nordſchleßwig, unfern der Königsau, Claus Paulſen als der erſte beſtimmt nachweisbare Vorfahr der Familie geboren. Der Name ſeines Vaters Paul Clauſſen, den die Sage noch nennt, iſt ſchon unſicher. Der genannte Claus Paulſen war aber lutheriſcher Theologe. Ihm wie ſeinen Nachkommen war es beſchieden, immer mehr ſüdlich in rein deutſches Land vorzurücken. Er ward nämlich im Jahre 1598 als Paſtor zu Emmerlev im Stift Ripen, einem unweit der Nordſee gelegenen Schleßwigſchen Kirchdorf, ordinirt und nahm ſeines verſtorbenen Amtsvorgängers

Tochter Ingeborg Andersen zur Ehefrau. Als ein wohlstudirter Mann folgte er der Sitte der Zeit und taufte seinen Namen in Claudius Pauli um; die Nachkommen blieben bei der stattlicheren latinisirten Form des Namens, ließen aber den Zusatz Pauli weg. Bis zum Jahre 1639 stand Claus Paulsen der Pfarre zu Emmerlev vor. Seine fünf Söhne wurden allesammt Geistliche. Der älteste und dessen Nachkommen blieben lange Zeit in der Stelle des Vaters, und die Ortssage hat aufbewahrt, als dem letzten Claudius (um 1746), der zu Emmerlev Prediger war, zu Grabe geläutet ward, sei die Glocke zersprungen. Uns geht der dritte Sohn, Johannes, näher an. Er ward geboren im Jahre 1601, und schon am Ende des Jahres 1623 wird er in Süder-Lygum, einem Dorfe, in der Schleßwigschen Propstei Tondern und etwa eine Meile südlich von diesem Städtchen gelegen, Prediger. Noch durch zwei Generationen seiner Nachkommen war diese Pfarrei in der Familie erblich. Diese fast erbliche Succession der Pfarrstellen war überhaupt in den Herzogthümern nicht ungewöhnlich. Der nächste und Hauptgrund hiervon lag in den äußern Verhältnissen. Außer in den Marschen waren die Predigerstellen meist auf den Betrieb einer Landstelle fundirt. Die Gebäude waren in der Regel Eigenthum des Predigers, die Einlösung derselben, die Anschaffung des Inventars in jenen geldarmen Zeiten nicht Jedermanns Sache. So war es kaum anders zu machen, als daß der Sohn beim Dienst blieb; war kein Sohn da,

oder keiner, der ſtudirt hatte, ſo ſuchte man die Wittwe oder eine Tochter beim Dienſt zu erhalten. Die Gemeinden ſahen es aus Anhänglichkeit an die Prediger und ihre Familien gern, daß es ſo geſchah.

Es iſt unnöthig, das dürre Geſchlechtsregiſter, das mir vorliegt, im einzelnen zu verfolgen. Der Enkel jenes Johannes, Nikolaus Claudius, gewöhnlich Herr Claus genannt, war der Großvater unſers Wandsbecker Boten. Er iſt auch im Lygumer Pfarrhaus geboren und dieſem ſein Lebelang, bis 1720, als Amtsnachfolger ſeines Vaters treu geblieben. Sein Sohn, des Dichters Vater, wie dieſer Matthias vorbenannt, ward am 3. Sept. 1703 geboren. Er war nach ſeiner Univerſitätszeit zuerſt drei Jahre lang Diaconus zu Norburg auf der Inſel Alſen, ſiedelte dann aber in das ſüdliche Holſtein über. Im Jahre 1729 berief ihn nämlich der Herzog Friedrich Karl zu Norburg, nachdem er das ihm als Erbe zugefallene Herzogthum Plön angetreten hatte, als Paſtor nach Reinfeld, einem Marktflecken und Amt, zwei Meilen weſtwärts von Lübeck entfernt. Dort gründete der junge Paſtor auch ſeinen Hausſtand. Er war zweimal verheirathet; von dem älteren der beiden Söhne erſter Ehe, der als Cantor der gelehrten Schule zu Plön wirkte, leben noch Nachkommen.

Seine zweite Frau Maria, die Tochter des Rathsherrn Lorck in Flensburg, mit der er ſich im Jahre 1738 verband, iſt des Dichters Mutter.

Dieſer iſt am 15. Auguſt 1740 geboren und war von acht Geſchwiſtern, deren Nachkommen wieder weit verzweigt ſind, der zweite Sohn dieſer Ehe. Am zweiten Tag nach ſeiner Geburt erhielt er in der Taufe den Vornamen Matthias; die Anzeige ſeiner Taufe und der Taufpathen im kirchlichen Taufregiſter begleitet der Vater mit den Worten: „Der Herr gebe Gnade zu deſſen Erziehung, damit er kraft ſolchen Gnadenbundes dereinſten eingehen möge zu Seines Herrn Freude um Chriſti Willen. Amen.“

Die erſte irdiſche Mitgift ins Leben, wenn auch nicht die das Kindesleben am früheſten und unmittelbarſten berührende, iſt der Geiſt der Heimath, des Volksſtamms, aus dem das Kind geboren wird. Und können wir das ſächſiſch-frieſiſche Element in Claudius' Natur, der Grundlage und Trägerin des Geiſtes, verkennen? — bei ihm, der ſich ſo hingezogen fühlte zu dem deutſchen Norden, ſich ſo eins wußte mit Sprache, Sitte, mit dieſem Land und dieſen Leuten? Nicht der Reichthum und Wechſel ſüd- und mitteldeutſcher Naturanſchauungen, der dem ſinnlichen Auge Nahrung gibt und die Phantaſie weckt und belebt, leicht aber auch den Sinn nach außen zieht und zerſtreut, umſtand das Land ſeiner Geburt und Jugend; er ward nicht verwöhnt durch mannigfaltigen Reiz, gewöhnt aber an die großen und einfachen Formen der Ebene, der Wälder und des heiligen Meeres, (wenn er dies auch zuerſt im kleinen Abbild der heimathlichen Seeen erblickte), darum doppelt dankbar und ſinnig-em-

pfänglich für dieſe und andere Gaben der Natur. Zugleich indeß trat bei ihm, wie bei dieſem Volksſtamme überhaupt — die großen Ausnahmen fehlen freilich nicht — das ſinnliche Gefühl, Phantaſie und Schönheitsſinn, die künſtleriſche Anlage zurück. Aber ein Hangen am Reellen, ein Dringen auf das Weſentliche mit Nüchternheit und Zähigkeit, die ſich nicht wägen und wiegen läßt von allerlei Wind der Lehre, auf ſich ſelbſt ruht und feſtſteht, wie an der Nordſeeküſte der Lootſe im Sturm — das ſind Eigenſchaften der Natur und des Charakters, die Claudius mit ſeinen Stammgenoſſen theilt. Es ſind Grundzüge, denen das Leben und die göttliche Führung Inhalt und Richtung gibt. Und neben dieſem allgemeinſten Einfluß, der von Stamm und Heimath auf geheimnißvolle Art in die Natur des Menſchen eingeht, ſteht ſchon näher und dichter die lebendige Tradition der Familiengeſchichte, gerade bei den Claudius, wie wir ſahen, beſonders ſtark geſchloſſen und ſcharf beſtimmt. Hinter unſerm Matthias eine lange, in altersgraue Zeit verſchwimmende Reihe von treuen Dienern am Wort, von denen einer dem andern unter göttlichem Beiſtand die Fackel reicht, die heller oder matter brennt; die Familie ſelbſt in ihren Erinnerungen wie in ihrem geiſtigen Beſtand ein Erzeugniß gleichſam der Kirchenreformation! Solcher Zuſammenhang bildet eine Kette von Wirkungen, die ſchon dem blöden Auge verſtändlich ſind; und wie vieles dabei iſt und wirkt noch unſichtbar und wie magiſch. Die Wirkungen weben ſich ein in die Entwickelung,

wachſen oder ſtocken, bis ſie in Wahrheit wach werden.

Die Geſchichte ſeiner Kindheit iſt dunkel. In ſeinen Schriften findet ſich kaum eine Erinnerung daran. Was ſollte auch aus dem ſtillen Pfarrhauſe und ſeinem einfach ſtetigen Lebensgang viel von äußerlichen Ereigniſſen zu melden ſein? Und das innerlichſte und beſte läßt ſich nur ahnen, nicht faſſen und feſthalten. So müſſen wir uns an wenigen Strichen genügen laſſen.

Die Umgebung von Reinfeld hat durchaus nichts großartiges, gehört aber zu den ſchöneren von Südholſtein und bot den Knabenſpielen wie dem kindlichen Sinnen mancherlei Nahrung. Der Ort mit ſeinen rothen Ziegeldächern breitet ſich maleriſch auf und zwiſchen niedrigen Hügeln aus, um das hochgelegene weiße Kirchlein gelagert; ſtattliche Buchen und Eichenholzungen in der Nähe und Ferne, drei Seeen, ein größerer und zwei kleinere, deren Spiegel zwiſchen den Häuſern durchſchimmern, ſind einladend genug und noch heutzutage im Sommer das Ziel häufiger Wanderungen für die Nachbarorte. Kaum eine halbe Stunde von dem Ort fließt die Trave durch friſche Wieſen, dort noch ein unſcheinbares Flüßchen, zwei Meilen abwärts ſchon mit Seeſchiffen bedeckt.

Der Flecken mit kleinen einſtöckigen Häuſern hat ganz dörflichen Charakter, und der tiefe Naturſinn, der unſern Claudius während ſeines ganzen Lebens und Dichtens begleitet, ſowie der Hang zum Landleben, das er ſpäter ſtets ſucht, und nicht ruht, bis er es dauernd fin-

det, wurzelt zugleich in dieſen Eindrücken der Heimath und Kindheit. Aber wie er im Landleben und unter den Bauern aufwuchs, deren niederdeutſche Mundart er am liebſten redete, ſo ſtand er als Pfarrersſohn doch zugleich außer und neben dieſen Zuſtänden. Bei aller Unmittelbarkeit des kindlichen Geiſtes bricht doch ein Bewußtſein hiervon bald durch, und je geiſtig geweckter ein Knabe iſt, deſto früher lernt er beobachten und darüber nachdenken. Haben doch faſt alle unſre poetiſchen Schilderer des Landlebens ein Stück ihrer Jugend auf dem Lande verlebt, ſind aber ſelten Bauernſöhne geweſen.

Wer kennt nicht den glücklichen Frieden eines Landpfarrhauſes, der uns wie poetiſch grüßt und doch mehr iſt als Poeſie? Das alte Pfarrhaus zu Reinfeld ſteht gegenwärtig nicht mehr; in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts iſt ein neues an die Stelle getreten. Aber das neue hat genau den Platz des alten eingenommen; und vor ihm ſteht noch eine von dem jungen Matthias gepflanzte, nun auch gealterte Kaſtanie. Das Haus liegt faſt getrennt vom Ort mitten im Garten und hinter Obſtbäumen verſteckt. Dicht an den Garten ſtößt der größte der drei Seeen, der Herrenteich benannt. Dies ſpiegelklare Waſſer ſpielt eine Rolle in des Dichters Jugendgeſchichte. Er erzählt ſelbſt*, wie er — um ſeine Nachenfahrten methodiſch zu betreiben — ſich eine Seecharte davon entworfen; er deutet aber auch an, daß er einmal dem Ertrinken darin nahe geweſen. Die

* Werke III, 107.

rettende Hand, die er an jener Stelle* dem Vetter Andreas zuſchreibt, war die ſeines jüngeren Bruders.

Sehen wir uns nun im Hauſe um und vor allem nach ſeinen Eltern! Sein Vater war, wenn wir uns ſein Bild aus den ſpärlichen Zeugniſſen, die ſich erhalten haben, zuſammenſtellen, ein ehrenveſter, verſtändiger, dabei einfach bibelgläubiger Mann. Er liebt es, bei wichtigen Anläſſen die Kernworte der heiligen Schrift ſtatt ſeiner reden zu laſſen. Es ſcheint nicht, daß ihn einer der beiden Gegenſätze, die damals im Leben des deutſchen Proteſtantismus ſich bekämpften — die lutheriſche Orthodoxie und der Pietismus — irgend einſeitig ergriffen und beherrſcht hätte. Seine Jugendbildung und theologiſche Richtung gehörte allerdings eher der erſteren an, die auch in Holſtein noch die herrſchende war, aber die Innerlichkeit und Milde ſeines Weſens wie der wohl verſtandene und ernſt erfaßte Geiſt ſeines Amtes behüteten ihn vor Ausſchreitungen. Überhaupt hatte ſich in der unmittelbaren Umgebung Reinfelds unter dem Schutz unbehinderter Gewiſſensfreiheit ein freieres und wärmeres religiöſes Leben entwickelt, wie denn das nur eine Meile entfernte Städtchen Oldesloe ſchon ſeit der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts ein Hauptſitz der Mennoniten geworden war.

Proben von dem praktiſchen Sinn des alten Claudius in der Leitung ſeiner Kinder werden uns ſpäter begegnen. Zugleich muß er eine tüchtige ſprachliche und wiſſen-

* Werke IV, 122.

ſchaftliche Bildung beſeſſen haben, wenigſtens legt er bei ſeinen Söhnen Werth darauf. Er leitete deren Unterricht bis zur Confirmation ſelbſt. Daß darin neben den alten Sprachen und der Mathematik die Unterweiſung im Chriſtenthum eine Hauptſtelle einnahm, verſteht ſich von ſelbſt. So waren auch dem jungen Claudius Bibel und Geſangbuch das tägliche Brod. In dieſen Quellen ſchaute er die Urbilder aller Geſchichte und Poeſie, wie aller tieferen Weisheit an. Die bibliſchen Anſchauungen und die Sprache der Schrift drangen tief in ſeinen Geiſt ein. Gehörte doch ein ſolches Eintauchen in dieſes Element alles höheren Bildens damals überhaupt ganz anders zur Hausſitte und zum Schulbrauch als heutzutage. Und nicht blos in den Pfarrhäuſern. Man erinnere ſich nur, was dem jungen Göthe die Bibel war!

Anregungen aus neueren Literaturen, die in unſrer Zeit ſo früh, leider ſo früh und ſo überſtark die jungen Geiſter hinnehmen, ſcheinen unſern Matthias nicht ſonderlich erreicht zu haben. Die vaterländiſche Literatur war ja ohnehin eine noch wenig beſchriebene Tafel, und das Reinfelder Pfarrhaus den Erzeugniſſen der Tagesmode — vielleicht Gellerts Fabeln und Erzählungen ausgenommen* — ſchwerlich geöffnet. Klopſtocks aufſteigender Stern aber, zu dem Claudius ſpäter ſo verehrend und ſehnſüchtig aufſah, iſt ihm wohl erſt nach ſeiner Univerſitätszeit aufgegangen. Neben der Bibel nahm er aus den alten Kirchenliedern auch ſeine Äſthetik; ein ſicherer

* Seine geiſtlichen Oden und Lieder ſind erſt 1757 erſchienen.

und reicher Schatz von ihnen blieb ihm aus der Jugendzeit im Gedächtniß. Von eignen poetiſchen Verſuchen vollends wiſſen wir gar nichts, und es iſt, da Claudius keine früh entwickelte und geformte Natur war, unwahrſcheinlich, daß er ſich ſchon damals und ſpäter auf der Schule ſollte daran gewagt haben. Was den Knaben und reifenden Jüngling innerlich, unausgeſprochen und unausſprechlich, bewegte, das fand in der Muſik, die er — wohl auch durch Anregung der Eltern — früh übte und ſein Leben lang liebte, ein Echo und einen Ausdruck.

Vater Claudius gewann auf den jungen Matthias einen Einfluß, den dieſer nie verleugnete noch vergaß. Dieſe Liebe des Sohnes und die herzliche Weiſe, wie er ihr Worte gibt, zeigen uns wie in einem Spiegel das ſchönſte Bild von dem Werth des Mannes. — Schon in ſeinen unreifen poetiſchen Jugendverſuchen, den unten näher zu beſprechenden Tändeleien und Erzählungen, ſteht unter dem ſehr heterogenen Inhalt der übrigen Poeſien ein vierzehnſtrophiges Loblied auf den Vater, den „alten lieben, frommen Mann“, dem man durch die unvollkommene Form hindurch den warmen Pulsſchlag des Herzens und Lebens anfühlt.

„Durch Dich gab Gott mir hier mein Leben,
Durch Dich — verſtumme mein Gedicht!
Gott wollte mir was Größ'res geben;
Er wollte gern und konnte nicht.“

Und greifen wir in der Zeit vor, so feiert eines der schönsten Lieder des Sohns, das den würdigen Schluß des zweiten Theils der Werke bildet, nach dem Tode des Vaters treu und schön das Andenken des Verstorbenen:

Friede sey um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Duft' um sein Gebein.

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Geist und Stimmung dieses einfachen Lieds zeigen, daß Claudius seinem Vater mehr als äußere und natürliche Wohlthaten zu danken hatte.

Von der Persönlichkeit seiner Mutter wissen wir nicht viel. Stille und Gelassenheit und ungeschminkte Herzensfrömmigkeit müssen die Grundzüge ihres nach außen wenig vortretenden Wesens gebildet haben. Später schlossen andauernde körperliche Leiden sie noch mehr von der Außenwelt ab.

Auf das Schlußblatt einer Canstein'schen Bibel, die der neunjährige Matthias zu Neujahr erhielt, schrieb sie:

„J. N. J.

„Mein Sohn! Gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit machet reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor allem danke allezeit Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß Er Dich regiere und Du in allem Deinem Vornehmen seinem Wort folgest. Laß das Wort Gottes Dein edelster Schatz sein, denn dies kann Dich unterweisen zur Seligkeit, und was Du thust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer übles thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchen nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit davon tragen. Solches verleihe der Herr aus Gnade. Amen.' —

Wir sehen, daß die Mutter im Sinne des Vaters die Erziehung ergänzte und belebte. Oft hat Matthias,

wie er ſpäter ſelbſt ſchreibt*, das „Befiehl Du Deine Wege“ in Fällen, „wo es nicht war, wie's ſein ſollte“, andächtig mit ihr geſungen.

Wie das Haus ſelbſt dem Knaben die nöthige Lehre und Bildung zuführte als einfache geiſtige Hausmannskoſt, ſo fand er in ſeinem zahlreichen Geſchwiſterkreis, unter dem ihm ſein älterer begabter Bruder Joſias am nächſten ſtand, auch für Spiel und Erholung ausreichende Gelegenheit. Und dies Zuſammenleben der Familie war ein geſchloſſenes, unzerſtreutes. Die der niederdeutſchen Stammesart an ſich ſchon eigne Feſtigkeit der Sitte, dies treue Halten am Altväteriſchen wurde im Pfarrhaus zu Reinfeld noch beſonders gepflegt und iſt dem jungen Claudius frühzeitig in Mark und Weſen übergegangen. Aber es war unter dieſem Dach nicht blos eine natürlich-geſchichtliche Vorliebe für Altes und Bewährtes, ſondern die Sitte war geadelt durch lebendige religiöſe Geſinnung, die allbeſtimmend wirkte und der Geiſt des Hauſes, ſein Schutzgeiſt wurde.

Das iſt die urſprüngliche Quelle des Familienſinns, der den Dichter als ein treuer Gefährte in und durch das Leben begleitete, den er ſpäter ſo kräftig mit den Seinen darſtellte.

Es fehlte indeß nicht an weiterem Umgang und an Ausſichten in andre Lebenskreiſe. Zeitweiſe wurde ſogar in Reinfeld Hof gehalten. Ein kleines Schlößchen nämlich, das nicht mehr ſteht, herbergte als Wittwenſitz eine

* Werke V, 94.

Herzogin von Plön, die nicht selten die herzogliche Familie aus der Hauptstadt zum Besuch bei sich sah. Die Pastorenfamilie war bei Hofe wohlgelitten, und mehrere Kinder wurden von Mitgliedern des Fürstenhauses aus der Taufe gehoben. Dazu gesellte sich ein ziemlich zahlreicher Landadel, der ringsum auf den Edelsitzen der Umgegend saß; und immerhin war es nicht unwichtig für die Entwicklung unsers Matthias, daß ihm in frühen Jahren Vertreter geistlicher und weltlicher Autorität so nahe traten.

Da stehen wir schon am Rande der Kindheit des Dichters, wo er aus dem Vaterhaus zur Schule wandert ein Schritt so weit und groß wie kaum ein zweiter im Leben. Gewiß nahm er von dort Keime und Eindrücke mit in's freiere Leben, die zwar zurücktreten, aber nicht verloren gehen konnten. Für das Werden des Menschen wie des Dichters war die Ahnung einer zweifellosen innern Lebensgewißheit, in welcher als in ihrem Element sich beide allein wohl fühlen, gleich fruchtbar. Das sinnige Mitleben mit der Natur aber und die lebendige Liebe zur Musik sind Elemente der Poesie, sie entspringen dem ganzen innern Menschen und helfen ihn wieder aufbauen. Sie sind aber auch ebendarum natürliche Typen und Vorahnungen jenes religiösen Einheitslebens, zu welchem in dem jungen Claudius durch Sitte, Beispiel und Lehre wenigstens der Grund gelegt war.

Wir begleiten den Knaben auf die lateinische Schule der sechs Meilen nördlich von der Heimath gelegenen Stadt Plön, damals der Haupt- und Residenzstadt seines

Vaterländchens. Vermuthlich war es um's Jahr 1755, als er gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Joſias dieſe Schule bezog.

Die Umgebung von Plön gehört zu den anmuthigſten Gegenden des Holſteiner Landes. Die Stadt liegt auf einer ſchmalen Landzunge, die in den größten der Holſteinſchen Seeen hineinragt; aber wohl zehn andre, größere und kleinere hügel- und buchenumkränzte Seeen beleben die Landſchaft. Auf einer Anhöhe über der Stadt thront das herzogliche Schloß, zu deſſen Füßen nach dem See hin ſich ein Park mit herrlichen alten Baumgruppen hinzieht — damals belebt von dem bunten Treiben eines kleinen Hofes, jetzt verlaſſen, ſtill und leer.

Matthias Claudius brachte auf der Plöner Schule ungefähr vier Jahre (bis Oſtern 1759) zu. Sie ſtand in gutem Rufe unter ihrem damaligen Rector Ernſt Juſtus Alberti aus Hamburg und war ſtark beſucht. Die volle Einrichtung einer gelehrten Schule darf man ſich freilich nicht darunter vorſtellen. Durch eine Dotation des däniſchen Geheimeraths v. Breitenau, der, aus Naumburg gebürtig, ſeine Jugendbildung in Schulpforte erhalten und die erſten Mannesjahre an Herzog Ernſt's des Frommen Hof zu Gotha und in Freundſchaft mit dem berühmten Freiherrn Veit von Seckendorf verlebt hatte, war die Schule ſeit 1704 aus einer ſchlichten Elementarſchule zu einer vierklaſſigen „Evangeliſch-Luther'ſchen Lateiniſchen, auch Schreib- und Rechen-Schule“ herangewachſen. Jede Klaſſe bildete ein kleines Reich für

ſich, in dem getrennt der Rector, Cantor, der Schreib- und Rechenmeiſter und der „Paedagogus“ lehrten. Ergötzlich klingt es, wieweit ſich zur Zeit der Stiftung das Lehrziel der oberſten Klaſſen erſtrecken ſollte. „Die vierte classis“ — ſo heißt es in einer Urkunde aus der Zeit der Stiftung — „ſoll einen Rector haben, der zugleich die Aufſicht über die unterſten drey Claſſen führet, damit die Praeceptores daſelbſt ihren Fleiß thun. Sonſt ſollen die Knaben in dieſer Classe bey dem Rector in dem Chriſtenthum vollends wohl informiret werden, ingleichen die Lateiniſche grammaticam und ein lateiniſch Exercitium machen lernen. Der Rector ſoll ſie ferner anführen, Sich in den Calender, auch in den Unterſchied der Winde richten zu lernen. Er ſoll ſie in der nöthigſten geographia oder Land Carten informiren. Er ſoll ihnen eine Nachricht von den General Welt Hiſtorien, item eine Summariſche Wiſſenſchaft von den vornehmſten Kayſerlichen, Königlichen, Chur- und Fürſtlichen Regenten und ihren Familien beybringen, damit ſie auch eine Nachricht oder Wißenſchafft von rebus physicis et politicis Kriegen mögen, ſoll er die Kleinen Bücher, welche weiland Herzog Ernſt von Sachßen Gotha zu Behuff dergleichen Jugend, von dieſen und andern materien, in Teutſcher Sprache hat in Druck verfertigen laßen, mit ihnen treiben. Für allem ſoll Er ſie lehren, einen guten Teutſchen Brief zu stylisiren.“ —

Zu Claudius' Schulzeit war in den Forderungen ohne Frage ein bedeutender Fortſchritt eingetreten; indeſſen

fällt es, was den Umfang des Lehrſtoffs angeht, auf, daß weder Mathematik im Lehrplan vorkommt, noch neuere Sprachen; an Stelle des deutſchen Unterrichts ſteht Rhetorik, namentlich die Lehre von den Tropen, Redefiguren und den verſchiedenen Schreibarten. Aber die Bezeichnung einer lateiniſchen hielt die Schule ſo ſtreng ein, daß das Griechiſche dagegen ſehr zurücktrat und ſich in der oberſten Claſſe auf das Leſen des neuen Teſtaments, auf die Gesner'ſche Chreſtomathie und die Elementargrammatik beſchränkte. Dagegen wurde das Lateiniſche mit allem Ernſt gepflegt; Cicero, Horaz und Virgil waren die Hauptſchriftſteller, und die Sprache wurde mündlich wie ſchriftlich eifrig geübt.

Der Rector Alberti, damals im kräftigſten Mannesalter, wird von einem ſeiner Schüler als ein Mann geſchildert, der durch Geiſt und Gelehrſamkeit, wie durch völlige Hingabe an ſein Amt zum Lehrer geboren geweſen und bei aller Strenge (die auch für kleine Fehler die Schüler ins Carcer wandern ließ) in der Schulſtube eine gemüthliche Jovialität entwickelt habe. Sein Wahlſpruch war: „praeceptorem oportere in cathedra mori“. Die Anhänglichkeit ſeiner Schüler beſaß er in hohem Grade, die auch dadurch nicht geſchmälert wurde, daß er bisweilen in Schlafmütze, Schlafrock und Pantoffeln das Katheder beſtieg. Manche dieſer Eigenſchaften, auch ſein Witz und ſeine Laune, mußten den jungen Claudius gewinnen. Tiefere Wirkungen indeß ſcheint weder Alberti noch ein anderer Lehrer auf ihn geübt

zu haben; wenigſtens meine ich dies aus der komiſchen Figur ſchließen zu dürfen, die er den Rector Ahrens — mag auch der Name gewiſſermaßen nur die Abſtraction einer Lehrerperſönlichkeit darſtellen — wiederholt in ſeinen Schriften ſpielen läßt. Freilich ſind das rückwärts gewandte Gedanken einer weit ſpäteren Zeit, wo der Dichter mitten in ſeiner genialen Naturperiode ſtand und von ihr aus die Methode ſeiner Schulbildung als pedantiſch verwerfen mußte. Auch hatte Alberti eine Vorliebe für formale Logik und ſcheint demzufolge auch bei der Erklärung lateiniſcher Dichter von einer unlebendigen Auffaſſung der Poeſie überhaupt ausgegangen zu ſein. Ganz im Geiſte jener Zeit mochte ihm dabei die Conſtruction nach Regeln und künſtleriſcher Technik als die Hauptſache oder gar als das Ganze erſcheinen, eine Anſicht, die dann in der Schule eine nüchterne Zergliederung des Poetiſchen und eine verſtandesmäßige Aufzeigung der Schönheiten, damit aber eine Zerſtörung des Weſens und der Wirkung hervorrufen mußte. Unſerm Claudius gingen freilich erſt in männlichen Jahren die Augen hierüber auf, und daher jene ironiſchen Rückblicke. Ich kann es mir nicht verſagen, im Anſchluß hieran eine in Claudius' geſammelten Werken nicht wieder abgedruckte humoriſtiſche Correſpondenz mit dem Rector Ahrens aus dem „Wandsbecker Boten“* einzuſchalten:

* W. B. Jahrg. 1774. N. 162. Das Verſchen findet ſich auch in den Werken I. u. II, 117, iſt aber ohne den Briefwechſel unverſtändlich.

„Wohledler Herr Bothe,

Hochgeehrter Herr Asmus und Freund,

Ich habe vernommen, daß er das Studium Humaniorum fleißig fortſetzet, und unter andern artige Profectus im Poetiſiren gemacht haben ſoll, und es iſt das mir angenehm zu vernehmen geweſen. Ich hab's ſchon damals geſagt, als er noch bey mir die Schule frequentirte, daß er nicht ex vervecum patria ſey, und wenn ichs nicht geſagt habe, ſo habe ichs doch gedacht und nur nicht ſagen wollen, damit ich ihn nicht aufblaſen möchte, und das gehört ad prudentiam rectoralem. Man muß mannigmahl ſchweigen wenn man gerne redte, und ſo iſt denn manches in mir ſtecken blieben, was ich ſonſt über ihn geäuſſert haben würde. Vertrauten Freunden hab ichs wohl ins Ohr geſagt, die er darum fragen kann, aber die ſind alle ſeitdem geſtorben. Doch auf daß ich dem Inhalt meines Briefes näher trete, ſo wollte ihn erſuchen, ob er mir nicht eine kleine Gefälligkeit erweiſen wollte, daraus er ſieht, daß ich Vertrauen zu ihm habe. Es iſt nämlich von hoher Hand ein Gedicht von mir verlangt worden, und ich bin itzo mit meinen Schularbeiten in einigen Privatangelegenheiten ſo ſehr überhäuft, daß ich kein Stündchen Friſt habe. Ich hätte mich ſonſt lieber ſelbſt daran gemacht, denn die Materie iſt delicat.

Das Subject zu dem Gedicht iſt folgendes. Ein gewiſſer vornehmer Herr hat eine ſehr ſchöne Gemahlin, und ein andrer gewiſſer noch vornehmerer Herr, der in der Nachbarſchaft wohnet, kommt ſehr fleißig zu ihm in einer

gewiſſen unerlaubten Abſicht; da will nun der erſtgedachte vornehme Herr ein Gedicht auf dieſen Umſtand haben, das er dem andern Herrn gelegentlich vorleſen will, ihm dadurch verſtohlnerweiſe und quasi ex improviso eine feine reproche und Warnung zu geben. Darnach müßte er nun das Gedicht einrichten, Wohledler Herr, Er kann allenfalls die Eiferſucht redend einführen, per prosopoeiam, oder ſonſt allerhand fictiones anbringen, nur fein muß es ſeyn, denn wie er gehört hat, iſts nicht vor ſeines gleichen beſtimmt, und die vornehmen Herren haben ein ſcharfes point d'honneur und können die Wahrheit nicht geradezu leiden. Nun ich verlaſſe mich auf ihn, und bin in ähnlichen Fällen zu allen Gegendienſten erbötig, der ich mit allem Estime verharre

Sein ergebener Diener,
Ahrens, Rector.

N. S. Lang darf es aber nicht ſeyn, wenns nur erhaben und poetiſch iſt, und er das rechte point de vue trift. Der Nahme des vornehmen Herrn fängt ſich mit A an.

* * * * * *

Hochedelgebohrner
Hochzuehrender Herr Rector,
wehrtgeſchätzter Herr Gönner und Freund!

Auf Ew. Hochedelgebohrnen Befehl habe ich mich flugs hingeſetzt, und gemacht, wie folget:

„Asmodi“

Asmodius der Böſewicht
Sä't Eiferſucht und Zweifel,
Ach! Herr Asmodi, thu ers nicht,
Und ſcheer er ſich zum T—.

Wünſche, daß die Piece Ew. Hochedelgeb. Approbation finden möge, ich denke wenigſtens das rechte point de vue getroffen zu haben. An das ſcharfe point d'Honneur kann mich aus einem Naturfehler nicht kehren. Der ich übrigens guten Effect wünſche und allſtets verharre

Ew. Hochedelgebohrnen cet.
Asmus.“

Die Beſchränkung des Schulplans konnte der junge Claudius um ſo leichter durch Privatarbeit ergänzen, da die Schüler weniger Schulſtunden und weit weniger häusliche Arbeiten hatten, als es heutzutage Brauch iſt. Es ſcheint, daß er dieſen Überſchuß an freier Zeit beſonders zur Fortbildung in der Mathematik, im Griechiſchen und in einigen neueren Sprachen benutzt hat. Von den letzteren trieb und verſtand er ſpäter Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch, Däniſch, Holländiſch, Schwediſch, Spaniſch. Vermuthlich fällt in ſein Schulleben nur das Erlernen der erſtgenannten Sprache, höchſtens noch des Engliſchen und Däniſchen. Zu den beiden alten Sprachen (übrigens erlernte er auch die Anfangsgründe des Hebräiſchen auf der Schule) und zur Mathematik hat Claudius ſein Leben lang ein mehr oder minder nahes Verhält-

niß behalten. Die ersteren trieb er aus Liebhaberei später fort, ohne daß ihn Beruf — etwa die Bildung und Schulung seiner Kinder abgerechnet — oder eigentlich wissenschaftliche Fachstudien dahin führten. Er las griechisch und lateinisch; seine Schriften sind vielfach von Reminiscenzen, ernst und scherzhaft gemeinten Citaten, Vergleichen und Parallelen aus der classischen Welt durchzogen. Einzelnes, wie namentlich die Platonische Apologie des Sokrates, hat er übersetzt; im ganzen verhielt er sich hier, wie auch in andern Gebieten, mehr als genießender oder freiwählender Dilettant, der nicht das gelehrte Wissen an sich, sondern die Freude an seinem Inhalt und den reinen und hohen Zweck der Herausbildung und Gestaltung seines geistigen Lebens, der zuletzt alles dienen mußte, im Auge hielt, den Kern nahm und die Schale wegwarf. Es ist auch hier die Scheu und Flucht vor der völligen Hingabe an einen speziellen Gegenstand in der Peripherie menschlicher Bildung, jene Gabe, seinem Wissen sich zu entziehen und in seiner Ursprünglichkeit sich darzustellen, die einen Grundzug in Claudius' Wesen bildet. Unter den griechischen Schriftstellern zogen ihn später am stärksten Homer und Platon an, gerade die Vertreter ihres Volksgeistes, die am weitesten über die Beschränkung der Zeit und der Volksthümlichkeit hinausgreifen. Wie wenig aber Claudius durch den Umgang mit der antiken Literatur formale Einflüsse erfahren habe, das wird uns später entgegentreten.

Auf mathematiſche und darauf ſich gründende phyſikaliſche Studien führte ihn ſein ſpäterer Beruf ſelbſt hin. Wie gründlich und umfaſſend darin ſeine Kenntniſſe geweſen, darüber fehlen uns die Belege, und hätten wir ſie, es ſtünde uns kein Urtheil zu. Im allgemeinen wird auch hier, ähnlich wie bei ſeiner claſſiſchen Bildung, die Beobachtung richtig ſein, daß auch die Mathematik nur einen Punkt in einer Kette von geiſtigen Intereſſen bildete, daß eine mathematiſche Methode auf ſein Denken keinerlei Einfluß geübt hat, daß auch dieſem viel und gern getriebenen Fache gegenüber ſein Ich ſich frei, originell, faſt wie unberührt bewegt.

Übrigens behielt die Schule den ſtreng kirchlichen Charakter bei, der ihr von vorn herein war aufgedrückt worden. Es ward nicht verſäumt, alle Morgen die Lectionen mit Geſang, den „der Rector ordnet, der Cantor aber intoniret“ und mit Leſung eines „caput biblicum“ zu beginnen. War dies eine Fortſetzung der häuslichen Sitte und Erziehung für Claudius, ſo fragt es ſich, ob auch das Leben und der Geiſt des Hauſes in ſolchen Übungen und in den fünf wöchentlichen Lehrſtunden, die auf die Religion verwandt wurden, fortgelebt habe. Nach manchen Anzeichen ſcheint das nicht der Fall geweſen zu ſein. Unter allen Umſtänden konnte hier die Schule das Haus nicht erſetzen; aber ſie ſcheint vorwiegend eine äußere Aneignung der chriſtlichen Lehre durch Gedächtniß und verſtandesmäßige Scholaſtik gefördert zu haben. Solche Dürre konnte kaum ohne lähmende Wirkung auf

dieſe Seite in Claudius' innerem Leben bleiben. Zudem kam er mit den Eltern nicht gar oft zuſammen. So nahe die Heimath ſeinem Schulort lag, er mag doch nicht häufig hingewandert oder auf längere Zeit von den Eltern beſucht worden ſein. Man war damals mit Ferien noch weniger freigebig wie jetzt, freilich in der Schulzeit auch nicht ſo angeſtrengt. Nur acht freie Tage in den Hundstagen und ſonſt vereinzelte Feſttage, zu denen auch das Vogelſchießen gehörte, unterbrachen die Zeit der Arbeit.

An Bildung und Kenntniſſen — zumal nach dem Zuſchnitt der Zeit — wohl vorbereitet verließ der neunzehnjährige Claudius die Schule und die grünen Seeufer von Plön, um die Hochſchule zu beziehen. Nicht unberührt von der erworbenen Schulbildung konnte ſeine Eigenthümlichkeit und die geiſtige Mitgift des Vaterhauſes bleiben. Trat auch dieſe Berührung nicht als Bruch und unheilbarer Zwieſpalt zwiſchen Erkennen und Glauben auf, das ungeſtörte kindliche Friedensleben rückte doch fern und ferner, ohne ganz unterzuſinken. Es begann an Stelle der früheren Unmittelbarkeit ein Leben wie aus zweiter Hand; und die beiden Hauptzüge in Claudius' Weſen geriethen ſchon auf der Schule in Colliſion mit feindlichen Mächten — ſeine poetiſche Natur mit der poeſieloſen und ſchulmäßigen Regelgerechtigkeit, ſeine religiöſe Sinnigkeit mit einem Schemen von Religion, der in der Formel und in Geſetzlichkeit verknöchert war. So ſtockte die erſtere, die noch im Keime ſchlummerte, in ihrer Entwicklung und mußte bald fremde und falſche

Geſtalten annehmen; die andre aber litt unter der Autorität der Schule und der Zeitbildung, und da ſie nicht kräftig genug war, ſich ſogleich in ihrer Eigenheit zu behaupten, ward ſie, ohne zu verſchwinden, eine Zeit lang vergleichgültigt und farblos. Aber unter der Winterdecke dieſes fremdartigen Außenlebens erhielten ſich verheißungsvoll Beſtandtheile ſeiner urſprünglichen Beſtimmung.

II.

Auf der Univerſität.

Noch einmal alſo verließ der junge Claudius zu längerer Trennung das Vaterhaus und zugleich die norddeutſche Heimath, um gemeinſam mit ſeinem Bruder Joſias Theologie in Jena zu ſtudiren. Es hat ſich ein kleines Heft erhalten, in welchem der alte Claudius dem abziehenden Sohn väterliche Rathſchläge über ſein akademiſches Leben und Studium mitgibt. Ich hebe aus den 35 Rubriken einige, und dieſe ganz in ihrer altfränkiſchen Form, heraus. An der Spitze ſteht die Mahnung, „ſeine Studien Morgens und Abends durch ein andächtiges Gebet zu heiligen und durch ein fleißiges Forſchen in der heiligen Schrift, aufmerkſame Abwartung des öffentlichen Gottesdienſtes und würdigen Gebrauch des heiligen Abendmahls ſich im Guten zu erwecken und zu ſtärken.“ Dann folgen praktiſche Lebens- und Verhaltungsregeln, die zum Theil in die kleinſten Einzelheiten ſich einlaſſen. Er räth dem Sohne, „ſich nicht mit Collegien zu überhäufen, ſondern derſelben nur vier bis fünf

zu halten, damit man nicht unter die Zahl derer gerechnet werden müſſe, qui de omnibus aliquid, ac de toto nihil wiſſen.“ Und „vorhero, fährt er fort, ſolle er ſich auf ſeine Collegia präpariren, damit man nachhero erkennen könne, wie weit man es proprio Marte getroffen habe.“ Er warnt ihn „ja keinen Schmaus bei ſeiner Ankunft zu geben, weilen man dadurch gar leichte in's wüſte Leben eingezogen werde.“ Auch ſolle er „eine Stube vor ſich alleine haben; denn obgleich ein Stubengeſell die Ausgabe mildere, ſo ſei er doch die meiſte Zeit eine große Hinderung.“ Von dieſer Art iſt auch der Rath „lieber bei einem ehrlichen Bürger zu wohnen und zu ſpeiſen, als bei einem professori, weilen Stube und Tiſch bei dem letzteren immer weit koſtbarer, nicht aber beſſer ſei, und man überdem allda gar leicht auf andre Unkoſten gebracht werde.“ Ermahnungen über Sparſamkeit, Vermeidung von Händeln fehlen nicht. Daran ſchließt ſich der Satz, „gegen ſeine Höheren demüthig, gegen ſeines Gleichen beſcheiden, gegen Niemanden aber, ohne den man vollkommen kenne, vertraut zu ſein; ſich nicht um andrer Leben und Handlungen zu bekümmern, noch weniger davon gegen andre zu urtheilen.“ Am Schluß iſt ein Verzeichniß der Collegia, „worauf man ſich inſonderheit zu legen habe“, angefügt; zu ihnen gehört außer den theologiſchen ein „cursus philosophicus, Mathesis und Physicum experimentale“, außer „was Zeit, Umſtände und Gelegenheit, ſich in andern Sprachen zu üben, verſtatten werden“. —

Der Weg nach Jena ſtreifte an Schauplätzen des ſiebenjährigen Kriegs, deſſen großer Held indeß niemals Claudius' Held geweſen zu ſein ſcheint. Die ſchön geformten Felſenberge des Saalthals, auch wenn auf ihnen nur wächſt „Gewächs ſieht aus wie Wein", die friedlich-glückliche Abgeſchiedenheit des Orts, dazu der harmlos-fröhliche Sinn der Thüringer — all' das mußte ihn anſprechen. Doch obwohl er die ganze Zeit ſeiner Lehrjahre dort verbrachte — ſeine zweite geiſtige Heimath iſt ihm die Hochſchule, wie ſie es ſollte, nicht geworden.

Am 21. April 1759 ward Claudius unter die Zahl der akademiſchen Bürger aufgenommen. Ein Bruſtleiden, das ſich zum Blutſpeien ſteigerte, nöthigte ihn, mit Einwilligung der Eltern ſein anfängliches Studium mit den juriſtiſchen und Kameralwiſſenſchaften zu vertauſchen. Wahrſcheinlich indeß iſt es, wie wir noch näher ſehen werden, daß auch Geiſt und Herz damals nicht ſo ganz bei der Theologie waren und daß er nach ſeiner inneren Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht mit halbem Herzen die wichtige Sache treiben mochte. Auch konnte die damals in Jena vorherrſchende theologiſche Richtung, die bereits durch Pietismus und Wolff'ſche Philoſophie abgeſchwächte lutheriſche Orthodoxie*, ihm, der Brot und nicht Steine ſuchte, unmöglich zuſagen. Man kann wohl ſagen, nach menſchlicher An- und Einſicht verfehlte Clau-

* Profeſſoren der Theologie zu Jena in den Jahren 1759—63 waren: Köcher, E. G. Müller, Zickler, Danovius. Der erſtgenannte galt als gelehrter Exeget und Katechet, der letzte war Dogmatiker.

dius mit dem Abſchied von der Theologie ſeinen wahren Beruf, denn ich wüßte keine Stellung auf der Welt, für die ſein ganzes Weſen in ſeiner Anlage und ſpäteren Ausbildung ſo ganz und ſo allein geſchaffen ſcheint als die eines Landpredigers. Und doch, wenn ihm auch das Glück eines das innere Leben befriedigenden Amtes verſagt blieb, zu wie ungleich größerem ward er beſtimmt in der freieren Stellung zur Kirche, durch ſein ſo viel unbefangneres, lauter tönendes Laienzeugniß! —

Leider fehlen uns eingehende Nachrichten über ſein akademiſches Leben; indeſſen wird es doch möglich ſein, durch Thatſachen und Schlüſſe eine allgemeine Vorſtellung davon zu geben.

Er hörte, wie uns eine weit ſpäter geſchriebene Mittheilung an Herder* ſagt, Inſtitutionen, Pandekten, Staats- und Völkerrecht und geſchichtliche Vorleſungen. Über Kameralwiſſenſchaften und die elementa juris publici (dies lateiniſch vorgetragen) finden ſich noch nachgeſchriebene Collegienhefte von ſeiner Hand. Sein Hauptlehrer in dieſen Fächern war ohne Frage der berühmte Profeſſor J. G. Daries, Gegner des Wolff'ſchen Syſtems und faſt mit Leibniz'ſcher Vielſeitigkeit zugleich Juriſt, Theolog und Philoſoph, der dann ungefähr gleichzeitig mit Claudius Jena verließ, um einem Rufe Friedrich's d. Gr. an die Univerſität in Frankfurt a. d. O. zu folgen. Neben ihm hat ein jüngerer Gelehrter, der

* Vom 2. Auguſt 1775; „aus Herder's Nachlaß" I, 394. Nr. 25.

damalige Magiſter J. A. Schlettwein* anregend auf Claudius gewirkt. Doch wenn auch in ihm, namentlich durch den letzteren, der Blick für das praktiſche Leben und der Sinn für ein nützliches Wirken darin vorübergehend aufgeſchloſſen wurde, ſo konnte ihn die wiſſenſchaftliche Seite ſeines Fachs, zumal bei der trocknen Dictirmethode der Zeit, doch unmöglich feſſeln. Er machte mit, was ſein Studium forderte, faſt als ein nothwendiges Übel, aber der Schwerpunkt ſeiner Arbeit und Neigung lag nicht in den juriſtiſchen Hörſälen.

Noch weniger aber lag er in einer Luft an der Philoſophie der Zeit. Weit über die Mitte des „philoſophiſchen" Jahrhunderts herrſchte faſt ausſchließlich in der deutſchen Wiſſenſchaft die aus der Leibniz'ſchen abgeleitete Wolff'ſche Philoſophie. Chriſtian Wolff's zahlreiche Schüler breiteten nach dem Tode des Meiſters** ſeine Weisheit und Lehrart auf den Kathedern der Hochſchulen aus; die Beſchäftigung damit galt den Studenten als eine nothwendige Vorbereitung und Würze ihres beſondern Fachſtudiums. Brachte nun Claudius, wie es ſcheint, ſchon von der Schule einen Widerwillen gegen die

* Geb. 1731 zu Weimar; ſeit 1763 Badiſcher Kammerrath und Profeſſor der Polizeiwiſſenſchaft in Karlsruhe, dann nach einem kürzeren Aufenthalt in Baſel von 1777—1785 Heſſen-Darmſtädtiſcher Regierungsrath und erſter Profeſſor an der neugeſtifteten ökonomiſchen Facultät der Univerſität Gießen. Er war ſehr fruchtbarer, meiſt ſtaatsrechtlicher, in ſeiner früheren Zeit auch populär-philoſophiſcher Schriftſteller.

** Er lebte von 1679—1754.

bräuchliche formale Logik mit, ſo wurde dieſer zu einer tiefen Abneigung gegen die geſammte Modephiloſophie geſteigert. Die Wolff'ſche Philoſophie iſt die wiſſenſchaftliche Geburtsſtätte der deutſchen „Aufklärung", und ſo hat Claudius ſeine Feindſchaft gegen dieſe Richtung unbewußt ſchon auf der Univerſität eingeſogen.

In der Form führte ſie eine mathematiſche Lehrart ein, ihr Inhalt ging aber überall von der Erfahrung aus, ohne doch deren Methode zu lehren. Ihre Schlüſſe entlehnen der Erfahrung ihre Vorderſätze; ihre Erkenntniß iſt nur zuſammenhängende geſchichtliche Erkenntniß; ſie gelangt nur zu einem Gradunterſchied zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, die in ihr lediglich eine Entwicklung und Steigerung des ſinnlichen Empfindens iſt. Nur der Satz, daß die Seele, wie alle ſelbſtändigen Dinge, die Quelle jeder Veränderung in ſich ſelbſt habe, bewahrte das Syſtem vor dem Hinabgleiten zu dem Senſualismus der engliſchen Philoſophen.

Ebenſo fehlte es ihren praktiſchen Theilen an Tiefe und Wahrheit.

Die Sittlichkeit wurde auf den Verſtand zurückgeführt; die Moral, als Pflichtenlehre behandelt, war nicht frei von Selbſtſucht und ermangelte einer erhebenden Idealität. Familie und Staat ſind ihr Ergebniſſe eines Vertrags.

Von poſitiver Religion und Theologie hält ſich dieſe Philoſophie, ſo eifrig ſie einen Gottesbegriff aufzuſtellen ſucht, möglichſt fern. In Wolff ſelbſt hatte ſich durch

Sitte und Geſinnung ein Kern chriſtlicher Frömmigkeit erhalten. Seine „natürliche Theologie“ aber beruhte auf einem mechaniſchen Verhältniß von Gott und Welt, und nur die Rückſicht auf die öffentliche Wohlfahrt hält ſie von der Kritik der chriſtlichen Weltanſchauung zurück.

Eine Natur wie die unſers Claudius konnte durch dieſe Weltweisheit, die bei mancherlei Verdienſten im einzelnen aller ſpeculativen Tiefe baar ging und der Alleinherrſchaft des „geſunden Menſchenverſtandes“ vorarbeitete, nicht befriedigt werden, und wenn er auch damals, wie wir ſehen werden, keineswegs frei von jenen Einflüſſen blieb, ſo wehrte ſich ihm doch im Innerſten die Stimme ſeiner poetiſchen Natur und die Ahnung eines tieferen Bedürfens. Woher käme auch dem Studenten ein klares Bewußtſein und eine Selbſtändigkeit gegen die geiſtigen Mächte, die ſeine Umgebung beherrſchen! Jene vielgerühmte akademiſche Freiheit iſt und war immer, bei Licht beſehen, ein Stand geiſtiger Unfreiheit.

Später aber begegnet uns im „Wandsbecker Boten“ ein humoriſtiſcher Aufſatz*: „Eine Chria, darin ich von meinem akademiſchen Leben und Wandel Nachricht gebe“, in welchem Claudius im Botenton kein ſehr erbauliches Bild von der nach ſeiner Anſicht volks- und glaubensfeindlichen Afterphiloſophie entwirft, die in pedantiſchem Dünkel den Stein der Weiſen zu hüten meint, während ſie dürftig an der Schale klebt. Soll dieſer kleine Aufſatz auch nicht den Werth von einem Memoire haben,

* Zuerſt im Wandsb. Bot. Jahrg. 1771, N. 53, dann Werke I, 9.

aus dem man beſtimmte Einzelheiten entnehmen könnte, ſo hat er doch Wichtigkeit für uns als ein Niederſchlag der akademiſchen Eindrücke des Dichters. „Weil man auf Einem Fuß nicht gehn kann — heißt es u. a. —, ſo hat die Philoſophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, ſagte der Magiſter, ſei für Jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Naſ', und das ſei nur für ihn und ſeine Collegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden ſpinnt, da ſei der Faden für Jedermann und Jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne ſei ſein beſcheiden Theil, nämlich das andre Etwas, das der zureichende Grund* von dem Erſten Etwas iſt, und einen ſolchen zureichenden Grund müß' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hintertheil zu ſein". — „Ob, und was Gott ſei, lehr' allein die Philoſophie, und ohne ſie könne man keinen Gedanken von Gott haben; dies nun ſagt' der Magiſter wohl aber nur ſo. Mir kann kein Menſch mit Grund der Wahrheit nachſagen, daß ich 'n Philoſoph ſei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachſen mache, und denn ahndet mich ſo von ferne und leiſe etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten daß ich denn an Gott denke,

* Er meint die ſ. g. causa sufficiens (raison suffisante) im Leibniz'ſchen u. Wolff'ſchen Syſtem, wonach alles Geſchehende einen beſtimmenden Grund hat, aus dem es ſo und nicht anders geſchieht.

ſo ehrerbietig und freudig ſchauert mich dabei". — „Weiter ſprach er von Berg und Thal, von Somm' und Mond als wenn er ſie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Äſop ein, der an der Wand wächſt; aber die Wahrheit zu ſagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magiſter ſo weiſe war, als Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß, muß — ſäh ich nur 'nmal einen, ich wollt' 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen heitern ruhigen Auge, mit dem ſtillen großen Bewußtſein. Breit muß ſich ein ſolcher nicht machen können, am allerwenigſten andre verachten und ſegen. O! Eigendünkel und Stolz iſt eine feindſelige Leidenſchaft; Gras und Blumen können in der Nachbarſchaft nicht gedeihen". — Doch nicht erſt als Asmus, da er die beſprochene Satire im Rückblick auf vergangene Zeiten ſchrieb, hielt er über dieſe Perrükenweisheit, die ihm Thorheit ſcheint, Gericht, ſchon als Student ſpricht er ähnliche Gedanken, nur weniger originell, in den „Tändeleien und Erzählungen" unter dem Titel „der nützliche Gelehrte an Herrn Magiſter Schlettwein" aus.

Nachdem er hier in einer an Geiſt und Erfindung allerdings ſehr anſpruchsloſen Erzählung das Unpraktiſche ſolcher Gelahrtheit dargethan, ſchließt er mit der Moral:

„So prahlt der Philoſophen Schaar,
Die, neben andern großen Gaben
Nur Grillen in den Köpfen haben.

Das, was ſie glauben, iſt zwar wahr,
Doch bis zum nützlichen ſich nie herunterlaſſen,
Und dich ſogar deswegen haſſen,
Iſt lächerlich, was zu erweiſen war.

Du haſt der Wiſſenſchaften Werth, in jeglicher ein Mann,
Durch ſchöne Proben dargethan.
Freund, zeig' uns ferner Mittel an,
Das Leben glücklicher zu führen,
Und laß die Narren demonſtriren,
Und jeder lache, der ſie hört!
Und ſei ohne Unterlaß auf's Wohl der Welt bedacht!
Der iſt wahrhaftig nur gelehrt,
Der andre dadurch glücklich macht." —

Doch ſchon an dieſen Verſen ſehen wir, daß der Geiſt der verſpotteten Philoſophie ſich an dem Dichter rächte, indem er ihn ſelbſt gerade in das Intereſſe an dem „Nützlichen" hereinzog, das Claudius über der abſtruſen demonſtrirenden Lehrform als die Grundrichtung des Wolff'ſchen Syſtems damals überſah. Freilich in dieſer Form und an dieſem Ort mußte ihm, der den unmittelbaren und gehaltvollen Anſchluß an das Leben ſuchte, jenes Streben unfruchtbar erſcheinen; aber längere Zeit begleitete ihn die Gefahr, einſeitig das Nützliche zum Maß des Lebens zu nehmen.

Je weniger ihn die Bildung der Hörſäle befriedigte, um ſo eifriger ſuchte er außerhalb geſündere Nahrung. Dem Charakter der Hochſchule als einer univerſalen

Bildungsanstalt lebte Claudius treulich nach; sein Geist ging damals ins Weite und Allseitige, ein Streben, das ihm auch später bei allem Dringen auf das Eine was noth thut, eigen geblieben ist. Er trieb die alten Sprachen, vorzüglich wohl Griechisch, fort, wenn er auch damals noch nicht die befreiende Gewalt der Homerischen Volksdichtung an sich erfahren hat. Auch Plato's belebender Einfluß fällt ohne Frage in eine spätere Zeit. Sodann scheinen romanische Sprachen und Literatur ihn vornehmlich beschäftigt zu haben. Dabei blieb Musik eine Lieblingserholung und übte, wie so oft, in aller Selbstentfremdung und Lebenszerstreuung ihr stilles Amt, das Ursprüngliche zu hüten und zu conserviren.

Aber auch der Dichter regte an der Saale die ersten Schwingen; die vaterländische Literatur trat ihm eigentlich jetzt zum erstenmale nahe.

Claudius wurde Mitglied der „teutschen Gesellschaft", die im Jahre 1728 nach dem Vorbild der Leipziger gleichnamigen, von Gottsched geleiteten Gesellschaft durch den Magister Fabricius gestiftet worden war und, ohne daß besondere Lebensäußerungen von ihr ausgingen, doch aus dem damals sehr rohen Jenenser Studentenleben die strebsameren Geister hervorziehen nnd unter ihrem Banner sammeln mochte.

Zunächst war es damit auf s. g. schöne Wissenschaften abgesehen, doch lag im Plan, auch eine Klasse für „höhere Wissenschaften", Theologie und Jurisprudenz zu errichten. Die ordentlichen Mitglieder (im Gegensatz zu den

„vornehmen“) kamen wöchentlich einmal zusammen, lasen deutsche Reden und Gedichte vor, wobei es ausdrücklich auf „Verbesserung der deutschen Sprache“ abgesehen war — Versuche, von denen man eine Auslese dann alljährlich in einem Band schöner und einem Band „höherer Wissenschaften“ herausgeben wollte. Vermuthlich sind das ebenso fromme Wünsche geblieben, wie der Plan, mit einer deutschen Sprachkunde und einem Wörterbuch das Vaterland zu beschenken.

Diese Gesellschaft, im Geiste Gottsched's ihr Werk treibend, konnte für Claudius nur eine Schule der Formen sein, und hat ihm nach dieser Seite durch Übung der Sprachgewandtheit, stilistischer Correctheit und der Versification einige Förderung gebracht, freilich gegen das unverhältnißmäßige Opfer, daß seiner Vorstellung und Nachbildungsluft statt des Begriffs ächter Poesie zeitweilig ein mißgestalteter Wechselbalg untergeschoben und daß er durch diese Gesellschaft künstlich zu einem verfrühten Produziren verführt wurde. Wir werden dies unten an den Früchten näher erkennen.

Mehr werth war es, daß Claudius durch dies Medium in eine strebsame Jugendgenossenschaft gezogen wurde. Vermuthlich berührt sich sein Aufenthalt noch eben mit dem Schluß der Studentenzeit seines poetischen Landsmanns Hans Wilh. von Gerstenberg*, des spätern Verfassers der Tragödie Ugolino, dessen Schriften und Beispiel jetzt und fernerhin, wie wir sehen werden,

* Geb. 1737 in Tondern im Schleßwig'schen.

nicht ohne Einfluß auf Claudius blieben, und deren Erstlinge wahrscheinlich auch unter der Ägide jener „teutschen Gesellschaft“ entstanden sind. Auch Claudius' späterer Freund, zeitweiliger Landsmann und Richtungsgenosse J. Georg Schlosser, Goethe's nachheriger Schwager, studirte gleichzeitig mit ihm die Rechte in Jena und mag mit ihm auf derselben Bank gesessen, vielleicht auch mit ihm an jenem hölzernen Pegasus Reitversuche angestellt haben, ohne daß wir von einem Verkehr bestimmtes wissen.

Sonst sind wir über Claudius' geselligen Verkehr, sein eigentliches Studentenleben nicht näher unterrichtet. Daß er an dem wüsten Ton des Verbindungs- und Ordenswesens, das damals zu Jena in der Blüthe stand, keinen Antheil nahm, ist zu glauben. Es war für das sittliche Leben der Universität eine Zeit der Versumpfung; erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, unter Herzog Carl August's von Weimar Regierung kam ein frischerer, freierer, edlerer Geist über Jena. Damals aber war es das burschikos angestrichene Philisterthum einer kleinen Provinzialuniversität, das sich dort breit machte; die in Jena so leicht eingebürgerte Bierseligkeit und Renommisterei besaß in dem „Faßbinderorden, Concordien-, Bier-, Stern-, Kreuzorden“, gegen deren Unwesen erst einige Jahre später ein förmliches Mandat erging, ihre charakteristischen Organe. Doch entzog sich Claudius keineswegs der kecken Jugendlust eines heitern Burschenlebens, er überließ sich vielmehr gern seiner muntern

Laune und gelegentlich ächt burschikoser Ausgelassenheit. Eine kleine Anekdote dieses Schlags hat sich erhalten. Einst machte er mit mehreren Genossen in bunten Schlafröcken einen Spazierritt in die Umgegend von Jena. Ein Streifcorps preußischer Husaren, die in den seltsam uniformirten Reitern irgend einen neuen Feind ihres Königs vermuthen mochten, griff die Gesellschaft auf und brachte sie zu ihrem Commandeur auf ein Nachbardorf. Doch der verstand sich besser auf das Studententreiben, bewirthete sie freundlich und ließ sie ihren friedlichen Weg ziehen.

Aber auch der Ernst des Lebens trat früh in diesen Wechsel von Bücherleben, Poesie und Geselligkeit ein. Sein Bruder Josias, welcher der Theologie treu geblieben war und darin die besten Hoffnungen erweckte, starb schon am 19. Nov. 1760 an den Blattern, an denen zuvor auch Matthias lebensgefährlich erkrankt war. Vor dem Rector magnificus und der Trauerversammlung hält der Bruder die Grabrede, die dann gedruckt wurde und vor mir liegt. Die Blätter — Claudius' erste Druckschrift — sind als eines der wenigen Zeugnisse seines damaligen inneren Lebens für uns merkwürdig genug. Aber es ist ein wunderliches Machwerk. Vor der offenen Gruft vermag es der Bruder, ganz im Geist der damaligen Schulphilosophie die Frage abzuhandeln „ob und inwieweit Gott den Tod der Menschen bestimme." Dabei ist Ton und Form der Rede merkwürdig, weil sich darin noch gar keine Eigenthümlichkeit, am wenigsten

die ſpätere Originalität des Mannes verräth; — es iſt ein glatter rhetoriſcher Fluß, dem man leicht auf den Grund ſieht und der nur einzelne Züge von dem Bild des Menſchen zurückwirft. Hier und da wird die ſchulmäßige Manier von einem durchblitzenden wahren Gefühl unterbrochen, und man ſieht, wie ſchon den jungen Geiſt das ernſte Thema ſeines ganzen Mannes- und Greiſenalters, die Betrachtung des Todes mit beſonderer Macht bewegt. Und dieſer Grundton der Rede iſt es, der uns, wenn wir die Schulform abſtreifen, vor allem hier von Werth iſt.

Zwar war ihm in ſeiner Knabenzeit die Erfahrung des Todes ſchon nahe getreten. In dem einen Jahre 1751 ſtarben ihm drei Geſchwiſter (zwei davon gar an zwei Tagen hinter einander). Aber er war noch Kind, und es iſt auch ein andres, als Glied einer Familie mit dieſer einen Todesfall zu erleben, als alleinſtehend in unmittelbarſter Nähe ihn in allen ſeinen Leidensſtationen durchzumachen. Claudius war in ſeiner Jugend eine zart beſaitete Natur, die von der Luſt und dem Schmerz des Lebens leicht und tief bewegt wurde, und der Übergang von dem hellſten Jubel zur tiefſten Erniedrigung der Stimmung war ihm, ehe er das innere Gleichgewicht gefunden, in dieſen Jahren eigen. Da erſchütterte ihn denn mächtig die Erfahrung, die das alte Lutherwort ausdrückt:

„Mitten wir im Leben ſind
Mit dem Tod umfangen;“

und daß er dieſe Erfahrung an dem ſeiner Geſchwiſter machen mußte, an dem er mit ganz beſonderer Innigkeit hing, machte ſie unvergeßlich.

Man ſieht, es ſind Gedanken, an einem langen Krankenlager entſtanden, deſſen ſchwerer Ausgang gewiß war; die Reflexion des Schmerzes iſt darin erkennbar und das Streben, ſich in der Anſchauung des Leidens und Sterbens, vor dem er in dieſem Fall als vor einem Räthſel und naturwidrigen Akte ſteht, mit der Vorſtellung der göttlichen Liebe zu verſöhnen. So betrachtet er den Tod von zwei Seiten; einmal als natürlichen und von Gott beſtimmten Schluß des körperlichen Lebens, wenn die Säfte des Körpers allmählich abnehmen, und Gott will, daß der Menſch aufhört, auf dieſe Art glücklich zu ſein. Solcher Tod iſt von Gott und wie der Redner zu beweiſen ſucht, ohne alle unangenehme Empfindung. „Menſchen, die ſo ſterben, kann auch kein Trieb zum Leben den Tod bitter und ſchrecklich machen. Wenn einer, weit von dieſem Ziele, mitten auf der Bahn ſeines Lebens dahin ſinkt, dann hat noch eine jede Nerve wegen der Säfte, die ſich in ihr befinden, Kräfte, die ſie zum Nutzen des Ganzen verwenden könnte, wenn ihr nicht unüberwindliche Hinderniſſe geſetzt würden. Dieſe bietet ſie freiwillig an und kämpfet mit den Hinderniſſen. Daher entſtehet das Gefühl, welches wir den natürlichen Trieb zum Leben nennen. Kann dieſes Gefühl bei dem von Gott beſtimmten Tode ſtattfinden? Nein, hier ſind alle Kräfte zum Nutzen des Ganzen verbraucht. Eine jede

Nerve hat ausgedient und ist ruhig, sowie ein alter Krieger, der alle Kräfte für das Glück seines Vaterlandes verwendet, jetzt ruhig ist und keine Schlachten mehr wünscht."

Dann schildert er das Schmerzlose der natürlichen und von Gott allein bestimmten Lebensauflösung — ein Zeugniß, „daß Gott uns nicht durch Labyrinthe von Ungemach und Plagen zur Ruhe und zum Genuß der Freude führen will. Nein, den ganzen Weg, den er uns bezeichnete, hat er mit Blumen bestreut, wir selbst suchen uns Wege, unwegsame Wege über schroffe Felsen, durch dunkle, unabsehbare Tiefen in unser Vaterland."

Darauf geht er zu dem andern Punkte über. „Sollte es sich von dem weisesten Wesen denken lassen, daß es auch die Ursachen des Tods bestimme, die dieser widersprechen? und von der Art sind alle andre Ursachen, die unsern Tod frühzeitig herbeiführen. Und wenn wir eine jede derselben besonders betrachten, so finden wir, daß sie sich entweder unmittelbar oder wenigstens in ihren Ursachen in dem Willen der Menschen gründe. In beiden Fällen kann Gott den Tod unmöglich bestimmen. Wer ist verwegen genug von Gott zu glauben, daß er dem Mörder den Dolch in die Hand gebe, hier seinen Bruder, hier seinen Vater, hier seinen Freund, und hier sich selbst zu ermorden; daß er den Wütherich, den Tyrannen auf den Thron setze, damit er im Stande sei, bald den Jüngling, und bald den Greis seiner Blutgierde ungerochen aufzuopfern, und ganze Felder mit Leichen zu

bedecken? Und ebenſowenig gibt die Vernunft uns das Recht, in dem zweiten Falle Gott als die Urſache des Todes anzuſehen. Hängt gleich die nächſte Urſache nicht von dem Willen der Menſchen ab, ſo ſind doch die entfernten darin gegründet, die dieſe unwiderruflich beſtimmen." —

Auch den Einwurf, die „Vollkommenheit des Ganzen" könne das vorzeitige Opfer des einzelnen fordern, weiſt er zurück. „Warum muß dann der Menſch unter ſo ängſtlichen Verzuckungen ſterben? warum wird ſein Körper nicht ſo gebaut, daß er zu der beſtimmten Zeit aufhört zu leben?" Und nun verläßt er dieſe rhetoriſch-demonſtrirende Auseinanderlegung und führt die Hörer in lebendiger Schildrung an das Kranken- und Sterbebett ſeines Bruders, in das Trauerhaus ſeiner Eltern.

Das dunkle Räthſel, das ſich ſeinem Geiſte erhebt, ſucht er nicht zu löſen, oder er ſpricht wenigſtens das Wort der Löſung, das allein im Chriſtenthum offenbar wird, nicht aus. Vieles erſcheint in der Rede ungeſund — ſchon die Möglichkeit einer ſolchen Beweisführung mit einem wahren Kummer im Herzen iſt es, — aber wir müſſen die Sitte der Zeit in Anſchlag bringen und daß Claudius damals wahrſcheinlich noch Theologe war und als ſolcher ſich berufen fühlte zu reden; das Maß der Erkenntniß und der Aneignung der Wahrheit wiegt nicht eben ſchwer; eher macht das Religiöſe in der Rede den Eindruck überkommner Gedanken, welche die ſchmerzliche Erfahrung wach ruft. Aber tiefer gewiß, als ſeine Worte

ſind, — die einzigen vielleicht, die Claudius in Redeform jemals öffentlich geſprochen hat — drang das Ereigniß in ſein inneres Leben und nicht blos als Trauer über den einzelnen ſchweren Verluſt, ſondern als ein Grauen vor jener Unnatur in der Natur, welches grade in der Tiefe lebende Menſchen am ſtärkſten empfinden.

Wann Claudius Jena verlaſſen, wiſſen wir nicht ganz genau; die Nachforſchungen in den Univerſitätsacten ſind ohne Ergebniß geblieben. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſein dichteriſcher Erſtlingsverſuch, der unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen“ 1763 zu Jena gedruckt wurde und den poetiſchen Ertrag ſeiner Studentenjahre enthält, den Schlußſtein ſeines dortigen Lebens bildet.

Ich ſchicke voraus, daß Claudius ſpäter, und mit Recht, von dieſen Tändeleien durchaus nichts wiſſen wollte. Natürlich aber überhebt dies den Biographen nicht, ſie als ein Glied und Zeugniß ſeiner Entwicklung zu beachten.

Man muß geſtehen, Claudius hat einen ſehr ſchwachen und dürftigen Anfang als Dichter genommen. Es iſt aber auch für den, der den Wandsbecker Boten kennt, wie eine fremde Welt, wenn er dieſe Blätter zur Hand nimmt. Die Tändeleien ſind das poetiſche Nebenſtück zu der proſaiſchen Rede, von der wir oben ſprachen und wir ſtaunen bei ihnen noch mehr wie bei jener über die Grundverſchiedenheit dieſer Anfänge von dem Dichten, Denken, Geſtalten des hiſtoriſchen Claudius. Denn ſie ſtehen an Eigenthümlichkeit, Herz, Leben, Wahrheit noch weit unter jener Rede. Dort war es ein perſönliches,

an's Innerſte greifendes Erlebniß, das ihn rührte und reden ließ, und die Wirklichkeit und Wahrheit dieſes Schmerzes zerriß doch hier und da die Unnatur der conventionellen Denkweiſe, die Wolke der pedantiſchen Form; hier aber fehlt aller Inhalt und der Hohlheit und Armuth des Innern entſpricht die monotone, geiſtloſe und geſchraubte Außenſeite. Es ſind poetiſche Schulexercitien, erwachſen aus dem allgemeinen Nachahmungstrieb, der einer empfänglichen, ſtrebenden und ſonderlich einer auf Hochſchulen lebenden Jugend, wo die Bruchtheile aller Bildungselemente, zumal der literariſchen, ſo leicht ſich zuſammenfinden, vor allen eigen iſt, eine Frucht der „teutſchen Geſellſchaft" — aber leider dazu noch Nachzeichnungen nach ſchlechten Vorlegeblättern; nicht ein innerer Drang, zu geſtalten was tief innen lebt, waltet und entfeſſelt ſein will, ſondern ein äußeres Drängen, poetiſch mitzureden auch ohne das Recht der Mündigkeit! Das rächt ſich dann um ſo empfindlicher bei einer Natur, die ihrer ganzen Anlage nach ſo wahrhaftig, ſo reell und eins war im Fühlen und Denken wie Claudius, der zwölf Jahre ſpäter in einem Briefe an Herder* mit ſolchem Recht von ſich ſagen konnte: „ich mag auch von keiner Diſtinction zwiſchen Schriftſteller und Menſchen Proben ablegen, und meine Schriftſtellerei iſt Realität bei mir, oder ſollt' es wenigſtens ſein, ſonſt hohl's der Teufel." — Eine andersgeartete

* Vom 5. Dec. 1775 aus Herder's Nachlaß I. S. 401. Nr. 30.

Natur von größerer formaler Begabung hätte ſich über den fehlenden Kern von Wahrheit und Erfahrung durch eine überdeckende Kunſt der Behandlung hinweggeholfen, aber die Kunſt war Claudius' Sache am wenigſten, und ſo verfielen die ſeelenloſen Verſuche ſofort in das Extrem der Plumpheit und Geſchmackloſigkeit.

Die Sammlung iſt dem „hochgebohrnen Grafen und Herrn Friedrich Ludwig Grafen von Moltke, Erbherrn auf Nienborf* u. ſ. w.", den er vom Vaterhauſe her muß gekannt haben, in einer poetiſchen Dedication gewidmet, von der ich eine Stelle ausheb e:

„O Graf, Sieh' hier, was eine Muſe mich,
An einem Bach im ſtillen Grunde lehrte.
Jüngſt war ſie ganz beſtürzt, und nannt' und rühmte Dich,
Und ſprach verſchämt zu mir, daß ichs nur eben hörte,
Ich ſollte Dir die kleinen Lieder weihn,
Und floh, im nahen dunkeln Hain
Die rothe Wange abzukühlen.
O, wenn die Lieder Dir gefielen,
Wie würde ſich die ſcheue Muſe freun!" —

Sie zerfällt nach dem Titel in zwei Theile. Der erſtere, kleinere enthält neun Stücke, die mit einer Ausnahme in poetiſcher Proſa mit eingeſtreuten Verſen geſchrieben ſind. Einige Titel mögen einen ungefähren Begriff des Inhalts, eine Probe die deutlichere Anſchauung geben. Wir finden da z. B. „die Schäfer um den Brunnen", „die

* ein Rittergut bei Reinfeld.

Faunen", „der wohlthätige Amor", „Amor auf der Schlüſſelblume" u. ſ. w. Wir wählen zur nähern Selbſtcharakteriſtik No. IV. S. 12. „die ſüßen Lippen der Mädchen". —

„Vor der Geburt des Amors wußte man nichts vom Küſſen, und der liebende Jüngling kannte die unausſprechliche Wolluſt nicht, die ich empfinde, wenn ich meine Lippen ſanft auf die Lippen meiner Chloe drücke:

„Die Mädchenlippen waren ſchön, doch waren ſie nicht ſüß,
Bis Venus Göttertrank auf ſie durch Amor träufeln ließ."

Als Amor geboren wurde, hielten die Götter ein Feſt, und waren alle ſo vergnügt, als ſie noch nie geweſen waren. Selbſt aus dem Geſichte des Mavors hatten die goldenen Schüſſel den Krieg verſcheucht. Laßt uns, fing er gefällig an, den Menſchen heute eine Wohlthat erweiſen, und zwar dieſe, ſprach die ſchöne Königin von Cypern, die in den halb ausgeleerten Becher freundlich hineinſah, ſie ſollen unſern Nektar koſten. Venus fand Beifall, und gab den Liebesgöttern den Nektar, mit dem Befehl, ihn auf die Lippen der Mädchen zu träufeln.

„Ich ſchmeck' ihn, wenn ich Chloe küſſe,
Wie ſanft, wie angenehm, wie ſüß!
O Chloe, Chloe, gib mir Küſſe,
Der Göttertrank iſt gar zu ſüß." —

Man ſieht, es ſind Triller in einer fremden Mundart, in dem flauen, geſchnörkelten Zopfton, ſind abgeſtorbene Reſte franzöſirender Dichteleien, wo die Daphne's und

Chloe's und andre antike Schönen, doch alle im Reifrock und mit Puder, ihre zimperliche Rolle ſpielen. Wie himmelweit dieſe Naturwidrigkeiten von der ſpäteren Naturtreue des Mannes!

Wie aber Claudius in den Tändeleien von Liebe ſingt, ohne geliebt zu haben, und dadurch kalt, ſteif und hölzern wird, ſo haben die „Erzählungen" eine moraliſche Färbung, ohne dem Leben entnommen zu ſein. Es ſind 11 Stücke, ganz in Verſen geſchrieben; wie z. B. „der edle Prinz", „der verzweifelnde Damon", „der fromme Heide", „das betrübte Mädchen", „der arme Mann" und enthalten Züge von Menſchenliebe, edeln Geſinnungen, Tugendſchwärmerei und ähnliche Ergießungen. Der poetiſche Werth iſt Null; die ganze Auffaſſung und Darſtellung noch knabenhaft, faſt kindiſch. Mitunter iſt auch die Moral wirklich ungeſchlacht. So endet die dritte Erzählung „Cissides und Paches"* mit der Schlußmoral:

„Freund, weine nicht, wie ſüß iſt's in der Schlacht
Fürs Vaterland auf einem Wüthrich ſterben,
Den man ſelbſt umgebracht." —

Vier Punkte ſind aber für den Biographen, der auch auf die kleinen und halbverhüllten Züge achten muß, nicht unwichtig; — einmal Spuren eines verblaßten Chriſtenthums, die wie eine verhallende Jugenderinnerung hier und da anklingen; ferner einzelne Züge jener herz-

* Die Namen ſind einem größeren Gedicht E. v. Kleiſt's (1759) entlehnt.

lichen Menſchenliebe, die ſo gewinnend uns ſpäter im Asmus aufſpricht. So in dem Gedicht „an meinen Vater“:

„Wie glücklich iſt, wer's redlich meinet!
Und mitleids- und erbarmungsvoll
Sein ſchön Gefühl dem Himmel weinet:
Es gehe allen Dingen wohl!“ —

Ein andrer eigenthümlicher Zug iſt die Verſpottung unpraktiſcher, dem Leben entfremdeter Gelahrtheit in dem ſchon oben beſprochenen „nützlichen Gelehrten“, endlich die ſofortige Änderung des Tons, wenn — wie in dem Gedicht „an meinen Vater“ — der Dichter in den engeren und ihm näheren Bereich ſeiner Herzenserfahrungen, in ſeine Welt kommt. Läßt das Gedicht künſtleriſch auch noch ſo viel zu wünſchen übrig, ſo iſt doch der Bruſtton eigener Empfindung daraus hörbar, und Gelegenheitsgedichte in dieſem Sinn ſind immer der natürliche Boden für Claudius' Lieder geblieben. Dies beſtätigt auch ein gedrucktes Flugblatt aus noch früherer Zeit, das drei Feſtgedichte der Gebrüder Claudius zur Hochzeitsfeier ihrer Schweſter enthält, von denen das erſte unſerm Dichter angehört und von der dritten Strophe an ſo lautet:

„Und ſchleich unruhig und froh hinweg von der kleinen Verſammlung
Der Freunde, die Deiner Liebe ſich freun.
Und bilde, dein Bruder und Freund, in ſtiller Begeiſtrung verloren,

Dein ganzes künftiges Leben mir ab.
Und weine zum Himmel empor; ſo laß es Himmel, Sie leben!
Und bilde es immer noch ſchöner mir ab,
Dann fleht mein klopfendes Herz, dann fleht: ſo laß es, Sie leben!
Die bebende Thrän' im glühenden Geſicht.
Ich wags das Leben Dir itzt, was ich Dir gönne, zu ſchildern,
O ſteh' Du vertrauliche Muſe mir bei!
Sie flieht, die Treuloſe flieht? — hier, hier im fühlenden Herzen
Hier iſt's, komm', blicke Du ſelber hinab. —
Heil, Heil und Freuden — viel Heil — viel unausſprechliche Freuden —
Ein Leben — ach wie's ein unſterblicher lebt —
Voll Seligkeiten, voll Luſt, voll ſüßer namloſer Wonne —,
Und — haſt du gütiger Himmel noch mehr? —"

Wie begreiflich machten die „Tändeleien und Erzählungen" bei der ſtrengeren Kritik* kein Glück. In den erſteren glaubte man mit Recht eine mißlungene Nachbildung der vier Jahre früher herausgekommenen „Tändeleien" Gerſtenberg's, in den Erzählungen die Spuren Gellerts zu finden. Den erotiſch-tändelnden Inhalt und die gemiſchte proſaiſch-metriſche Form haben jene mit Gerſtenberg gemein, aber gegen deſſen zierlich ge-

* Die ſchonungsloſeſte Kritik findet ſich in Nicolai's „Briefen die neueſte Literatur betreffend", 1765. XXII Thl. S. 178—183.

brechſelte, ſalonmäßige Verſe ſind die von Claudius tölpelhaft; — er war eben zu gut zum „Tändeln“. —

Claudius ſelbſt hat die beſte Kritik gegen dieſen Jugendſtreich geübt, indem er nur ein kleines Lied „an eine Quelle“ (v. J. 1760), ohne Frage noch das beſte von allen, wiewohl auch nicht ganz Original*, mit wenigen unbedeutenden Veränderungen in ſeine geſammelten Schriften aufgenommen hat. Wer ſich aber wundern ſollte, wie der treffliche Bote von Wandsbeck früher in ſolcher Vermummung, in der er ſich ſo übel ausnahm, hat einhergehen können, der möge ſich der damals noch herrſchenden Zeit- und Geſchmacksrichtung erinnern, die zumal in Jena, damals der literariſchen Filiale von Leipzig, im beſten Fall noch gänzlich von Gleim, Kleiſt, Gellert, Geßner, Ramler geleitet wurde; von welcher Klopſtock nicht gekannt oder nicht gewürdigt ward; auch mag er hinzunehmen, daß Leſſing's Hauptwerke noch fehlten; gerade im Schlußjahr des ſiebenjährigen Kriegs erſcheint als die reichſte literariſche Frucht dieſer ſchweren und glorreichen Jahre ſeine Minna von Barnhelm. Und wer noch eines leibhaften Beweiſes dafür bedarf, daß gewöhnlich erſt in den Mannesjahren die Eigenart des Menſchen ſich herausarbeitet, ſo mag er ſich Göthe ſelbſt vorführen, der doch auch als Student die in franzöſiſchem Geiſt und Ton ſich bewegenden Mitſchuldigen hat dichten können, ehe er in Götz und Werther gleichſam zu ſich ſelbſt kam.

* vgl. die obige Rec.

Blicken wir aber am Schluß seines Universitätslebens zurück auf das Gepräge, das demselben der Vater durch die oben erwähnten Rathschläge aufdrücken wollte, so finden wir freilich, wie es denn geht, das Bild der Wirklichkeit jenen Wünschen wenig ähnlich. Der geistige Horizont für Claudius hatte sich erweitert. Wie er zuvor aus der Enge, aber auch Tiefe und Wärme des Familien- und Kinderlebens in die Erweiterung, aber auch Verflachung der Schuljahre übergetreten war, so hob ihn die Studentenwelt auf die „Höhe der Zeit". Ihre geistigen Mächte in Philosophie und Poesie lernte er kennen; unbefriedigt von ihnen trat er doch unter ihren Bann. Der feste Kern eines Fachstudiums, an dem er mit innerer Lust gehangen hätte, hat sich nicht angesetzt, und damit fehlt der Wegzeiger zu einem bestimmten praktischen Beruf in der Zukunft. Die Theologie war abgeworfen, zugleich mit ihr rückte aber auch der Geist des Vaterhauses fern und ferner. Nicht als ob das Band zerrissen wäre, aber es ward gelockert, und alsbald thut sich diese zwiefache Entfremdung in der fremden Rolle kund, in der der junge Claudius selbst redend und dichtend auftritt.

So ist diese Zeit, wie so oft, ein „feindliches Leben" des Geistes, in das der Jüngling hinaus muß, um sich später in sich und außer sich zu orientiren oder von seinem guten Genius aus dem Irrgarten sich führen zu lassen. —

III.

Im Elternhaus, Leben in Kopenhagen, drei Jahre in Reinfeld.

Nach der Universitätszeit brachte Claudius einige Zeit bei seinen Eltern in Reinfeld zu. Er mochte sich bei seinem Hang zu möglichster Lebensfreiheit nicht besonders nach einem festen Amt sehnen. Es lag diese Abneigung gegen eine feste Lebensstellung theils in der Zeit und in großen Kreisen der geistigen Träger der Zeit, tiefer aber in Claudius' individueller Natur, wo sie mit der oben berührten Scheu vor der Hingabe an ein bestimmtes Fachwissen zusammenhängt. All dies „objective" ist ihm, dem thatenscheuen und im gewöhnlichen Sinn thatenlosen, nicht die nothwendige Unterlage der Existenz, sondern eine Störung, ein Eingriff in den ruhigen oder stürmischen Gang seines inneren Lebens. Und in ihm fehlten in ganz ungewöhnlichem Maße die alltäglichen Mithebel des praktischen Lebens, Ehrgeiz, Erwerbstrieb, Lust an gesellschaftlicher Stellung, die so fein und ungesehen oft mitsprechen und mittreiben. Zugleich freilich ist es der Mangel an

Sinn für Form und Formen und eine gewisse vis inertiae äußerer praktischer Thätigkeit gegenüber, die diese contemplative Natur so amtsscheu machte. Zudem war es nach dem Gang seiner Studien, die kein festes praktisches Ziel im Auge gehabt hatten, nicht eben leicht, ein Amt zu finden. Diese Zwischenzeit ist neben den Wirkungen, die das Haus und die Elternliebe auf den aus der akademischen Fremde heimgekehrten Sohn üben mußten, vorzüglich wichtig durch sein Zusammentreffen mit Gottlob Friedrich Ernst Schönborn, jenem durch Talent, Charakter und merkwürdige Lebensschicksale so bedeutenden Menschen in der an originellen Erscheinungen reichen Zeit. Er ist weniger durch J. Rist's treffliches Lebensbild,* das wol nur in literarischen und lokalen Kreisen bekannter geworden ist, als durch die Mittheilungen über ihn in Friedrich Perthes' Leben** in die Versammlung der Notabeln unsrer classischen Literaturperiode eingeführt worden. Hier mag nur das nothwendigste seiner Lebensumstände, soweit es Claudius berührt, aufgefrischt werden.

* Schönborn und seine Zeitgenossen. Von J. R. 1836. Interessant sind aus einer weit späteren Zeit die Bemerkungen des jungen B. G. Niebuhr über ihn, der mit ihm im Jahre 1798 in London vielfach zusammentraf; ich führe nur eine Briefstelle (Lebensnachrichten I, 183.) an: „Er ist sehr originell im Ausdruck, kraftvoll, bisweilen fast bis zum Unfeinen, von sehr tiefer Philosophie, ausgebreiteter Kenntniß der Alten, besonders ihrer Philosophie und Mathematik; ein außerordentlich starker Kopf; aber gewiß zu träg und auffahrend gegen Widerspruch." — Vgl. S. 182.

** I, 138 figg.

Zu Stolberg am Harz drei Jahre vor Claudius geboren*, in früheſter Kindheit mit ſeinem Vater, der Prediger war, nach Holſtein verpflanzt, auf der Schule zu Kloſterberge und dann vermuthlich auf der Kieler Univerſität gebildet, hielt er ſich vom März 1764 bis 1766 auf dem Gute Trenthorſt, kaum eine Meile ſüdöſtlich von Reinfeld, als Hauslehrer auf und pflegte von dort aus mit Claudius ſowie mit manchen verſchollenen Guten der Umgegend, Predigern und Schullehrern meiſt, traulichen Verkehr. Er ward gewiß ein Salz für Claudius' Stillleben. An Energie, Luſt und Fähigkeit zum Handeln, an Bildungsdrang und Wiſſenstrieb dieſem überlegen ſtand er mitten in dem Zug dieſer Sturm- und Drangzeit, nach fauſtiſcher Art alle Gebiete zu durchwandern, zu ergründen. Wiſſenſchaftlich beſchäftigten ihn damals vornehmlich ſprachliche Studien, deren ſolide Grundlage ſich von der Kloſterſchule herſchrieb, und neben Mathematik Philoſophie, der er ſich mit angeborenem ſpeculativen Tiefſinn hingab. Zeugniß hiefür legt ein von ihm in höheren Jahren geſchriebener „Abriß einer Geſchichte des Spinozismus" ab. Daneben aber drängte er ins thätige Leben, nach einer Betheiligung an Staatsgeſchäften, die ihm ſpäter auch werden ſollte. Das politiſche Intereſſe, das unter den damaligen Schöngeiſtern nicht eben häufig war, regte ſich ſchon frühzeitig in ihm. Auch in ſeinen

* Laut dem Stolberger Kirchenbuch am 15. Sept. (nicht nach Riſt am 14.) 1737 geboren; ſein Vater war der damalige Hofdiaconus Martin Gottlieb Schönborn.

wenigen Poeſien verräth es ſich. Schönborn war keine dichteriſch productive Natur, — wie er denn auch auf andern, ſeinem Geiſt wahlverwandteren Gebieten nicht eigentlich das Bedürfniß des Zeugens und Geſtaltens hatte, — das wenige von Oden, was wir von ihm haben, iſt an Klopſtock — nebſt Shakſpeare ſeinem Liebling — herangewachſen, aber vorzugsweiſe dem politiſch-vaterländiſchen Ideenkreiſe ſeines Vorbildes entnommen. Auch den Kenner und Überſetzer Pindars erkennt man in den ungeſtümen Geſängen; ihre Form iſt grotesk und gigantiſch, voll ſprachbildneriſcher Kühnheit, der Inhalt aber großentheils gedankenmäßig-abſtract oder mythologiſch-fremd, ſo daß bei allem Schwung und mitunter taumelndem Enthuſiasmus der lebendige Einheitspunkt, das eigentliche geiſtige Band der Poeſie, ſowie das edle Maß meiſtens gebricht. Doch finden ſich neben den rhetoriſchen Auswüchſen, die im Schweiße des Angeſichts geſchrieben ſind, Stellen von wahrhaft poetiſcher Kraft. Faſt an verwandte Jugendſtücke Göthe's kann z. B. einzelnes aus ſeinem „Lied einer Bergnymphe, die den jungen Herkules ſahe“ * erinnern. Von der fünften Strophe an heißt es:

* Zuerſt im Wandsbecker Boten, Jahrg. 1772, Nr. 12; dann im Göttinger Muſenalmanach von 1773, S. 67. Die meiſten bekannt gewordenen Gedichte von Schönborn, ſechs an der Zahl, hat, aber nicht ohne Änderungen, Matthiſſon in ſeiner Lyriſchen Anthologie VI, 231—256 geſammelt. Doch fehlen etliche, wie z. B. „der Feldgeſang vor einer Freiheitsſchlacht“ im Götting. M. A. 1775, S. 52; mit C. unterzeichnet, u. a. —

„Sturmwind iſt ſeine Jugend!
Wie ein ſchäumender Becher fleußt er
Über von Lebensſaft!
Athmet um ihn die blühende Hebe
Balſam aus;
Wie deine Weinhügel, Bacchus!
Wie meine Blumenberg' im Frühling!
Hervorſchießt es das ſtürmende Leben
Durch ſeine Augen im Sonnenſtrom!“ — u. ſ. f.

Eine ſeiner freiheitsdurſtenden Oden hat er im J. 1776 von Algier aus an Claudius, ſeinen „alten herzlichen Bruder“ gerichtet. Sie ſchließt:

„Ha! wo Du geboren warſt gab's Retter der Freiheit!
Wo Dich empfängt das ſchäumende Meer, Retter der Freiheit!
Wann ſehen wir einſt, Vater Rhein, auch an jenen Ufern ſie aufſtehn
Und weg die Fürſtenketten reißen,
Durch welche noch wandeln Deine heiligen Waſſer?
O weg! Land Thuiskons, von Deinen Völkerſchaften ſie!“

Von welcher geiſtigen Bedeutung Schönborn geweſen, erkennt man mehr noch als aus ſeiner ſehr kleinen literariſchen Hinterlaſſenſchaft mittelbar aus der warmen Anerkennung und Anhänglichkeit von Männern erſten Rangs, wie ſie in Briefen ſich kundthut; er verkehrte als gleicher mit den größten Geiſtern der Nation mit Klopſtock, Göthe, den Stolbergs u. a. Einer der beſten Briefe,

die von Göthe überhaupt gedruckt ſind,* worin er von ſeinen eben vollendeten Arbeiten: Werther's Leiden, Clavigo, Götter, Helden und Wieland, dem projectirten Drama Cäſar, von Herder's älteſter Urkunde des Menſchengeſchlechts, Klopſtocks Gelehrtenrepublik, von Lavater und Heinſe u. a. aus friſcheſtem Eindruck und Erlebniß erzählt, iſt, von ſchriftlichen Lebenszeichen des Göthe'ſchen Elternpaars begleitet, an Schönborn nach Algier (1774) gerichtet. Dahin war dieſer nämlich im Herbſte 1773 als däniſcher Conſulatſecretär verſchlagen worden und hatte auf der Durchreiſe das Göthe'ſche Haus in Frankfurt beſucht. Später lebte er ein Vierteljahrhundert (1777—1802) als Legationsſecretär in London, und ſchied damit freilich aus der Gemeinſchaft der Fortentwicklung unſrer Literatur faſt aus.

Wir werden ihn ſpäter in's Vaterland uud in Claudius' Nähe zurückkehren ſehen. Uns geht hier zunächſt ſein früheres Verhältniß zu dieſem an. Ein fortgeſetzter Briefwechſel unterhielt während ihrer Trennung die Verbindung. Sie ſchloſſen ſich mit Jugendwärme aneinander; Vater Claudius nennt Schönborn in einem Brief den „Jonathan" ſeines Sohnes. Und doch wie verſchieden beide! Dieſe ſcharfkantige, wie Leſſing an einem Übermaß forſchender Spürkraft tragende Natur, deren geiſtiges Leben Kampf war und blieb ohne Frieden, ein edler Skeptiker, aber nicht aus Zerſtörungsluſt, ſon-

* Bei Riſt, S. 53 flg.

dern aus dem heißen Drang des Suchens deſſen, was er ſelbſt finden wollte. Und dieſer Zug der Wahrheit und dieſes Herz voll Liebe war das Band in der folgenreichen Freundſchaft mit Claudius, dem glaubensbedürftigen und ſo viel leichter findenden. So ſchreibt Claudius ſpäter über ihn an Herder* die ſchönen Worte: „Schönborn, der ein Geſicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft hat, und anbei ein Gemüth wie Newton und Carteſius"; an denſelben im November deſſelben Jahres**: „Schönborn ſchießt ſeine Blicke wie Pfeile in die Essentias rerum, daß die accidentia wie Schlamm über die Pfeile zuſammenlaufen. Er liebt auch den Homer und verſteht viel Mathematik und Algebra."

Der Umgang mit ihm war für Claudius wie ein geiſtiges Bad, in dem er zuerſt den von Jena mitgebrachten Schulſtaub auf wiſſenſchaftlichem und literariſchem Gebiet abwuſch. Homer und Shakſpeare wurden ihm bekannt und vertraut; die griechiſchen Lyriker und Bukoliker näher gebracht, wol auch Platon zum erſtenmal geleſen; den größten vaterländiſchen Dichter der Zeit, den Meſſias- und Odenſänger lernte er vermuthlich auch durch Schönborn ſchätzen; Geiſter wie Bacon und Newton ließen ihn in eine tiefere Philoſophie und Naturbetrachtung blicken, als es die „dürren Sandwüſten der

* S. April 1772. „Aus Herder's Nachlaß". I, 370.

** Daſ. S. 372.

Wolff'schen Philosophie und der mathematischen Lehrart* vermocht hatten.

Diese reichbelebte Nachbarschaft der beiden jungen Männer dauerte indeß nicht lange. Schon am 17. März 1764 verließ Claudius seine Landeinsamkeit und ging mit dem Packetboot über Lübeck nach Kopenhagen, wo ihm vermuthlich seiner Mutter Bruder, der Pastor Lorck auf Christianshafen, die Secretärstelle bei einem Grafen Holstein verschafft hatte — vielleicht der nämliche, der als Geheimer Rath und Hofmarschall unter den Pathen von Claudius' ältestem Halbbruder aufgeführt wird. Offenbar sollte diese Privatstellung ein erster Schritt zum Eintritt in den dänischen Staatsdienst sein, wie ihn ähnlich damals viele junge Holsteiner thaten.

Es war keine Entfremdung von dem deutschen Leben. Noch nicht ging damals, wie heute, ein politischer Riß durch Dänen- und Deutschthum, der immer mehr zu einer Trennung auch auf andern Gebieten sich zu erweitern droht; im Gegentheil standen mehrere der tonangebenden Kreise in Kopenhagen unter dem Einfluß deutscher Bildung und zwischen der dänischen Hauptstadt, Kiel, Lübeck und Hamburg herrschte ein reger geistiger Verkehr. Freilich hat sich gerade an der Begünstigung des deutschen Elements in den höchsten Kreisen das Mißtrauen des Stockdänenthums allmählich entwickelt.

* Wie er sie selbst nennt in dem Aufsatz „über das Genie", Werke I, 17.

Der edle Graf Joh. Hartwig Ernſt von Bernſtorf, Miniſter unter Friedrich V. und dem unglücklichen Chriſtian VII., war ein Hannoveraner; er wie ſein noch berühmterer Neffe, der Graf Peter Andreas von Bernſtorf, den ſpäter Struenſee's Sturz an's Regiment brachte, begünſtigten deutſche Sprache und Literatur; der ältere, ein hochgebildeter Mann, der mit den berühmteſten Gelehrten Europa's in Briefwechſel ſtand und die meiſten europäiſchen Culturſprachen redete, zog u. A. Klopſtock, der ihm ſeine Odenſammlung ſo lakoniſch zuſchrieb, nach Kopenhagen. Um dieſen bildete ſich bald ein deutſcher Kreis, in den auch Claudius eintrat. Vielleicht vermittelte die Bekanntſchaft mit Klopſtock Gerſtenberg, den Claudius nach unſrer obigen Vermuthung noch von Jena her kannte und jetzt als Rittmeiſter wieder traf. Aber er traf ihn in ganz veränderter Richtung des Dichtens. Die gezirkelte, fein ausgeputzte, aber in Erfindung und Gehalt armſelige Poeſie der „Tändeleien“ hatte er abgethan, es war, als hätte das Soldatenhandwerk, dem er auch ganz unmittelbar einige Kriegslieder im Gleim'ſchen Ton widmete, ſeine Muſe einen männlicheren Schritt gelehrt. In der That aber war es Klopſtock, deſſen Umgang ihm eins und alles war, die Hingebung an Shakſpeare, das poetiſche Evangelium der neuen Richtung und der kaum auf dem Continent eingewanderte Oſſian Macpherſon's, denen er dieſe Umwandlung zu danken hatte. So erſchien als erſtes Zeichen der neuen Fährte bald nach Claudius' Aufenthalt

(1766) sein „Gedicht eines Skalden", die poetische Verklärung des Falls der nordischen Götterwelt, im Munde eines aus seinem Todesschlafe erwachten Skalden. Verschwunden ist darin der hellenische Mythos, er hat den schwerfälligen Götternamen der Edda Platz gemacht; im Grunde bei Gerstenberg eine neue Mode, ein andres Kleid! Denn die Eleganz und Melodie der Sprache, die höfische Verfeinerung der Gefühle, der moderne Lebensinhalt — all das ist wie früher. Er nimmt insofern, wenn er selbst schafft, eine Mittelstellung zwischen dem französirten Griechenthum Wieland's und Klopstocks nordisch-vaterländischen Idealen ein. Aber sein Geschmack, sein Urtheil und Bewußtsein gehörte ganz dem Geist an, der von diesem seinem Abgott ausging.

Auch schuf er für diese neue Richtung einen literarischen Mittelpunkt in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur" (seit 1767), in denen sich die Neuerer des Geschmacks in Dänemark, Ostpreußen, der Schweiz und allen deutschen Landen die Hand reichten; ja aus England und Spanien liefen Beiträge ein. Es herrscht ein frisches hoffendes Leben in diesen Briefen. Das Beste fremder Literaturen wird besprochen; voran der englischen, und Shakspeare von Gerstenberg besonders eingehend gewürdigt; die altenglische Liedersammlung von Percy wird in Deutschland eingeführt, auf Cervantes' Don Quixote aufmerksam gemacht, und unter den vaterländischen Geistern gelten Klopstock und Hamann als verheißende Bürgen einer reicheren Zukunft. Den

Kunſtregeln der Ariſtoteliſchen Poetik und dem franzöſiſchen Geſchmack erklärt Gerſtenberg den Krieg und hilft, als einer der Vorboten der nahenden Sturm- und Drangzeit, das Banner der genialen Regelloſigkeit, der freien Naturproduction, aufpflanzen.

In dieſe Gährung trat Claudius ein. Und nicht äußerlich blos trat er ein, ſondern bald gehörte er mit Leib und Seele, mit dem „omnia sua secum" dieſen Strebungen an. Die ſpaniſchen Stiefel, in denen ſeine „Tändeleien" einherſtolperten, lagen bald wie ausgetretene Kinderſchuhe hinter ihm und aus der Verkleidung tritt eine neue Geſtalt. Die eigentliche Inſpiration übte aber nicht Gerſtenberg, nicht andre untergeordnete Glieder dieſes Kreiſes, ſondern der Meſſiasſänger ſelbſt.

Geben uns auch die wenigen und lakoniſchen Briefe aus dieſer Zeit an Schönborn keinerlei Aufſchluß über den Grad und die Art der Anziehungskraft, die der große Dichter auf den ſuchenden und noch unentſchiedenen Claudius geübt, ſo ſprechen doch äußere und mehr noch innere Gründe dafür, daß derſelbe groß und ſtark geweſen ſein müſſe; ja, ich bin geneigt zu glauben, daß Klopſtock, ähnlich wie Herder für Göthe in Straßburg, ihm ein Wegweiſer zunächſt im Lande der Poeſie geworden. Überhaupt ſehe ich, wie geſagt, dieſe Zeit für einen Wendepunkt in Claudius' innerem Leben an, nicht im tiefſten Sinn des Worts, im Sinn einer religiöſen Erneuerung, wohl aber darin, daß ihm durch Klopſtock's

Lehre und Beiſpiel andre Gegenſtände dichteriſcher Belebung Natur, Vaterland und der Zug zu Gott als der Trieb und die Seele alles höheren Erdenlebens aufgeſchloſſen wurden. Und auch darin liegt eine Vorbereitung auf jenes tiefſte Friedensleben, das nicht dichtend, ſondern ſeiend und lebend ſich in das göttliche Sein vertieft, um von ihm aus Natur und Welt und Vaterland um ſo wahrer und inniger zu umfaſſen. So wurde, was der Verkehr mit Schönborn in der Stille vorbereitet hatte, auf dieſem weiteren Schauplatz gefördert und durch den Einblick in eine dichteriſche Werkſtatt ſelbſt belebt.

Der fröhliche, dem geſelligen Verkehr leicht geöffnete Sinn unſeres Claudius war bald für Klopſtock's jugendfriſche Naturliebe gewonnen, in ſeine Naturliebhabereien eingeführt. Die großartige Umgebung Kopenhagens, ſeine Laubwälder und das Meer, überboten die Bilder der Heimath; ſchon Gerſtenber'gs Landſitz zu Lyngbye bei der Hauptſtadt rief ihn häufig ins Freie; die Eisbahn, die Klopſtock durch Lied, Wort, Beiſpiel und allerlei Anregung damals ſo populär unter der rüſtigen Jugend machte, womit er Göthe ſpäter lockte, zog auch Claudius an. Ein Mitglied dieſes Kreiſes ſchildert dieſe Eisluſt Klopſtocks: „Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin*, hat er aufs Eis argumentirt. — Ihm waren um Kopenhagen

* H. P. Sturz (Schriften I, 330), der Verfaſſer, war von großer und beleibter Statur.

alle kleine Waſſerſammlungen bekannt, und er liebte ſie nach der Ordnung, wie ſie ſpäter oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn ſieht er mit hohem Stolze herab; eine Mondnacht auf dem Eiſe iſt ihm eine Feſtnacht der Götter:

Nur Ein Geſetz: wir verlaſſen nicht ehe den Strom,
Bis der Mond am Himmel ſinkt!

Wenn ich das Geſetz durch Gloſſen verdrehte oder es brach, ſo ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte ſein Scharfſinn alle Geheimniſſe der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen, wie des pythiſchen Apolls; ſchöner als der Liebesgötter Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer ſchätzt er gleich nach den Deutſchen, weil ſie ihre Tyrannen verjagten und — die beſten Eisläufer ſind." — Noch nach ſeiner Abreiſe aus Kopenhagen bildet das Schlittſchuhlaufen ein Hauptthema in Claudius' Briefwechſel mit Schönborn; er erkundigt ſich z. B. nach „dem Großmeiſter und ſeinen Geſellen" in der edeln Kunſt.

Wie hoch ihn Klopſtock der Dichter geſtanden und wieviel ihm dieſer geworden, zeigt am beſten ſeine ſchöne Anzeige der erſten Odenausgabe*. Es heißt da u. A.: „Wenn man 'n Stück zum erſtenmal lieſt, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts ſehen,

* Zuerſt im Wandsbecker Boten Jahrg. 1771, N. 175, 177 u. 179, dann Werke I, 54.

wenn man aber d'rin weilt, fangen die Schildereyen nach und nach an, ſichtbar zu werden und afficiren einen recht, und dann macht man die Kammer zu und beſchließt ſich darinn, und geht auf und ab und erquickt ſich an den Schildereien und den Roſenwolken und ſchönen Regenbogen und leichten Grazien mit ſanfter Rührung im Geſicht u. ſ. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen geſtoßen, bei denen's mir ganz ſchwindlicht worden iſt und 's iſt mir geweſen, als wenn 'n Adler nach 'n Himmel fliegen will, und nun ſo hoch aufſteigt, daß man nur noch Bewegung ſieht, nicht aber, ob der Adler ſie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft ſey. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen, und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu thun." —

Neben Klopſtock's eigenen Dichtungen, von denen außer einer Reihe der ſchönſten Oden (allerdings damals noch nicht geſammelt) ſchon die zehn erſten und beſten Geſänge des Meſſias gedruckt vorlagen und die folgenden fünf vorbereitet wurden, ſcheint ſich Claudius damals beſonders mit dem Engliſchen und Shakſpeare befaßt zu haben, wie ich aus Briefſtellen entnehme. Wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen gingen wie in Reinfeld damit Hand in Hand. Auch das deutſche und nordiſche Alterthum, wie die germaniſche Mythologie, alſo ein vaterländiſches Element, trat ihm dort durch die Anregung der Örtlichkeit, durch Klopſtock, den „Barditenmann"*, und

* Wie er ihn in einem ungedruckten Briefe an Gerſtenberg d. 24. März 1769 nennt.

Gerſtenberg nahe; ſeine ſpäteren Schriften verrathen nähere Bekanntſchaft damit. Auch zu Oſſian's Helldunkel wallfahrtete er wol mit den anderen Stürmern und Drängern. Doch wenn auch in Claudius' Briefen mitunter die Zaubernamen Wodann, Brenna und Hermann erklingen, — hingegeben hat er ſich niemals dieſem unſrer Literatur ſo gefährlichen Bardenſchwindel.

Ob ihn damals die ernſten Fragen über die Grundlage alles wahren Menſchenlebens tiefer erfaßt und bewegt, ob er ihnen philoſophiſch oder im Glauben ſich zu nähern geſucht — wir wiſſen es nicht. Dem letzteren Weg ſtand Schönborn zu fern, als daß in den Briefen an dieſen, der einzigen authentiſchen Quelle jener Jahre, ſolcherlei Andeutungen vorkommen könnten. Aber auch hierin kann Klopſtock und ſeine Dichtung nicht ohne Einfluß auf Claudius geblieben ſein. War in jenem beim Beginn der Meſſiasdichtung auch nicht alles durchaus Geſtalt und Leben, vieles blos aus der Phantaſie geboren und dem Bereich der „chriſtlichen Kunſt" entſtammt, ſo war der mitwirkende Factor doch auch eine fromme, dem Göttlichen zugewandte Geſinnung, die auf unverſchloſſene Geiſter nicht ohne Wirkung bleiben kann; und ſeit dem Tode ſeiner erſten Gattin Meta (1758) wurde auch hierin mehr und mehr Wahrheit, was früher mehr Dichtung geweſen.

Zu dieſem deutſchen und Klopſtock'ſchen Kreiſe, alſo auch zu Claudius' Umgang, gehörten noch der würdige geiſtliche Liederdichter Joh. Andreas Cramer, Klopſtock's

Universitätsfreund, damals (1754—1770) Hofprediger in Kopenhagen; der als Sprachphiloſoph und Theologe bekannte Funk, Mitarbeiter an den Literaturbriefen, ſpäter Schulmann in Magdeburg; ſein Fachgenoſſe Reſewitz; der oben ſchon erwähnte Helfrich Peter Sturz, damals däniſcher Geſandtſchaftsrath und Secretär im Bernſtorf'ſchen Miniſterium, als Schriftſteller, Kunſtkenner und feingebildeter Weltmann bekannt, gleichfalls Theilnehmer der Gerſtenberg'ſchen Zeitſchrift; der berühmte Arzt Joh. Juſt. v. Berger; der Kupferſtecher Preisler u. a. Es war die Zeit, wo das geiſtige Intereſſe und die literariſche Gährung die geſellſchaftlichen Schranken zu durchbrechen anfing, die verſchiedenen Stände und Berufsarten miſchte und einen neuen Stand, den der literariſch Privilegirten ſchaffen zu wollen ſchien. Dichter, Künſtler, Geiſtliche, Ärzte, Beamte, Offiziere, Hauslehrer verkehrten auf dem neutralen Boden des Geſchmacks und der Dichtung frei und gleich mit einander, und der erſte Miniſter des Landes verſchmähte es nicht, ſich in dem bunt gemiſchten Kreiſe zu bewegen. Dieſe Entfeſſelung des ſocialen Lebens, die der Entfeſſelung der Literatur zur Seite ging, iſt auch für Claudius von Wichtigkeit.

Doch war ſeines Bleibens in Kopenhagen nicht lange. Er fühlte ſich in ſeiner beengenden Stellung nicht wohl, durch hochfahrendes Weſen im Hauſe verletzt und gab deshalb raſch und ohne andere Ausſicht den Poſten auf. Schon im Auguſt 1765 finden wir ihn wieder in ſeinem „Vaterflecken" Reinfeld, wo er über drei Jahre verweilt.

Nur kurze Zeit noch war Schönborn sein naher Nachbar; im Jahre 1766 ging derselbe als „Informator“ nach Kopenhagen, wohin ihn Claudius schon zwei Jahre früher eingeladen hatte, und trat dort bald der Bernstorf'schen Familie näher und damit in die Bahn ein, in welcher sein äußeres Leben weiter verlief. Mit ihm wie mit andern Kopenhagener Freunden, auch mit Klopstock (der freilich ein berüchtigt schlechter Correspondent war), blieb Claudius in Briefwechsel, bis ihn seine Übersiedlung nach Hamburg aus der Einsiedelei wieder in ein bewegteres Leben versetzte. So wenig Zeugnisse uns aus diesem verlängerten Reinfelder Aufenthalt vorliegen, so scheint es doch für Claudius eine fruchtbare Zeit gewesen zu sein, vielleicht die Lebenskrisis, die ihn zum Manne bildete, in der er die in Kopenhagen erfahrenen mächtigen und stürmischen Eindrücke unter dem Schutz stiller Sammlung und Einkehr ausbaute zu der Grundlage seines späteren Lebens und Wirkens; in der er die ersten festen und kennbaren Züge des „Boten“ gewann, mit einem Wort sich selbst fand. Denn alsbald nach diesem Aufenthalt erhält Alles, was er in Briefen, Aufsätzen und Gedichten schreibt, eine Physiognomie und zwar die, an der wir den trefflichen Asmus von weitem schon kennen. Der Schutt vermoderter Zeitformen ist weggeräumt und das wirkliche Bild, das Naturbild des Menschen hergestellt. Aber es gibt ein ideales Urbild, das noch tiefer liegt und das nicht blos der Zeitgeist des Moments verwischt und entstellt hat, sondern Zeit und Welt selbst. Dessen Herstellung ist nicht Menschenarbeit allein.

Übrigens ſpricht Manches dafür, daß Claudius in ſeiner Zurückgezogenheit auch die heilige Schrift fleißiger geleſen, daß der Lebensodem des frommen Pfarr- und Vaterhauſes ſeinen inneren Lebensgang wieder angeknüpft an den Geiſt der Kinderjahre, daß die kirchliche Sitte einer altgläubigen Gemeinde ſtill und tief auf ihn gewirkt und der Zeitgeiſt, der in großen Städten lauter und lockender rauſcht, weniger vernehmbar an das entlegene Aſyl anſchlug. Geht doch überhaupt der Zug aus dem Aufenthalt in größeren Städten heraus nach der Landeinſamkeit und Verborgenheit durch Claudius' ganzes Leben. Es ward ihm nicht wohl in der Stadt, ſein Hang zu einfachen Lebenszuſtänden, zu geräuſchloſer Eingezogenheit trieb ihn ſtets wieder weg. In Kopenhagen hält er es nicht lange aus, nicht in Hamburg, nicht in Darmſtadt.

Doch ſollte ihm zunächſt ein weites und lautes öffentliches Leben wieder nahe rücken.

IV.

Hamburg; — Weltleben und Literatur.

Claudius ging als Redacteur der „Addreß-Comtoir-Nachrichten“ im Spätherbst 1768* nach Hamburg. Gründer dieses Blatts war der Etatsrath Leisching, der nach dem Muster des Kopenhagener Instituts, das er bei einem früheren Aufenthalt dort kennen gelernt hatte, in Hamburg ein Adreßcomptoir anlegen wollte. Vielleicht war ihm Claudius von Kopenhagen her empfohlen worden.

Dessen Übersiedlung fiel in eine sehr angeregte und bedeutende Epoche dieser damals zugleich handels- und geistesmächtigen Stadt. Ja man kann in Wahrheit Hamburg um das Jahr 1770 wie die größte, reichste und

* So ergibt sich aus den Briefen an Schönborn, deren letzter aus Reinfeld vom 18. Mai 1768 datirt ist. Die A.-C.-N. begannen aber schon 1767, also muß der erste Jahrgang von einem Andern redigirt worden sein oder Claudius jenen Brief auf einem vorübergehenden Besuch geschrieben haben. Der Name des Redacteurs wird in der Zeitung nicht genannt.

äußerlich belebteſte, ſo literariſch die erſte, die Hauptſtadt Norddeutſchlands d. h. aber damals Deutſchlands überhaupt nennen. Während mit dem Ausgang des dreißigjährigen Kriegs der Glanz des alten Hanſabundes vollends erblich, zog Hamburg die letzten Strahlen dieſes Glanzes an ſich und hob ſich allein und ſelbſtändig trotz ja durch den deutſchen Krieg um ſo kräftiger empor. Aber nicht blos eine Schöpfung des Handels war das neue Hamburg. Wie im Mittelalter ſeine Fluß-, Meeres- und Handelslage zugleich mit ſeiner kirchlichen Bedeutung als Erzdiöceſe — hatte doch ſchon Karl d. Gr. ſie zur Miſſionsanſtalt für den noch unerforſchten Norden beſtimmt — die beiden Factoren geweſen, von welchen die Größe der Stadt ausging, ſo ſpäter im zweiten Stadium ihrer Blüthe die Reformation und der neue Welthandel, ebenfalls ein geiſtliches und ein weltliches. Aber zwiſchen dieſe beiden Gegenſätze ſtellte ſich in der zweiten Hälfte des 17. und in der erſten des 18. Jahrhunderts mehr und mehr ein drittes Element, eine reichere Weltbildung, wiſſenſchaftliche und literariſche Cultur — nicht verwachſen freilich mit dem Volks- und Bürgerleben, ſondern noch in ariſtokratiſcher Sonderung. Die Handelsverbindung mit den proteſtantiſchen Ländern England und Holland, den Hauptſitzen der freieren Geiſtesbewegung im damaligen Europa, ward zu einer inneren und geiſtigen. Große Namen von Lehrern und Gelehrten, berühmte Bildungsanſtalten ſchmückten die Stadt; Zeitblätter entſtanden; Kunſtſinn und Privatſammlungen kamen auf.

Aber auch die Poeſie erhielt in Hamburg ſchon mitten im dreißigjährigen Krieg eine Freiſtatt. Paul Fleming's junges und reiches Dichterleben fand dort ſein frühes Ziel; ungefähr ein Jahrhundert ſpäter ſtand Hagedorn's leichtere Muſe in der Mitte ihres Ruhms; zwiſchen ihnen ſteht der naturſinnige und überfruchtbare Brockes.

Die meiſten der genannten Vorzüge fanden ſich nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts geſteigert in Hamburg zuſammen; als ein neuer und nicht unwichtiger trat der Aufſchwung des Theaters hinzu, für welches von hier aus ein neues Leben und die eigentlich künſtleriſche Begründung ausging. Man weiß, welche Hoffnungen man an dieſe Kunſtinſtitute damals knüpfte, welche Glorie auf ihnen lag; — wie ſich edele Geiſter in dem Traume wiegten, von den Brettern aus könne eine ächte und wirkſame Volkspädagogik geübt werden. Es waren die Dämmerzeiten der dramatiſchen Literatur, die ſich und ihre Geſtalten dort von Meiſterhand verkörpert ſehen konnte, während gleichzeitig gerade in Hamburg die großen Schatten der Shakſpeare'ſchen Stücke über die Bühne gingen. Von andern Theaterunternehmungen, die vorhergingen, zu ſchweigen, ſo war man gerade kurz vor Claudius' Ankunft mit dem Plan der Begründung einer Nationalbühne hervorgetreten, unter Mitwirkung von Kräften wie Konrad Eckhof's und der Charlotte Ackermann. Und zu dieſer Unternehmung trat, wie bekannt, Leſſing in ein näheres Verhältniß. Seine ernſten Bemühungen um die Bühne, die ſo bald ſcheiterten, ſeine Dramatur-

gie, die von der Stadt den Namen trägt und gegen den Schluß in jene herbe Anklage des deutſchen Nationalbewußtſeins ausbricht, geht uns hier nicht näher an. Aber mit Leſſings Eintritt in Hamburgs geiſtiges und geſellſchaftliches Leben war ein perſönlicher Mittelpunkt für die Lebensfragen der Literatur gewonnen; um ihn, der damals auf der Höhe ſeines Lebens ſtand, ſammelte ſich, was rüſtig den Weg des Neuen ging.

Auch Claudius wurde bald mit Leſſing bekannt und lebte ganz in dieſem Kreis. Ehe wir ein Wort über ihr perſönliches Verhältniß ſagen, ſehen wir uns in der Peripherie dieſes Kreiſes um!

Es gingen durch das geiſtige Leben Hamburgs zwei ſcharfe Gegenſätze, die bald in helllodernden Kampf geriethen. Auf der einen Seite ſtand die individuelle Freiheit, die Weltbildung, die neue Literatur mit ihrem entfeſſelten Naturſtreben, ihr Hauptorgan das Theater; — auf der andern die kirchliche Gebundenheit, der ſtrenge Gehorſam, die lutheriſche Orthodoxie, der blinde Haß gegen die auflebende Poeſie, die Verdammung des Theaters, die monotone Abgeſchloſſenheit gegen alle Weltbildung. Das Haupt der letzteren Partei war der bekannte, durch Leſſing's ſpäteren Streit ſo berühmt gewordene Senior Johann Melchior Goeze, Hauptpaſtor an der St. Katharinenkirche. Vermittler zwiſchen den beiden Gegenſätzen fehlten oder waren ohne Einfluß; doch thäte man Unrecht, blos und allein vom Standpunkt der Leſſing'ſchen Streitſchriften über Goeze und ſein Verfahren zu richten.

Claudius indeß ſtellte ſich in allen Hauptfragen damals auf die Gegenſeite dieſes Mannes und dort haben wir ſeine Freunde zu ſuchen. Es iſt von hoher Wichtigkeit für ſein Leben, daß er auf dem engen Raum des reichsſtädtiſchen Bodens Vertreter faſt aller Richtungen des kräftigen Aufſchwungs fand, den die vaterländiſche Cultur damals nahm. Der friſche freie Zug wehte hier beſonders ſcharf, und die Wiſſenſchaft, die Dichtung, der Staat, das ſociale Leben, die Erziehung und Schule — alle ſpürten ſeine Wirkungen und auf allen dieſen Gebieten ſah Claudius Wortführer und Reformatoren in nächſter Nähe, unter ſeinem Freundeskreiſe. War auch dieſer Kampf gegen das Alte nicht ſelten ein ſchonungs- und rückſichtsloſer, oft ohne ein tieferes Verſtändniß für das geſchichtliche Leben und ſeine Bedingungen, ſo ſchützte doch die ſittliche Natur und die wirkliche Kraft der Meiſten vor Frechheit und leerer Verneinung. Für Claudius war dieſer Verkehr wie eine geſteigerte Fortſetzung ſeines Kopenhagener Aufenthalts. So verſchieden die Intereſſen des Kreiſes waren, ſie berührten ſich doch in einem gemeinſamen Mittelpunkt. Es waren theils praktiſche Leute, Männer der That und des Geſchäfts, theils Schriftſteller — aber jene folgten dem Zug der Zeit, ihrer praktiſchen Thätigkeit Ideeen abzugewinnen und ſie danach zu regeln, dieſe ſuchten ſich dem wirklichen Leben auf jede Art zu nähern, es zu ſtudiren, zu genießen, der Literatur daraus neuen Inhalt und feſteren Boden zu ſchaffen. Wie alſo beide Theile, entweder ſelbſtthätig oder

leſend, beurtheilend und bewundernd ſich in dem literariſchen Medium zuſammenfanden, ſo lag Claudius' Zeitungsarbeit recht eigentlich in der Mitte. Der perſönliche Berührungspunkt dieſer beiden Elemente war aber eine äußerſt belebte Geſelligkeit. In die ſchwerfällige Maſſe der in Hamburg heimiſchen Gaſtereien und Luſtbarkeiten kam nun Geiſt und Leben; wie in Kopenhagen, ſo ging auch hier eine Revolution in der Geſellſchaft vor. Die ſteife Zopfzeit ward zu Grabe getragen; Humor, ja Ausgelaſſenheit in Witz und Satire kamen auf; wie ſie das ſtockende deutſche Leben in Fluß bringen halfen, ſo ſtrömten ſie auch nicht ſelten über das Geleiſe der guten alten Sitte und Ehrbarkeit hinaus. Aber ſelbſt das Trübe der Gährung konnte zur Läuterung werden.

Wir nennen aus Claudius' Freundeskreis zunächſt Joachim Chriſtoph Bode, damals Inhaber einer Druckerei und Verlags-Buchhandlung. Sein Geſchäft, an dem eine kurze Zeit Leſſing theilnahm, ſtand im Dienſt der neuen Literatur, und er ſelbſt war durch geſchäftliche und Überſetzerverdienſte, durch Rechtlichkeit, Verſtand und geſellige Gaben ein wichtiges Glied dieſes Kreiſes. Zugleich war ſeine Lebensgeſchichte ſelbſt wie ein Stück Poeſie. Im Braunſchweig'ſchen geboren, eines Soldaten, nachherigen Ziegelbrenners Sohn, hütete er als Knabe die Schafe, kam dann zu einem Stadtmuſikus in Braunſchweig in die Lehre, wo er unter Entbehrungen und Demüthigungen aller Art bei Tage mehrere Inſtrumente ſpielen lernte, Nachts aber bei der Lampe in ſei-

ner luftigen Schlafſtätte unter den Dachziegeln ſich in Bücher, u. a. in die Wunder des Simpliciſſimus vertiefte. Als Hautboiſt in Celle und bereits Familienvater trieb er muſikaliſche Studien und erlernte neuere Sprachen; nach Verluſt von Frau und Kindern verſchafften ihm dieſe Fertigkeiten in Hamburg Brod durch Privatunterricht. Durch ſeltſame Verwicklungen fand er dort Herz und Hand einer reichen und ſchönen Dame, erwarb das reichsſtädtiſche Bürgerrecht und lebte in völliger Unabhängigkeit namentlich der Freimaurerei. Nach dem Tode auch dieſer Frau zum drittenmale verheirathet fing er gerade um die Zeit, von der wir reden, das obengenannte Geſchäft an, das einen Centralpunkt für die Hauptwerke der werdenden Literatur bilden ſollte. Wie er ſpäter nach Weimar überſiedelte, die Seele des Illuminatenordens wurde und mit den franzöſiſchen Revolutionärs in Verbindung trat, gehört nicht hierher. Seine Vorliebe für die engliſchen Humoriſten, von denen er u. a. gerade um jene Zeit auf Leſſing's Anregung Yorik's empfindſame Reiſe von Lorenz Sterne ſo meiſterhaft überſetzt hat; ſein Sinn für das Volksleben der unteren Stände, aus denen er hervorgegangen war; ſein eigner glücklicher und urſprünglicher Humor; ſeine muſikaliſchen Gaben, dabei ein eingeborner Oppoſitionstrieb gegen die Zuſtände der ſtaatlichen, kirchlichen, ſocialen, literariſchen Wirklichkeit — alle ſolche Eigenſchaften, die ihn auch ohne eigene Dichterkraft den Vorboten der neuen Zeit anreihen, machten ihn damals Claudius werth und intereſſant.

Hamburg's größte Berühmtheit in der erſten Hälfte des Jahrhunderts Hermann Samuel Reimarus, 41 Jahre lang Lehrer der orientaliſchen Sprachen am dortigen Gymnaſium, der Verfaſſer der ſpäter von Leſſing in Wolfenbüttel herausgegebenen „Fragmente eines Ungenannten“ war ein Jahr vor Claudius' Niederlaſſung geſtorben, aber ſein Sohn, der ſ. g. jüngere Reimarus (Johann Albert Heinrich), der berühmte Arzt und edle ächt reichsſtädtiſche Bürger, der thätige Theilnehmer gemeinnütziger Unternehmungen, den man wohl den deutſchen Franklin, deſſen Blitzableiter er auch in Deutſchland einführte, genannt hat, und deſſen Schweſter, die von den vornehmſten Geiſtern der Zeit vielgefeierte Eliſe Reimarus, bildeten für den Kreis, von dem wir reden, das erſte geſellige Haus in Hamburg. Der hartnäckig rationaliſtiſche Sinn des Vaters, der allmählich der Sinn der Zeit wurde, lebte in den Kindern fort. Wie jener, ſo huldigte auch der Sohn den Grundſätzen der Leibniz'ſchen Philoſophie, alſo einer Weltanſicht, mit deren Abart Claudius ſchon auf der Hochſchule zerfallen war. Reimarus war überzeugt, daß Verſtand und Vernunft, und ſie allein, die Quelle der Erkenntniß ſeien; daß beide, auf das Höchſte geſteigert, zu Erkenntniſſen über die Gränzen jeder Erfahrung hinausführen und uns die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes und die Gewißheit der Unſterblichkeit lehren; daß die Welt zufällig, nothwendig ein Weſen außer ihr ſei. Ein eignes inneres Licht, mit welchem er das Unſichtbare anſchauen und beleuchten könnte, eine

innere Quelle der Evidenz außer der Vernunft lehnte er von ſeinem Bewußtſein ab. So hatte auch das Schriftwort und ſein Glaubensinhalt für ihn nicht die Bedeutung einer göttlichen Offenbarung.

Mit Reimarus und ſeiner Schweſter hatte Claudius in dieſer Zeit und noch lange Jahre nachher vielfachen Verkehr, wie auch ſpäter in dem Hauſe des begabten und reichen Kaufmanns Sieveking, des Schwiegerſohns von J. A. H. Reimarus. Gerade die Verſchiedenheit, ja zum Theil der Gegenſatz dieſer Naturen war für Claudius bildend und anregend. Dieſe raſtloſe Willenskraft, der beobachtende und unterſuchende Scharfſinn, die ungemeine Thätigkeit, die bewegliche Vielſeitigkeit der wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Intereſſen zeigten ihm die treibenden Kräfte eines der Gemeinſchaft gewidmeten aktiven Lebens und legten dem in ſich lebenden Dichter zeitweilig den Wunſch nahe, aus ſeiner Natur herauszugehn und ſich gleichfalls in dieſer Richtung zu verſuchen.

Die Skepſis in dem Weſen dieſer Männer aber trat oft zurück hinter ihrem praktiſchen Lebensernſt, und dieſe ethiſche Seite, die edle und umſichtige Menſchenliebe, die ihre Blicke weit über das Weichbild der kleinen Republik hinauswarf, zog Claudius an; die geiſtige dagegen, ihre Abwendung von dem poſitiven Chriſtenthum, entfernte ihn mit der Zeit mehr und mehr.

Zu ſeinem Umgang und dem geſchilderten Kreis gehörten dann auch mehrere Schulmänner, die, jeder in ſeiner

Art, an der Belebung und Wiedergeburt des deutschen Bildungs- und Erziehungswesens arbeiteten. Der eine, Martin Ehlers, der spätere Kieler Professor, ward einige Zeit (im J. 1771) nach Claudius' Ankunft Professor und Rector des Gymnasiums in dem nahen Altona; eine innige, warme, liebevolle Natur, die mit weitem Herzen für das Wohl und Wehe der Menschheit fühlen und schwärmen wie mit eifrigem Wort und nüchternem Werk das erreichbare Nahe fördern konnte. Eine Reihe pädagogischer Schriften sollte den Schulpedantismus, die Ausschließlichkeit des griechisch-römischen Buchstabendienstes, wie man ihn damals vielfach betrieb, beseitigen helfen, dem Realismus und der Anschauung Bahn brechen; ein Fachgenosse nennt ihn den „Vater der Pädagogik in Deutschland".

Noch kräftiger werkthätig in diesem Geist war Joh. Georg Büsch, dessen Haus neben dem Reimarus'schen lange Zeit der Sammelplatz der guten und geistreichen Gesellschaft gewesen ist. Früher Professor der Mathematik an dem akademischen Gymnasium in Hamburg hatte er 1767 den ersten praktischen Versuch zur Anlage eines Realinstituts unter dem Namen einer Handlungsakademie gemacht — eine Bildungsanstalt, die, getragen von der Neuheit der Idee, von dem Bedürfniß des Orts, dem Zutrauen des Auslands (namentlich der Engländer und Russen) und dem ausgebreiteten schriftstellerischen und bürgerlichen Ruhm ihres Stifters und Leiters, bald zu europäischem Ruhm kam; in der später u. A. Alexander

v. Humboldt und Barthold Georg Niebuhr eine Zeit lang Unterricht empfingen. Auch in dieſes Mannes Leben und Wirken ging der Grundtrieb auf den Anſchluß der Bildung an das Leben und ſeine Bedürfniſſe und Forderungen — wenn dieſer Trieb ſich auch alsbald zu einer für den unmittelbar praktiſchen Gebrauch beſtimmten Fachbildung verengte.

Den ſtärkſten Ausdruck fand aber dieſe Richtung — freilich in der Einſeitigkeit des Gegenſatzes bald zur Caricatur der platteſten Aufklärung und proſaiſchen Nützlichkeitsanbetung verzerrt — in Joh. Bernhard Baſedow, der damals (ſeit 1761) Profeſſor in Altona und gleichfalls mit Claudius wohl bekannt war. Seine frühere popular-philoſophiſche und theologiſche Thätigkeit geht uns nichts an; er war durch dieſelbe nicht blos mit ſeinem ſtets gewappneten Gegner, dem Senior Goeze, zerfallen, ſondern ward in Altona ſogar vom Abendmahl ausgeſchloſſen. Aber gerade in dieſen Jahren wandte er ſich von der Theologie ab zur Pädagogik, in der er die von Rouſſeau empfangenen Inſpirationen durch Schriften und bald durch die That in das deutſche Leben einzuführen ſuchte. Seiner eignen Zuverſicht kam das begeiſterte Zutrauen von Fürſten und Publikum entgegen. Gewiß nur das geiſtig höchſt lebendige, witzige, auf- und anregende Weſen des Mannes und der — freilich mit mancherlei Eigennutz und Unreinigkeit verquickte — Schwung, den jene ſcheinbar ſo hohen Lebenszwecke ihm liehen, konnten Claudius vorübergehend anziehen, nie gewinnen. Nur

ſtark in der Negation, die ihm den beſtehenden kirchlichen und Schulzuſtänden gegenüber die ſcharfgeſchliffene kritiſche Waffe in die Hand gab, ermangelte er beim Neuſchaffen der tieferen Wahrheit der Erkenntniß und der entſagenden Liebe, die allein hier bauen und gründen kann. — Auch mit Chriſtoph Daniel Ebeling, ſeit 1769 an der Hamburger Handlungsakademie thätig, ſpäter Profeſſor des Griechiſchen und der Geſchichte am Gymnaſium, kam Claudius in perſönliche, weiterhin auch in literariſche Verbindung.

Als einen nähern Freund von ihm nennen wir noch den Paſtor Julius Guſtav Alberti an der Sct. Katharinenkirche, den nächſten Amtsbruder, aber zugleich Widerpart des an derſelben Kirche thätigen Senior Goeze. Auch dieſen letzteren kannte Claudius, ſtand aber in den Streitigkeiten des Mannes mit Alberti, die bald nach Claudius' Ankunft in Hamburg ihren Anfang nahmen, auf des erſteren Seite. Alberti, ausgezeichnet durch theologiſche, philoſophiſche und Sprachkenntniſſe, nahm in den damals ſo heftigen Kämpfen zwiſchen der lutheriſchen Altgläubigkeit und der ſchönen Literatur eine vermittelnde Stellung ein, fiel aber zuletzt nach jahrelangem Kampf dem vorübergehenden Sieg der erſteren und ihrem Hauptkämpen in Hamburg zum Opfer. Wir kommen auf dieſe Kämpfe und Claudius' Betheiligung daran zurück. Alberti wählte ſeinen Umgang vornehmlich auf der nicht orthodoxen Seite; mit Leſſing, der indeß damals auch mit Goeze häufig zuſammentraf, ſtand er

im nächſten Verkehr. Er war der Prediger der Gebildeten in der Gemeinde, Goeze der Mann des Volks. Claudius mußte in ihm die biedere und menſchenfreundliche Art lieben und ſich von ſeiner Eigenthümlichkeit, die ihn von der Buchſtabenrichtung der damaligen Orthodoxie und der gottverlaſſenen Neologie gleich ſehr entfernte, angezogen fühlen. Zugleich aber feſſelte Alberti durch ein Übermaß von geſelligen Talenten, eine unerſchöpfliche Witzader, eine Darſtellungs- und Nachahmungsgabe, die ſeine Freunde der Mimik Garrick's verglichen, und eine zugleich gefürchtete und belachte Satire, die ihn nicht ſelten über die Gränze ſeiner geiſtlichen Stellung hinwegführte und ihm viele Feinde machte.

Der Kreis von Claudius' Umgang war hiermit nicht geſchloſſen. Schon damals traten ihm die Brüder Hensler nahe, und näher noch die beiden Vettern Mumſſen. Der ältere Hensler, einer der erſten Ärzte ſeiner Zeit, lebte in den ſechziger Jahren in Altona und dem unfernen Pinneberg, ehe er als königlicher Leibarzt nach Kopenhagen, ſpäter an die Kieler Univerſität ging — ein Mann, der durch den Adel ſeines Geiſtes und Charakters zu den beſten des Landes zählte. Sein weit jüngerer früh verſtorbener Bruder, am Ausgang der ſechziger Jahre als Steuerbeamter in Altona angeſtellt, ſpäter in Stade lebend, hat ſich auch als Dichter und Mitarbeiter am Göttinger Muſenalmanach bekannt gemacht und war mit Claudius wohlbefreundet, ein klarer Kopf, thätig und feſt, ſcharfer Menſchenkenner und ſchlagfertig mit Epi-

grammen auf ihre Gebrechen. — Beſonders hingezogen ward Claudius aber zu dem redlichen Jakob Mumſſen, dem Altonaer Arzt, dem nüchternen, wie ihn ein jüngerer Freund ſchildert*, und Hippokrates' ächtem Jünger, dem Schüler und Diener der Natur, deſſen Pharmakopöe ſo einfach war wie ſein Glaube. Auch als die Jahre und der Zauber der Jugendfreundſchaft zur Neige gingen, blieb dieſer Freund mit Claudius nur um ſo inniger verbunden durch das ſtärkſte Band aller Gemeinſchaft. Er überlebte den vier Jahre jüngeren Boten um vier Jahre. —

Es ſcheint, daß Claudius damals viel in Geſellſchaften, auf Landausflügen lebte; auch dem Theater widmete er einige Zeit und eine geſpannte Aufmerkſamkeit, wie mehrere literariſche Reliquien zeigen. Er ließ ſich tragen von den Wellen dieſes geiſtreichen, heitern und doch von den größten Ideen der Zeit bewegten Lebens. Sein Humor, mit dem er als Adreßcomptoirnachrichtenſchreiber zum erſtenmal vor den Leſer trat, war ein Kind ſeiner Natur und dieſes Lebens. Die engliſchen Humoriſten und ihre damals ſo vielgeleſenen Romane konnten nur anregend wirken, aber ihr Nachahmer war er in keiner Weiſe.

Mit Leſſing, auf den ich zurückkomme, knüpfte ſich trotz der Verſchiedenheit des Alters, des Weſens, der innerſten Richtung ein engeres Band, das auch über das

* Riſt in „Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen" S. 7.

Hamburger Zuſammenleben hinweg aushielt. Er war ohne Frage in dem geſchilderten Kreis der überlegene, der allgemein als Führer erkannte. Seine beiden größten Leiſtungen, Minna v. Barnhelm und Laokoon lagen vor; ſeine unantaſtbare kritiſche Größe ſtand feſt. Claudius ging mit begeiſterter Liebe auf ſeine Schöpfungen ein. Damals erſchien das genannte Drama neben den Jugendſtücken auf der Hamburger Bühne; Claudius widmet dem Stück und ſeiner Darſtellung in den Adreßcomptoirnachrichten* einen originellen Briefwechſel, worin ein junger Menſch vom Lande an ſeinen Vater über das Geſehene berichtet und wo ſich die Stärke der Bühnenilluſion in dem Glauben des guten Jungen malt, es ſei alles ſelbſterlebte Wirklichkeit.

„Geſtern Abend, den Abend vergeß ich nicht, ſo lange ich lebe, geſtern Abend, etwas nach 5 Uhr, führte mich Vetter Steffen in ein Muſikhaus. Wir kamen durch einen wunderlichen krummen Gang in einen großen prächtigen Saal. Hier ſaßen wol bei tauſend Menſchen theils auf Bänken, die auf der Erde hinter einander, und theils in Bücherrepoſitoriis und kleinen Schränkchen, die rund herum an den Wänden über einander befeſtigt waren. Wir hatten eine herrliche Muſik zu hören, und ein großes ſchönes Gemälde zu ſehen, das auf einem Vorhange

* Vom 11. November 1769, 89. Stück, 18. Nov. 91. St. Auch abgedruckt in G. E. Leſſing's Leben von Danzel-Guhrauer II, I. 310 folgg. Im 96. Stück, vom 7. Dec., findet ſich eine ähnliche Correſpondenz über eine Aufführung von Romeo und Julie.

gemalt war. Hinter dem Vorhange, dachte ich bei mir ſelbſt, wird ein Alkoven mit einem Himmelbette ſein, aber das geht dich nichts an. Doch ich hatte nicht recht gerathen. Der Vorhang ward hernach weggethan, und dahinter war noch ein ganzes geräumiges Wirthshaus, wo man vermuthlich alles fodern und haben konnte, was man wollte; es würde auch gewiß den Abend was rechtes ſein verzehrt worden, denn im Saal waren viele vornehme und reiche Mann- und Frauenzimmer, wenn ſich nicht von ohngefähr, gerade als die Muſik aufhörte, in dem Wirthshauſe ein beſonderer Vorfall ereignet hätte. Reiſende Leute, die ſich kannten und ſuchten, und, ohne es zu wiſſen, in demſelben Wirthshauſe logirten, fanden ſich. Das war ein Lärm, da war Freude, und Leid, und Zank, und wieder Freude, und wieder Zank und Liebe, und Freundſchaft und Großmuth, alles durch einander. Doch es mochte eine recht gute Art Leute ſein; bei uns ſind die Leute nicht ſo, auch hier müſſen nicht viele ſo ſein, denn die ganze Geſellſchaft im Saal wunderte ſich über ſie, ſtarrte mit Augen und Ohren ſie an, und vergaß Eſſen und Trinken darüber. Sie waren freigebig, rechtſchaffen, edel, hart gegen ſich ſelbſt, wollten mit Gewalt glücklich machen und nicht glücklich gemacht ſein. — Da war eine hübſche Wittwe, die betrübter war als ſie ausſah, eine Kammerjungfer, die muthwilliger ausſah als ſie war, ein vortrefflicher Wachtmeiſter, ein Kerl der Geld hatte, und ein junges ſchlankes Fräulein, für die ich alles in der Welt hätte thun können — ja,

aber der Major von Tellheim that auch als ein rechtſchaffener Mann bei ihr. Er hatte, konnte ich wol merken, dem Fräulein die Ehe verſprochen, und wollte ſie auch noch gerne haben, wollte ſie aber auch nicht haben, weil er unglücklich geworden war. Das junge Fräulein freuete ſich herzlich, daß ſie ihren Tellheim wieder gefunden hatte, wollte ihn mit allem ſeinem Unglück, ſie ſtürmte erſt mit freundlichen muntern Einfällen, und edler Schalkhaftigkeit, dann mit verſtelltem Unglück und einer großmüthigen Entſagung auf ſein Herz. O! ich kann Ihnen nicht ſo recht ſagen, wie das alles war; aber ich will Ihr Fritz nicht ſein, wenn mir nicht dreimal bei dem, was dieſe Leute ſagten und thaten, die Thränen in die Augen getreten ſind. Manchmal ward's mir auch grün und gelb vor den Augen, und ich dachte, es würde todte Leute geben, doch ging alles Gott Lob noch gut ab."

„Das Fräulein war aus Sachſen und hieß Minna von Barnhelm. Wenn Fräulein Eleonora von * auch nicht die eine hohe Schulter hätte, ſo wäre ſie doch nur ein dummes Fräulein gegen die von Barnhelm. Sie war ſo witzig, ſo ungekünſtelt, ſo ſanft, kurz, wie geſagt, ein junges ſchlankes Fräulein, für die ich ungekannt und ohne Belohnung alles in der Welt hätte thun können. Ich habe auf meine eigne Hand Jubel geſungen, daß die Sache ſo nach ihrem Wunſch ablief. Nun wird ſie wol mit ihrem Tellheim ſchon auf ihre Güter in Sachſen gereiſt ſein, und ich werde ſie nicht wieder ſehen. Mag ſie doch, wenn's ihr nur wohl geht."

„Vetter Steffen's ſagte mir im Vertrauen, daß ein Mann, der Leſſing heißt und der ſich hier aufhalten ſoll, die ganze Geſchichte gemacht habe. — Nun ſo vergeb's ihm Gott, daß er dem Major und dem armen Fräulein ſo viel Unruhe gemacht hat. Ich will gewiß den Hut nicht vor ihm abnehmen, wenn er mir begegnet. Aber zehn Thaler wollte ich darum geben, wenn ich noch einmal eine ſolche Geſchichte mit anſehen könnte. Mir war den ganzen Abend das Herz ſo groß und ſo warm — ich hatte einen ſo heißen Durſt nach edeln Thaten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man ſolche Leute oft ſähe, man könnte endlich ſelbſt rechtſchaffen und großmüthig mit ihnen werden." —

Der Vater antwortet, wie folgt: „Du haſt für Deinen letzten Brief etwas bei mir zu Gute, mein Sohn. Deine Geſchichte von den Leuten im Wirthshauſe gefällt mir, und der warme Ton, darin Du von dem Major v. Tellheim, von dem Wachtmeiſter und dem jungen, ſchlanken Fräulein ſprichſt, gefällt mir auch. Ihr Betragen war edel und gut, ich kenne die Familien der von Barnhelm's und von Tellheim's, ſie handeln immer nicht anders.

Die Götter gaben dem Menſchen ein Herz, das aufwallen, und mit dem wärmeren Blute ſanfte Röthe in ſein Geſicht, Thränen in ſeine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderſtehlich ſüßes Wonnegefühl durch jede kleinſte Nerve ſtrömen konnte; ſie gaben ihm einen Verſtand, der dieſe Aufwallungen be-

herrſchen, und zu ſeiner wahren Wohlfahrt leiten ſollte. Der Menſch überließe ſich zu ſehr den ſchmeichelhaften Aufwallungen — und machte ſich unglücklich. Du haſt ein weiches, unverdorbenes Herz und wirſt auch Leute ſehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf Deiner Hut, theurer Jüngling. Ich weiß Jemand, der gerne Dein Verſtand ſein und als Dein Schutzgeiſt über Dein Herz wachen würde, wenn Du Dich ihm vertrauen wollteſt. Lebe wohl, Fritz und ſchreibe mir bald, daß Du Geld brauchſt.

N. S. Sollteſt Du einmal das Fräulein von Barnhelm ſprechen, ſo grüße ſie freundlich von einem alten Manne, der nahe an ſeinem Grabe noch Freude und die Tugend lieb hat; noch eins, wenn Dir Leſſing begegnet, kannſt Du immer den Hut vor ihm abnehmen.“ — Eine alte Tante dagegen, die Claudius nicht ohne Seitenblick auf naheliegende Anſichten und Perſonen auftreten läßt, nimmt die Gegenpartei, die des Theaterhaſſes und läßt ſich alſo vernehmen: „Hochgeehrter, Liebwerther Herr Vetter! Wenn mein Brief den Herren Vetter bei gutem Wohlſein antrifft, ſo ſoll es mir lieb und angenehm zu vernehmen ſein, ich befinde mich wohl. Du biſt im Hauſe mit dem Vorhange geweſen, Du Sündenwiſch, und ſolch ein Unglück mußte ich noch auf meinen alten Tagen an meiner Schweſter Kind erleben! Aber es hat mich wohl geahndet: der Komet ſtand gerade über unſer Dach, und ich habe eine Zeitlang her ſchwere Träume gehabt von Nachtraben, Aalen und blutigem Schafgekröſe. Der Herr

Vetter hat mich lange nicht mit einem Schreiben beehrt, und ich wünſche recht ſehr von ſeiner werthen Hand zu erfahren, wie es ihm auf ſeiner Reiſe geht. Aber der gottvergeſſene Steffen! habe ich ihm darum ſo viel Gutes gethan, und ihn in meinem Teſtamente bedacht, daß er Dich verführen ſollte? Noch heute will ich alles umſtoßen, das Gaſthaus zu meinem Univerſalitätserben einſetzen, und ihr könnt zappeln, ihr heimlichen Sündenböcke, ihr. Und du ſchämſt dich nicht, in Deinem Briefe von einem abgedankten Wachtmeiſter und einem Fräulein, die du geſehen, noch viel Rühmens zu machen! auf meinen Knieen danke ich Gott, daß er mir keine Kinder und keinen Mann gegeben hat, damit ich doch ſolche Sünde und Schande nicht an meines eigenen Leibes Erben erleben durfte. Pfui Dich, und komme mir nie wieder vor die Augen. Schließlich empfehle ich mich des Herrn Vetters Gewogenheit, und beharre nebſt vielem Eſtime und freundlichem Gruß an Herrn Steffen, meines lieben Herrn Vetters ergebenſte Dienerin und Tante cet." —

Später zeigt er im Wandsbecker Boten* die Emilia Galotti an und verſteckt ſeinen innern Jubel hinter dem trocknen Lakonismus ſeines Lobes. Mit ſehr richtigem Takt erklärt er ſich nur gegen Emilia's Worte im vorletzten Auftritt: „Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne, ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts" u. ſ. w. Doch ſchließt er dies

* Jahrg. 1772. N. 58, 60 u. 61, dann Werke I u. II, 112.

Bedenken: „doch das kommt mir wohl nur ſo vor, und ich hab's bloß geſagt, damit ich mich ganz ledig ſagte. Wollt's auch für viel nicht mit Herrn Leſſing verderben. Er fackelt nicht; zwar, er gäb ſich auch mit'm ſchlichten Bothen wohl nicht ab, er iſt's ſo mit Geheimden Räthen gewohnt*.

Auch nach der Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente ſagte ſich Claudius keineswegs von Leſſing los. Er kennzeichnet vielmehr die Abſicht der Veröffentlichung treffend in der „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan*:* „Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der ſoll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht ſcheuen! und alſo läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarſchiren: marchirt ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel iſt aber wie die Klapperſchlange, und fällt über den erſten den beſten wehrloſen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel n' Felsſtück mit ſcharfen Ecken an den Hals geworfen, daran zu nagen, bis ſich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüſte. Und, ſagte er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und ſchreie Niemand Victoria, wenn er 'n alten roſtigen Muſquedonner Einmahl mit looſem Kraut abgebrannt hat! Und beſetze keiner ein größer Terrain, als er ſouteniren kann, und als der Fuß der Religion

* Werke III, 56.

bedarf!* u. ſ. w. Wir haben noch Leſſing's Antwort* auf dieſe Empfehlung beim Kaiſer von Japan. „Mein lieber Claudius, ſchreibt er am 19. April 1778, danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tauſendmal, daß er ſich meiner bei Seiner Majeſtät von Japan ſo günſtig erinnern wollen. Aber warum hat er mich ihm ſo ſchwer zu haben beſchrieben? Einen salvum conductum für meinen Bauch**, und ich komme ..... Denn genug, daß ein aſiatiſcher Monarch kein Europäiſcher iſt, und ich wenigſtens von den Jannabos an ſeinem Hofe nichts werde zu beſorgen haben. Die Goldbarren ſtechen mir verzweifelt in die Naſe, und wenn mir Albiboghoi*** nicht auch an den Bauch will: ſo laß ich ihm ſein zweites Ohr gewiß u. ſ. w. u. ſ. w.“ Im Verlauf erklärt indeß Leſſing ausdrücklich, wie vortrefflich Herr Asmus ſeine theologiſchen Geſinnungen interpretirt habe.

Mit wachſender Erkenntniß und Feſtigung des eignen Standpunktes ſah Claudius freilich, wie die Kluft der innern Lebenswege weit und weiter wurde, aber die Liebe zu Leſſing's Perſon ließ die Kluft ſchmaler erſcheinen. Nach ſeinem Tode, bei Gelegenheit des Jacobi-Mendelsſohn'ſchen Streites, auf den wir zurückkommen, ſpricht es Claudius aus:† „Und ich habe Leſſing auch gekannt.

* Leſſing's Schriften v. Lachmann XII, 504.

** In Bezug auf die unangenehme Operation, von welcher der Hofmarſchall Se. Majeſtät S 61. ſprechen.

*** Der Name des erwähnten Hofmarſchalls.

† Werke V, 119.

Ich will nicht ſagen, daß er mein Freund geweſen ſei; aber ich war der ſeine. Und ob ich gleich ſein credo nicht annehmen kann; ſo halte ich doch ſeinen Kopf hoch".

Das dürfen wir bei Claudius' reellem Sinne glauben, es war nicht Leſſing's Ruhm und Name, der ihn anzog und ihm ſchmeichelte; es war ſein Werth, der ihn feſſelte. Anfangs ohne deutliche Einſicht in das Verwandte und Fremde fand in ihm Leſſing's Widerwillen gegen die ſeelenloſe Orthodoxie ſeiner Zeit eher einen Widerhall als Widerſtand; des Mannes gerader Rechts- und Wahrheitsſinn, ſeine kritiſche Fehde gegen das Franzoſenthum und den Mißverſtand des Ariſtoteliſchen Kanon, ſeine poetiſchen Leiſtungen, ſein reicher und feſſelnder Umgang, ſeine dialektiſche Überlegenheit — all das zog ihn an. Was ihn aber als ein gänzlich fremdes abſtoßen konnte, die unerbittliche, faſt grauſame Logik Leſſing's, das Ätzende in deſſen Natur, das verhüllte die Freundſchaft, die ihm Leſſing entgegentrug. Denn dieſer, wie ſchon obiges Schreiben zeigt, erkannte und anerkannte ganz wohl die Urſprünglichkeit und das Eigenthümliche in Claudius, das Ganze, das Sinnige und Poetiſche, die ungeſchminkte Frömmigkeit, das Herz voll fröhlicher Unſchuld und Liebe.

Auch auf den witzigen und jovialen Ton, der unter den genannten Freunden herrſchte, ließ ſich Leſſing gerne ein. So ging er einſt mit Claudius über den Jungfernſtieg. Claudius gewahrt, daß ſein Freund den Haarbeutel verloren hatte, ohne welchen ein Mann von Stand und Anſtand damals nicht wohl erſcheinen konnte, und macht

ihn darauf aufmerksam. Lessing erwidert lachend, indem er auf ein Weinhaus zeigt: „Nun, so lassen Sie uns dahin gehen und uns einen neuen holen“.

Das war zunächst der Hamburger Kreis, in dem sich Claudius bewegte — die Glieder und Lessing, das Haupt, dessen beste Gedanken eine so lebhafte Bewegung in den Gliedern hervorriefen. Claudius hat viel in diesem geist- und bildungsreichen Kreis gelernt, erfahren. War derselbe doch ein getreues Abbild des Großen, was damals das deutsche Leben bewegte und durchbebte. Gewonnen hat er darin an Lebensinhalt, Sicherheit und Form; Nahrung für das was seines Lebens Kern und Stern geworden, mehr mittelbar und durch das Reifen der Selbsterkenntniß, die an andern erstarkte. Aber er stand, tiefer gesehen, doch mit einem Fuß nur darin, mit dem andern außer diesem Leben — der Bote mit dem Stab, der dort nicht Hütten bauen will, den Blick vorwärts gerichtet, weiter strebend!

Und doch dürfen wir nicht, in der Erinnerung an den still und tief ruhenden Schatz seines Innern, den er im Vaterhaus gesammelt und gemehrt hat, glauben und sagen, daß das Hamburger Leben einen Rückschritt oder Stillstand für das Werden und Wachsen von Claudius' wahrem Lebensbild bezeichne. Wie oft im Leben wankt das scheinbar feste Haus des Geistes, in dem wir schon sicher und gemächlich zu wohnen meinen; wie oft stürzt es über uns zusammen, damit wir es fester, weiser, wahrer wieder aufbauen; wie oft tritt die versuchende

Macht des Zeitgeiſtes an uns heran und zeigt und verheißt uns die Herrlichkeit der Welt, wenn wir niederfallen und ihn anbeten wollen! Solches Wanken und ſolche Verſuchungen hatte auch Claudius noch mancherlei zu beſtehen. Aber das Band, das ihn an das Leben der göttlichen Liebe feſſelte, riß nimmer wieder.

Auch darf man nicht vergeſſen, daß das Leben, das Claudius damals in Hamburg umgab, noch nicht die durch Parteikämpfe verbitterte Stimmung, die Eſſigſäure der ſpäteren Gegenſätze an ſich trug. Es war eine gährende Zeit, in deren Chaos vieles in ſich ſtreitende noch gemiſcht zuſammenlag.

Von den großen Lichtern an unſerm literariſchen Himmel gingen aber neben den Fixſternen, von denen wir ſprachen, auch einzelne Wandelſterne am Hamburger Horizont vorüber, in deren Bahnen Claudius trat. Vor Allen der damals 26jährige Herder. Das Verhältniß zu ihm ward für Claudius äußerlich wie innerlich beſonders folgenreich. Herder hatte im Jahr 1769 für immer ſeine Heimath an der Oſtſee, wo er zuletzt in Riga gelebt, verlaſſen, hatte einige Zeit in Frankreich zugebracht und dann eine Stelle als Inſtructor und Reiſeprediger bei dem Sohne des Fürſtbiſchofs, Herzogs von Holſtein zu Eutin angenommen. Auf dem Wege dahin kam er im Anfang des Februar 1770 nach Hamburg. Dort verlebt er mehrere Wochen im lebendigen Verkehr mit dem Leſſing'ſchen Kreis. Herder hatte etwas Hinreißendes und Mächtiges und gerade alle Mittel, Claudius

in den Zauberkreis ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Ideen zu bannen. Er fuhr mit vollen Segeln und mit der Siegesgewißheit, welche das Erfülltſein von einer neuen Lebenswahrheit verleiht, zumal da, wo eine ſchwungvolle und unendlich empfängliche Natur zu Grunde liegt. Wie ſeine Schriften, ſo war ſeine perſönliche Erſcheinung, ſeine Unterhaltung, von der wir ein halbes Abbild in ſeinen Briefen dieſer Periode haben, im Sturm und Flug; unmittelbar gewinnend und erobernd oder unmittelbar abſtoßend. Claudius ſpricht ſelbſt dieſen Zug zu Herder aus. In einem ungedruckten Briefe an Schönborn heißt es*: „Herder iſt wieder hier geweſen, er iſt ein Mann für mich, bei aller ſeiner blühenden Lebhaftigkeit auch zu Grübeleien aufgelegt"; und einen Brief an Herder ſelbſt aus dem Spätherbſt 1770** ſchließt der in der allgemeinen Schwärmerei der ſentimentalen Zeit nicht eben überſchwängliche Mann, an Davids Klagewort über Jonathans Tod*** anklingend: „Ihre Liebe iſt mir wie Liebe der Frauen". — Das Streben in die Weite wie in die Tiefe der Erkenntniß war beiden Geiſtern gemein; Herder's Univerſalität ſtieß bei Claudius auf einen verwandten, wenn auch nicht mit ſolcher Energie und ſolcher Luſt am Forſchen und Wiſſen an ſich ausgeſtatteten Sinn. Herder ſelbſt hebt ſeines Freundes Vielſeitigkeit

* Vom 27. Juli 1770; als Herder, der in der zweiten Hälfte des Juli Eutin verlaſſen, mit dem Prinzen durch Hamburg reiſte

** J. G. v. Herder's Lebensbild III. 226.

*** 2 Sam. 1, 26.

in einem Brief an Gleim hervor. Ihre poetiſche Richtung ſtimmte vollends, wie wir unten ſehen werden; Klopſtock unter den Neuen war beider Abgott, ſie lebten beide in Shakſpeare. In dem Suchen und Finden eines feſten religiöſen Standpunktes waren beide noch werdend, aber auch Herder erſcheint damals nicht ohne einen myſtiſchen Grundzug, der Claudius' Eigenthümlichkeit und Stärke war. Freilich überwog in Herder's Natur die Richtung auf die Wiſſenſchaft, und ſpäter, wie uns im Verlauf des Verhältniſſes entgegentreten wird, wirkt die Ausbildung dieſer mehr geiſtigen als geiſtlichen Haltung des großen Mannes, deſſen Leben wie von wenigen das „nihil humani a me alienum puto“ als Ueberſchrift tragen dürfte, auch kältend und zeitweiſe lähmend auf die Beziehung zu Claudius ein. Hat aber auch Herder mit der Zeit mehr und mehr Elemente der Zeitbildung, des allmächtigen Zeitgeiſtes in ſich aufgenommen, in demſelben Verhältniß, in welchem Claudius ſie aus ſeinem Bewußtſein ausſchied, ſo iſt doch nie eine Trennung entſtanden, ja bei aller Klarheit über die Verſchiedenheit ſind ſich die Herzen nahe geblieben. — Zunächſt aber noch ein Blick in jene Flitterzeit ihrer erſten Freundſchaft!

Claudius ſchließt ſich mit aller Wärme ſeines offenen und treuen Herzens dem neuen Freunde an. Er fühlt ſich in ſeiner vorwiegenden Innerlichkeit und Scheu dem imponirenden Geiſte gegenüber in zweiter Linie. Bei Herder iſt alles raſcher, entſchiedener, auch nach außen gewandter, ſchlagfertiger. Seine Stellung in der deutſchen

Literatur war ſchon gegründet, faſt fertig; er ſchon ein berühmter Mann, Claudius noch ein dunkler Name. Denn Herder war mit ſeinem literariſchen Programm, in dem die Signatur ſeines ganzen literariſchen Lebens lag, bereits hervorgetreten; — die Fragmente über die neuere deutſche Literatur und die kritiſchen Wälder waren noch nicht lange erſchienen.

Unſerm Claudius wurde der Überlegenheit gegenüber die Wahl zwiſchen Liebe und Neid nicht ſchwer; doch iſt es keineswegs ein ſtetes Jaſagen dem berühmten Schriftſteller gegenüber. In der Beurtheilung, die er über einzelne Schriften von Herder ſpäter in den Wandsbecker Boten rücken läßt, — wie über die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, Abhandlung über den Urſprung der Sprache, auch eine Philoſophie der Geſchichte zur Bildung der Menſchheit, an Prediger, 15 Provinzialblätter* — herrſcht neben dem Ton freudiger Anerkennung doch durchaus der Freimuth wichtiger Meinungsabweichungen. Was Claudius gelegentlich, als von ſeiner Qualification für ein Amt die Rede war, in einem humoriſtiſchen Briefe an Herder** im buchſtäblichen Sinn von ſich rühmt: „er laſſe ſich nicht beſtechen“, das gilt auch im uneigentlichen. Wenige Geiſter jener Zeit mögen ſo unverblendet durch Größe, Namen, Geiſtesreichthum geblieben ſein und nach dem Vorrecht der Wahrheit, alles zu prüfen und das beſte zu behalten, ſich ſo keuſch

* vgl. Werke I, 30, 94; III, 8, 74.

** Aus Herder's Nachlaß I, S. 395. Nr. 25. v. 2. Aug. 1775.

und frei und eigen im Urtheil erhalten haben wie Claudius. Es ist das ewige Theil in ihm, das über die Zeit richtet und sich nicht scheu machen läßt.

Herder sah und liebte damals in Claudius außer der Gleichartigkeit des Wollens und Wirkens im geistigen Gebiet den Seelenadel, die hohe Reinheit und Unschuld des Mannes. Er nennt ihn in einem Brief an Gleim v. J. 1772 eine „englische Seele unter den Menschen“ und später, 1776, heißt es an denselben: „Es ist ein herrlicher Junge wie jede Zeile seiner Schrift, von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen“; an Lavater schreibt er in demselben Jahr nach einem mehrtägigen Zusammensein mit Claudius in Bückeburg*: „Freudentag hab' ich mit Claudius gehabt, dem reinsten Menschen, den ich fast gekannt habe“. — „Noch nie hab' ich gewünscht, mit einem Menschen zusammenzuleben, wie ichs mit Claudius wünsche.“ — Noch nach Herder's Tod hat seine treffliche Gattin der Gesinnung des Verstorbenen gegen Claudius Worte geliehen.** „Ein zärtliches Andenken an Matthias Claudius, dessen Geist und scharfer Blick für Wahrheit, dessen Einfalt und moralische Natur ihm heilig war, trug er in seinem Herzen. In verschiedenen Schriften hat er seiner mit Achtung und Liebe gedacht. Ein Briefwechsel und freundliche Theilnahme an allem, was ihnen lieb und heilig war,

* Aus Herder's Nachlaß II, 163. d. d. 11. Mai 1776.

** Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfried v. Herder's von Maria Carolina v. Herder geb. Flachsland I, 133.

die treuſte Freundſchaft verband und verbindet noch beider Familien."

Zugleich erkannte Herder Claudius' literariſche Verdienſte in ſeiner Art und Sphäre gern und wiederholt an; ja er erwies ihm die Ehre, ſein Abendlied als einziges zeitgenöſſiſches deutſches Lied in ſeine „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) aufzunehmen*, um, wie er hinzufügt, „einen Wink zu geben, welches Inhalts die beſten Volkslieder ſein und bleiben werden". Über ſeine kleinen Proſaarbeiten im Wandsbecker Boten ſchreibt Herder** an Merck in Darmſtadt im September 1771: „das Beſte, was ich in meinem ganzen Hierſein (in Bückeburg) von neuen Schriften der Gattung (d. h. der aus der ſchönen Literatur) hier geleſen, ſind einige einzelne fliegende Blätter und faſt nur Reihen von meinem Freunde Claudius, ohne Gelehrſamkeit und faſt ohne Inhalt, aber für gewiſſe Silberſaiten des Herzens, die ſo ſelten ſo gerührt werden".

Bald nach Herder's flüchtigem Aufenthalt verließ Leſſing Hamburg, um Oſtern 1770. Ein halbes Jahr ſpäter ſiedelte Klopſtock von Kopenhagen dahin über, wo er fortan, nur mit kurzer Unterbrechung, ſein Lebenlang blieb. Er begleitete ſeinen Freund und Gönner, den älteren Grafen Bernſtorf, der nach ſeinem gewaltſamen Sturz

* J. G. v. Herder's Werke. Zur ſchönen Literatur und Kunſt. (Octavausg. v. 1807), VIII, 509.

** Briefe an u. von Merck, herausgeb. v. K. Wagner, S. 35. vgl. auch „Aus Herders Nachlaß" III, 135.

durch Struenſee Hamburg zu ſeinem Exil wählte. Mit Klopſtock lebte Claudius in der alten Weiſe, nur ſtand er noch näher und ſelbſtändiger zu ihm.

So ſehen wir Claudius mitten in der Bewegung der Literatur und zu ihren drei Hauptvertretern — denn Göthe's Stern war noch nicht aufgegangen — im nächſten perſönlichen Verkehr. Aber blos als Trabant eines andern Sternbildes zu ſchimmern, das war ſeine Beſtimmung nicht. Gerade neben und gegenüber den genannten glänzenden Lichtern entzündete ſich ſein eignes, beſcheidenes, aber in ſo eigenthümlichen Glanz ſchimmerndes Licht.

Er zog ſich aus all' dem Reichthum und lauten Leben zurück, um ſich ſelbſt zu leben, dem Zug ſeines Innern ungeſtört nachzugehen und zugleich ſeinem äußern Leben eine feſtere Geſtalt zu geben. —

V.

Der Wandsbecker Bote.

Von den „Addreß-Comtoir-Nachrichten“ trat Claudius Ende 1769 oder Anfang 1770 zurück*. Er hatte um diese Zeit seinen jüngsten Bruder Christian auf einer Reise in's Holstein'sche begleitet und ward durch einen ungewöhnlich starken Schneefall verhindert, zur rechten Zeit wieder auf seinem Posten in Hamburg zu sein. Hierüber wurde der Besitzer des Blatts, Etatsrath Leisching, ungehalten und ließ ihn in einem Briefe so hart an, daß Claudius sich verletzt fühlte und in einem mehrere Seiten langen Antwortschreiben eine weitläufige Beschreibung von der Größe des Unwetters, der Dichtigkeit des Schneefalls, der Höhe der Schneeberge und der Unmöglichkeit, sich durchzuarbeiten, machte, am Ende aber

* Schönwissenschaftliches findet sich von Claudius' Hand wenig darin; Gedichte gar nicht. Mehrfache Übersetzungsproben aus englischen Romanen sind vielleicht von ihm, doch möglicher Weise auch von Bode. Das Eigenthümlichste sind die oben theilweise mitgetheilten Theateranzeigen. Sonst war die Tendenz des Blatts durchaus praktisch.

Anna Rebekka Claudius, geb. Behn.

geb. d. 26. Octbr. 1756. gest. d. 26. Juli 1832.

hinzufügte: „schließlich muß ich Ew. ersuchen, sich nach einem andern Redacteur der Addreß-Comtoir-Nachrichten umzusehn".

Es hob nun zunächst eine Zeit drückender Noth für ihn an. Ein Brief an Schönborn aus dieser Zeit enthält einen Nothschrei um Geld; „ich bin itzt nichts und habe itzt nichts", schreibt er; nur Schulden hatte er. Aus dieser unhaltbaren Lage riß ihn gegen Ende des Jahres der Antrag Bode's, an dem „Wandsbecker Boten" mitzuarbeiten. Bode hatte nämlich die schon bestehende Zeitung, den „Wandsbecker Mercur" gekauft und umgetauft.

Schon am 6. November 1770 schreibt Claudius an Schönborn über den Plan der neuen Zeitung und ersucht ihn, den Entwurf einer Vignette für das Blatt durch den Kupferstecher Preisler in Kopenhagen zu vermitteln. Er selbst schlägt eine solche vor; „ich wäre," schreibt er, „nun wohl für eine Hieroglyphe, z. Ex. für einen Frosch mit der Unterschrift: „der Frosch coax schreit Tag und Nacht". — Da haben wir die bald darauf auf dem Löschpapier der Zeitung erscheinenden Frösche, die nebst der Eule, nur in andrer Anordnung und durch den Hut bereichert, auch auf Asmus' sämmtliche Werke übergegangen sind und womit sich als mit einem Talisman auch gegenwärtiges Schriftchen geschmückt hat.

Näheres über die Zeitung erfahren wir aus einem ungefähr gleichzeitigen Schreiben von Claudius an Herder *.

* Lebensbild III, 226.

„Bode legt zu Neujahr 1771 eine Zeitung in Wandsbeck an, und ich werde ſie ſchreiben helfen. Sie ſoll, wie die meiſten Zeitungen, einen politiſchen und einen gelehrten Artikel haben. Ich habe hin und her gedacht wie man den letzten neu und etwas Eignes habend einrichten könnte, eine Art von Fortſetzung von Bacon's Zeitung de augmentis scientiarum ſchickt ſich nicht, dünkt mich in dem einen Augenblick, für ein ſolches Blatt, und in dem andern ſchickte es ſich wohl, aber es will mir nicht einleuchten, wie man eigentlich das Ding angreifen ſoll — ein naiver launigter Ton in den Recenſions wäre freilich ganz gut, aber ein Menſch kann ja nicht alle Recenſions machen, und wer darf andrer Leute Arbeit ändern? und ſo ferner, kurz es ſchwebt mir manchmal ſo etwas vor Augen, aber ich kann es nicht recht gewahr werden.“ — Im heitern Bänkelſängerſtil gibt Claudius ſelbſt — denn kein Andrer iſt natürlich der Verfaſſer — unterm 1. Januar 1771 als Prolog das Programm der Zeitung:

„Ich bin ein Bothe und nichts mehr,
Was man mir gibt das bring' ich her,
Gelehrte und polit'ſche Mähr;
Von Aly Bey und ſeinem Heer,
Vom Tartar Chan der wie ein Bär
Die Menſchen frißt am ſchwarzen Meer,
(Der iſt kein angenehmer Herr)
Von Perſien wo mit ſeinem Speer
Der Prinz Heraclius wüthet ſehr.

Vom rothen Gold, vom Sternenheer,
Von Unſchuld, Tugend, die noch mehr
Als Gold und Sterne ſind, —
(Virgil läßt auch offt Verſe leer)
Von dem verſchwiegnen Freymäurer
Vielleicht wohl auch, doch heimlicher,
Von Fried Tractaten, Krieg und Wehr,
Von Couriers die von ohngefähr
Gewiß nicht reiten hin und her,
Vom Heeringsfang, von Freud' und Gram
Von Bender das der Ruſſe nahm,
Vom Lotto das aus Welſchland kam
Und nicht Quaternen mit ſich nahm,
Vom Podagra von Horn und Ham, *
Vom Zuckerrohr in Surinam
Vom großen Mogul und Madam,
Von Zank, Erfindungen und Lehr,
Von klein Verdienſt und großer Ehr,
Von groß Verdienſt und kleiner Ehr
Und tauſend ſolche Sachen mehr
Die ſich begeben ohngefähr
Und alle anzuführen ſchwer:
Aus allen Enden fern und nah,
Aus Aſia und Africa,
Europia und America,
Und andern Ländern hie und da

* Zwei Dörfer bei Wandsbeck, von denen das erſtere ſeitdem durch Wichern's „Rauhes Haus" allbekannt geworden iſt.

Doch nicht aus Cappadocia.
Die nackte Wahrheit lieb ich ſehr,
Doch gibt man mir noch etwas mehr,
Wenn's nur noch eine Sage wär,
Und wenn's ein Spott zur Beßrung wär,
Und wenn's ein ſanftes Liedgen wär,
Und wenn es ſonſt ſo etwas wär,
Je nun — da bring ichs auch mit her,
Dafür bezahlet mich mein Herr.
Als ich von Hauſe gieng ſprach er:
Geh hin! und ſaget die und der,
Seht doch! wo kommt der Bothe her?
So wünſche höflich dem und der
Ein fröhlich Neujahr und noch mehr,
Und ſprich, ich komm von Wandsbeck her".

Das Blatt erſchien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in ſehr beſcheidener Ausſtattung. Der politiſche Theil, der aus andern Zeitungen zuſammengeſtellt iſt, nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meiſt ziemlich ungelehrten „Gelehrten Artikel", aus Poeſieen, kleinen Proſaaufſätzen und kurzen Bücherkritiken beſtehend; die Gedichte werden ſpäter wol auch verwieſen in einen beſonderen „Poetiſchen Winkel". Die Beiträge erſcheinen gewöhnlich anonym, und es iſt nicht überall möglich, Conjecturen über die Verfaſſer zu verſuchen. Zu den Mitarbeitern gehörten Herder, Göthe, F. L. Stolberg, beide Kramer, Miller, Ebert in Braunſchweig, Denis Voß u. A. Claudius' Sächelchen ſind

meiſt ohne Namen, nur hier und da „der Bothe“ unterzeichnet; doch verräth ihn ſein Stil und Ton auch da in der Regel, wo die Beiträge nicht in die geſammelten Schriften übergegangen ſind*. Denn es läßt ſich eine nicht ganz unergiebige Nachleſe von nicht geſammelten Stücken ſeiner Hand halten; und die den Werken einverleibten, Verſe wie Proſa, ſind faſt ohne Ausnahme mehr oder weniger geändert. Im Ganzen wurde Claudius bei der Auswahl wie bei der Änderung von richtigem Takte geleitet. Namentlich hat er nur eine kleine Leſe ſeiner zahlreichen kurzen Epigramme aus dem „Wandsbecker Boten“ wieder abgedruckt, denen es auch meiſt an Originalität und poetiſchem Werth gebricht.

Man kann nicht ſagen, daß der literariſche Theil der Zeitung einen ſehr einheitlichen Charakter trage, von dem klaren Bewußtſein eines beſtimmten, geiſtigen und ſittlichen Ziels getragen ſei. Die Geſellſchaft der Mitarbeiter war immerhin noch zu gemiſcht, der Redacteur, um ſeine Spalten zu füllen, auf Beiſteuern gar verſchie-

* Namentlich war es auch ſeine Aufgabe, die einzelnen Jahrgänge durch poetiſche Neujahrsgrüße einzuleiten. Nur zwei davon, das bekannte: „Es war erſt frühe Dämmerung“ u. ſ. w. von 1773 und: „Ein Fragment, das nach der Stoa ſchmeckt“ (Werke I u. II, 67) von 1775 ſind in die Werke übergegangen. Alle nicht wieder gedruckten Stücke hier zu ſammeln, erlaubt der Zweck wie der Umfang dieſer Schrift nicht. Einzelnes, beſonders Charakteriſtiſche habe ich eingewebt, bei Vielem würde es auch überhaupt der Mühe nicht lohnen, es aus ſeinem literariſchen Schlafe wieder aufzuwecken.

denen Werthes angewieſen. Für Claudius ſelbſt aber, ſo mancherlei Spreu auch um die kräftigen Weizenkörner ſeiner Beiträge herumflattert, iſt das anſpruchsloſe Winkelblatt der Ort geworden, wo er ſeine Eigenthümlichkeit im Schreiben, ſeine literariſche Phyſiognomie, deren Grundzüge ſich in den letzten Jahren und ſchon in den Adreß-Comptoir-Nachrichten feſtgeſtellt hatten, zu voller Beſtimmtheit und Kenntlichkeit ausprägte. Und gerade der Ort, wo dieſe kleinen Productionen ſtehen, ſowie der Anlaß, der ihnen den Urſprung gegeben, wirkten weſentlich ein auf ihre Form. Der Verfaſſer wurde durch beide zu einer volksthümlichen Aphoriſtik hingedrängt, die dem eiligen Zeitungsleſer den frugalen literariſchen Nachtiſch durch Kürze und Würze genießbar zu machen ſucht, ihm keine zu große Anſtrengung zumuthet und doch wirken will. Für Claudius' Syſtemſcheu und Unfähigkeit, auch der Form nach, ein größeres Ganzes zu ſchaffen, war eine ſolche Thätigkeit eine Zeitlang ganz willkommen, doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß das, was der Form nach nicht ganz und zuſammenhängend war, doch ſchon damals im Weſentlichen der Ausdruck und Ausfluß einer ganzen und gewappneten Lebensanſchauung geweſen. Dies zeigt ſich mehr noch als in den eignen und freien Productionen in ſeinen kurzen und zum Theil ſo ſchlagenden Anzeigen literariſcher Erſcheinungen. Da ſteht er feſt und klaren Blicks auf der Warte und erſchaut in der Bewegung der Dichterwelt das Bleibende und Große; Klopſtock, Hamann,

Leſſing, Herder, Göthe, Lavater ſind die Namen, denen er allein — und auch ihnen mit einer Freiheit, welche die Wahrheit fördert und dem Großen die Möglichkeit eines Größeren vorhält — huldigt, deren beſte Leiſtungen er anzeigt. Und dieſe warme Verkündigung des anbrechenden Morgenroths unſrer großen Dichterepoche iſt in jenem Theil ſeiner Lebenszeit eins der ſchönſten Verdienſte des Boten, der auch hier nur das Beſte herumträgt.

Gegen Wieland machte er wie Klopſtock und ſeine Jünger, wie Herder und der junge Göthe Front. Einen tiefen Widerwillen hatte und bezeugte er namentlich gegen die leichte Lüſternheit in einigen Schriften Wieland's. In einer Anzeige des neuen Amadis* erwähnt er der Stelle, wo Amadis mit Schatulliöſen in die Grotte ſchwimmt:

„So ſchleicht ſich mit grinſendem Lächeln und aufgeblaſenen Backen
Ein diebiſcher Affe davon, um in gemächlicher Ruh
Zu oberſt unterm Dache geraubte Mandeln zu knacken". —

und bemerkt darüber: „Aus dieſer und andern Stellen guckt hervor, dünkt mich, innerliche heimliche Freude darüber, wenn der diebiſche Affe in gemächlicher Ruh die geraubten Mandeln knackt und Spott der Tugend, die doch nur geſpielt wird und allgemach die Saiten herunter ſtimmt. Ich bin vom Dorfe und kenne die Welt

* Wandsb. Bote. Jahrg. 1771, No. 159 u. 161.

nicht, Mode mag das ſein, das will ich gar nicht ſtreiten, ich will ſogar glauben, daß aus einem Schwärmer ein Mandelknacker werden kann, aber käme ſo ein Mandelknacker in unſer Dorf, wahrhaftig, die Mädchen ſpyen ihn an, und würfen ihn mit Steinen. Und wenn ſie es nicht thäten, ſo ſollte doch kein ehrlicher Mann darüber lachen, und dadurch das Heruntерſtimmen befördern. Es iſt doch beſſer tugendhaft zu ſeyn, wie ſüß auch die Mandeln dem Affen ſchmecken mögen, der kein deutſches Thier iſt*. — Wieland's Zeitſchrift, der „Teutſche Merkur" verſäumte nicht, gelegentlich in ſeinen „kritiſchen Nachrichten vom Zuſtande des teutſchen Parnaſſes"** an dem Boten bei ſpärlichem Lob die Abhängigkeit von Klopſtock und ſeiner Neigung zur Myſtik zu tadeln. S. T. Asmus bleibt die Antwort nicht ſchuldig **, und meint u. a., die Lobrednerei ſei ein Naturfehler an ihm und es ſei bloßer Zufall, daß er ſeinen Naturfehler grade zum Lobe von Hamann, Klopſtock, Herder u. ſ. w. in Bewegung geſetzt habe, und könne das Unglück eben ſo gut einen andern Anführer von Parteien betroffen haben. Später wird ihr Verhältniß einigermaßen freundlicher; ſie wechſelten ſogar Briefe, aber nahe kamen ſich beide Dichter nie ***.

* Teutſcher Merkur 1774, Nov. S. 179. Der Verf. war nicht Wieland, ſondern der Vielſchreiber Chr. H. Schmid.

** Zuerſt im Wandsb. Boten. Jahrg. 1775, No. 24; dann Werke I u. II, 108 flg.

*** Auf Claudius geht ohne Frage eine nicht ſehr freundſchaftliche Bemerkung Wieland's an Merck in Merck's Briefen von K. Wagner. II, 67.

Mit der Annahme der Redaction war alſo Claudius' Überſiedlung nach dem, nur eine Stunde von Hamburg entfernten, ſchön gebauten Flecken Wandsbeck, wo ſich auch Bode's Druckerei niederließ, verbunden, — dem Ort, der durch ihn, wie Matthiſſon* ſagt, „der berühmteſte Marktflecken von Deutſchland“ geworden iſt. Gegen Weihnachten 1770 fand die Überſiedlung ſtatt.

Wandsbeck, ein urſprüngliches Lehen, war nach häufigem Beſitzwechſel im J. 1762 durch Kauf an den Freiherrn Heinrich Karl v. Schimmelmann übergegangen. Mit dieſer früher bürgerlichen, nachmals gräflichen Familie, aus der einzelne Mitglieder in den oberſten Stellen des däniſchen Staatsdienſtes ſich ausgezeichnet haben, ſtand Claudius ſein Lebelang in enger Verbindung, wenn auch acht Jahre vor ſeinem Tod der Unterthanenverband ſich löſte, indem der Flecken ſelbſt an die däniſche Krone kam. Unter der Herrſchaft und eifrigen Fürſorge dieſer edeln Familie blühte Wandsbeck aus dörflichem Umfang zur Größe einer Stadt auf.

Die Geſundheit ſeiner Lage, Hamburg's Nähe, ſeine Vorzüge als Gränzort zogen Gewerbfleiß mancher Art, einen lebhaften Durchgangshandel und zahlreiche Fremde hin, ohne den ländlichen Reiz und die Anziehungskraft für die Spaziergänger der großen Nachbarſtadt zu zerſtören.

Die Hauptzierde der ſonſt ebenen und bei allem Reichthum des Anbaus intereſſeloſen Gegend iſt das Wandsbecker Gehölz, ein waldartiger, zum Gute gehöriger Park,

* Erinnerungen I, 322.

Lieblingszuflucht der Nachtigallen, wie geſchaffen für die Träume und Gedanken des Dichters. Was die Natur geſchenkt, ſuchten Kunſt und Reichthum zu ſchmücken — Waſſerkünſte, Bildſäulen, Urnen rauſchten und glänzten zwiſchen den Bäumen; überraſchende Durchblicke zeigten die Thürme von Hamburg. Es gibt — wenn man das Weimarer Land abrechnet — nicht viele Punkte im Vaterland, wo die ſchmale Scholle ſo geweiht iſt durch lebendige und große Erinnerungen aus der Geſchichte unſers Geiſtes, unſrer Poeſie. Claudius, Klopſtock, Leſſing, Voß, Fr. H. Jacobi, Herder, die Stolbergs und wie viele andre Denker und Dichter haben in dieſen Laubgängen ſich ergangen, gedichtet, geſcherzt; — wie manches Lied des Boten iſt hier empfangen oder geboren worden; — jetzt wird bald der Dampf der Induſtrie dieſen grünen Schauplatz ſo edeln Lebens in ſein graues Nebelbild um-wandeln.

Das Schloß am Eingang des Parks ſtammt aus dem ſechszehnten Jahrhundert und iſt im Friedensjahr des dreißigjährigen Krieges erneuert worden. Bald nach ſeiner Gründung benutzte der aus Schweden vertriebene Tycho de Brahe, der größte Aſtronom jener Zeit, den Schloßthurm zu ſeinen Beobachtungen, ehe er, der Einladung Rudolph's II. folgend, nach Prag überſiedelte.

Die Vorzüge ſeines Wohnorts hat unſer Poet ſelbſt in einer zuerſt beſonders gedruckten, dann in die geſammelten Schriften* aufgenommenen humoriſtiſchen Romanze vom J. 1773 heiter beſungen:

* I, 37. Auch findet ſich ein leichtes „Wandsbecker Liedchen“ im W. B. v. 1771, N. 128, das nicht in die Werke übergegangen iſt.

„Schön iſt die Welt, ſchön unſre Flur,
Und unſer Wald vor allen
Iſt ſchön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen".

Es wird nicht blos ſeine zweite, ſondern ſeine rechte und eigentliche Heimath. Sie gibt ihm, wie durch eine literariſche Taufe, ſeinen Titel und Beinamen, unter dem ihn alle Welt kennt und nennt; ſie gibt ihm Haus und Hof, Heimathliebe im Beſitz, Heimweh in der Ferne; an den ſtillen Ort knüpft ſich die Erinnerung des Beſten und Schönſten, was er erlebt und geweſen; es iſt die Wiege aller ſeiner Kinder und ſein eignes Grab. Da ward dem Dichter wohl. Hamburg und die Freunde waren nicht fern; man pilgerte gern nach dem ſchmucken Ort. So hatte er Wald und Feld, und in der Einſamkeit fehlte doch nicht „die Freundin Luna" in Buſch und Baum und ihr „ſtilles Zauberwort", das, wie die Romanze ſchließt, mehr „als hunderttauſend Reime" ſagt. Und:

„Die Mode, welche Städter zwängt,
Iſt hier gehaßt wie Schlangen,
Und hoch an unſern Eichen hängt
Bocksbeutel aufgehangen".

Aber mehr als das Alles — an Wandsbeck knüpfte ſich auch die Gründung ſeines Lebensglücks, ſeine Liebe und Ehe. Wir kennen die frühern Herzensſchickſale des

Dichters nicht; aus ſeinen „Tändeleien“ ſprach nicht Natur und Wahrheit, möglich, daß ihm die Fügung dies Gefühl bis in's Mannesalter vorbehielt, damit es ihn dann deſto ſtärker und tiefer ergreife, um ſo ganzer ausfülle, ihm Glück und Segen, Weihe und friſchen Lebensthau bringe.

Es iſt ſeine vielgeliebte und vielgenannte, allen Leſern des Wandsbecker Boten wohlbekannte Rebekka, die er alsbald bei ſeinem Eintritt in den Ort kennen lernte. Sie war die zweite Tochter des Zimmermeiſters Joachim Friedrich Behn, der zugleich eine kleine ehrbare Wirthſchaft hielt, und in dem nahen Dorfe Barmbeck am 26. Okt. 1754 geboren. Die Art, wie ſich das Verhältniß entſponnen, iſt bereits wie mit Legenden umwebt und dem Lebensbeſchreiber fällt es aus mehr wie einem Grunde ſchwer, die Wahrheit ohne die Zuthat der Dichtung zu geben. Nach der beglaubigten Familientradition ging Claudius kurze Zeit vor ſeiner Überſiedlung hinüber nach Wandsbeck, um für ſich und das Geſchäft eine Unterkunft zu ſuchen. An der Lübecker Landſtraße fand er ein Haus zur Miethe geſtellt, aber verſchloſſen. Von den Nachbarn erfuhr er, daß der Schlüſſel dazu ſich in den Händen des Zimmermeiſters Behn befinde. Er ging dahin, fand aber nur die ſechzehnjährige Rebekka zu Hauſe. Das Behältniß, in dem ſich der Schlüſſel befand, war verſchloſſen, Rebekka holte ein Beil, es zu öffnen. Von dieſer kurzen Scene und flüchtigen Unterhaltung her

behielt Claudius das Mädchen im Herzen. Die Sage hat wol ſinnreich hinzugedichtet, er habe ſich darauf bei dem Vater einen Tiſch beſtellt, den nachherigen Familientiſch, der von allem Leid und Freud bis auf den heutigen Tag zu erzählen wiſſe, und habe ſo die Gelegenheit wahrgenommen, recht oft das Haus zu betreten. Vermuthlich im September 1771* hielt er beim Vater um die Hand der Tochter an. Als er von einer Jagd zurückkehrte und den Vater unterwegs geſprochen haben mochte — ſo berichtet eine andere Quelle — habe er der Mutter und den Mädchen Barmbecker Zwieback auf den Tiſch gelegt. Auf die Frage, ob er etwas geſchoſſen habe, antwortete er „ja, ich habe einen guten Schuß gethan“. Er hatte aber vom Vater das Jawort erhalten. Durch den Vater ging er an die Tochter.

Die innere Bewegung und Gährung, in der er den Sommer verbrachte, gequält und beflügelt von dem Werden und Wachſen ſeiner Neigung, von jubelnder Hoffnung und der ſtillen Sorge, die ihn beſchlich, wenn er Gefühl und Wünſche an die äußere Wirklichkeit ſeines Lebens hielt, die ihm in jener Übergangszeit eigene Schwermuth und Lebenstrauer, mitunter in's Gleichgewicht gebracht durch friſchen Scherz, malt ſich in manchen ſeiner kleinen Aufzeichnungen. Es gehören hierher die Stücke: „Als Daphne krank war“**:

* Vgl. den Brief N. I. „Aus Herders Nachlaß“ v. 20. Sept. 1771 u. S. 364. Anm. 3. die Briefſtelle v. Bode v. 17. Sept.

** Zuerſt im Wandsb. Bot. Jahrg. 1771, N. 24; dann Werke I u. II, 106. Auch im Gött. M. A. 1772, S. 33.

Endymion.

Fremder Mann! Weißt Du keine Grabſtätte für mich?

Der Fremde.

Jüngling, Deine Seele liebt!
Sanfter Jüngling! Aber ſei nicht betrübt!
Sieh! der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall,
Und die Blumen kommen wieder,
Und der Widerhall,
Und wir ſingen Frühlingslieder,
Und dann fallen in den Schall
Tauſend weiße Blüthen nieder.
Jüngling! ſieh, der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall.

Endymion.

Fremder Mann! Weißt Du keine Grabſtätte für mich? —

Sodann das Lied: an die Nachtigall.

Er liegt und ſchläft an meinem Herzen,
Mein guter Schutzgeiſt ſang ihn ein;
Und ich kann fröhlich ſein und ſcherzen,
Kann jeder Blum' und jedes Blatts mich freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir den Amor nicht wach!

In dem „Brief an den Mond“*: N. 1. heißt es u. a.: „Sie ſcheinen, ſtille glänzende Freundin, ein weiches

* Zuerſt im Wandsb. Bot. v. 1771, N. 70. Dann Werke I u. II, 30.

** Zuerſt im Wandsb. Bot. v. 1771, N. 31. Dann Werke I u. II, 63.

ſchwermüthiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen iſt Tag und Nacht voll Jubel und Freudengeſchrei, daß ſeine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Geſellſchaft des Himmels geſehen. Sie gehen immer allein und traurig um unſre Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbniß ihres Geliebten, als wenn das Rauſchen von erſtickten Seufzern des Elends und der Laut vom Händeringen und das Geräuſch der Verweſung Ihnen ſüßer wären als der Päan des Orions und das hohe Allegro von der Harfe des Siebengeſtirns. Sanftes ſympathetiſches Mädchen! Erlauben Sie, daß ich meinen Gramſchleier einen Augenblick vom Geſichte thue, Ihre Hand zu küſſen; erlauben Sie, daß ich Sie zur Vertrauten meiner wehmüthigen Kummerempfindung und melancholiſchen Schwärmereien mache und in Ihren keuſchen Schooß weine. Und Jupiter breite ein dünnes Roſengewölk über die Scene! Der Leſer aber denke ſich dies Gemälde, von etlichen Liebesgöttern gehalten, als ein Cul de Lampe unter dem Vorbericht dieſes ſonderbaren Briefwechſels". — Wie aber bei ſeiner damaligen Gemüthsſtimmung mitten in die blühendſte Entfaltung ſeines Lebens- und Liebesglücks Gedanken an Tod und Vernichtung, wenn auch zu tröſtlicher Zuverſicht aufgelöſt, fallen konnten, zeigt die wenige Wochen vor der Hochzeit geſchriebene Betrachtung: „Was ich wol mag"*: „Ich mag wol Begraben mit anſehn,

* Zuerſt im Wandsb. Bot. Jahrg. 1772 N. 13. Dann Werke I u. II, 5.

wenn ſo ein rothgeweintes Auge noch einmal in die Gruft hinab blickt, oder einer ſich ſo kurz umwendet, und ſo bleich und ſtarr ſieht und nicht zum Weinen kommen kann. 's pflegt mir denn wol ſelbſt nicht richtig in'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch fröhlich. Und warum ſollt' ich auch nicht fröhlich ſein; liegt er doch nun und hat Ruhe! und ich bin darin 'n närriſcher Kerl, wenn ich Weizen ſäen ſehe, ſo denk' ich ſchon an die Stoppeln und den Erndtetanz. Die Leut' fürchten ſich ſo vor einem Todten, weiß nicht warum. Es iſt ein rührender heiliger ſchöner Anblick, einer Leiche in's Geſicht zu ſehen; aber ſie muß ohne Flitterſtaat ſein. Die ſtille blaſſe Todesgeſtalt iſt ihr Schmuck, und die Spuren der Verweſung ihr Halsgeſchmeide und das erſte Hahnengeſchrei zur Auferſtehung".

Claudius' Hochzeit wurde am 15. März 1772 gefeiert. Die Feier, von der er ſelbſt in einem Briefe an Herder* erzählt, war originell genug und ſchmeckte ein wenig nach der Geniezeit. Er hatte, ohne den eigentlichen Zweck merken zu laſſen, eine Geſellſchaft naher Bekannter, darunter Klopſtock, Schönborn**, Ehlers und Bode („der dicke Herr in Hamburg") geladen. Auch der „Pastor loci" erſchien und Claudius ſing gleichſam

* V. April 1772, „Aus Herder's Nachlaß" I, 369.

** Der in den Jahren 1771 u. 72 als Hofmeiſter bei dem Sohne des älteren Bernſtorf in Hamburg lebte, nach dem Tode des Grafen aber (18. Febr. 72) dort blieb, bis er im Jahre darauf nach Algier abging. An ihn hat Cl. in dieſer Zeit das Gedicht „an S. bei — Begräbniß" Werke I u. II, 96. (zuerſt im W. B. 1772, N. 136) gerichtet.

ſcherzweiſe von „copulirt werden“ an zu ſprechen und zog dann die königliche Konceſſion heraus, bis ſich der wahre Sinn der Sache allmählich enthüllte.

Auch die Leſer des „Wandsbecker Boten“ ſollten an ſeiner Freude theilnehmen. Nachdem er in einem kleinen Aufſatz vorausgeſchickt*: „Der Vater im Himmel hat den Menſchen gewiß nicht zum Weinen erſchaffen, er ſchuf ſie ja ein Männlein und ein Fräulein“ fährt er unten fort: „Ihn jammerte des Menſchen, der im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen und mit viel Mühe und Widerwärtigkeiten im Thal der Verweſungen ringen muß, und Gott beſchloß ihm einen Troſt zu ſchenken und Vorempfindungen eines beſſern Lebens — da hieß er die zarten Lispel durch Mark und Bein wandeln, da ſchlug die Liebe die Flügel und ſeine Engel tanzten zum Klange des erſten Flügelſchlags.

Was mich in dieſer Vermuthung beſtärkt, iſt das ſonderbare und unbegreifliche bei der Liebe. Da ſteht man und zittert und verſtummt und das Herz fängt einem an zu ſchlagen und die Wange zu glühen, und man weiß nicht, wie und warum. Und gerade da wo die Philoſophie ſcheitert und die Vernunft ſich hinter den Ohren kratzen muß, wo man ein Sauſen hört, aber nicht weiß, woher es kommt und wohin es fährt,' gerade da vermuthe ich Gottes Finger“. —

* W. B. 1772. N. 50; vom 27. März. Das Stück iſt nicht in die Werke übergegangen; nur einzelne Sätze finden ſich III, 11.

Endymion.

Fremder Mann! Weißt Du keine Grabstätte für mich?

Der Fremde.

Jüngling, Deine Seele liebt!
Sanfter Jüngling! Aber sei nicht betrübt!
Sieh! der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall,
Und die Blumen kommen wieder,
Und der Widerhall,
Und wir singen Frühlingslieder,
Und dann fallen in den Schall
Tausend weiße Blüthen nieder.
Jüngling! sieh, der Frühling kommt nun wieder,
Und die Nachtigall.

Endymion.

Fremder Mann! Weißt Du keine Grabstätte für mich? —

Sodann das Lied: an die Nachtigall.

Er liegt und schläft an meinem Herzen,
Mein guter Schutzgeist sang ihn ein;
Und ich kann fröhlich sein und scherzen,
Kann jeder Blum' und jedes Blatts mich freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing mir den Amor nicht wach!

In dem „Brief an den Mond“*: N. 1. heißt es u. a.: „Sie scheinen, stille glänzende Freundin, ein weiches

* Zuerst im Wandsb. Bot. v. 1771, N. 70. Dann Werke I u. II, 30.
** Zuerst im Wandsb. Bot. v. 1771, N. 31. Dann Werke I u. II, 63.

ſchwermüthiges Herz zu haben. Der Himmel über Ihnen iſt Tag und Nacht voll Jubel und Freudengeſchrei, daß ſeine Schwellen davon erbeben, aber ich habe Sie nie in der fröhlichen Geſellſchaft des Himmels geſehen. Sie gehen immer allein und traurig um unſre Erde herum, wie ein Mädchen um das Begräbniß ihres Geliebten, als wenn das Rauſchen von erſtickten Seufzern des Elends und der Laut vom Händeringen und das Geräuſch der Verweſung Ihnen ſüßer wären als der Päan des Orions und das hohe Allegro von der Harfe des Siebengeſtirns. Sanftes ſympathetiſches Mädchen! Erlauben Sie, daß ich meinen Gramſchleier einen Augenblick vom Geſichte thue, Ihre Hand zu küſſen; erlauben Sie, daß ich Sie zur Vertrauten meiner wehmüthigen Kummerempfindung und melancholiſchen Schwärmereien mache und in Ihren keuſchen Schooß weine. Und Jupiter breite ein dünnes Roſengewölk über die Scene! Der Leſer aber denke ſich dies Gemälde, von etlichen Liebesgöttern gehalten, als ein Cul de Lampe unter dem Vorbericht dieſes ſonderbaren Briefwechſels*. — Wie aber bei ſeiner damaligen Gemüthsſtimmung mitten in die blühendſte Entfaltung ſeines Lebens- und Liebesglücks Gedanken an Tod und Vernichtung, wenn auch zu tröſtlicher Zuverſicht aufgelöſt, fallen konnten, zeigt die wenige Wochen vor der Hochzeit geſchriebene Betrachtung: „Was ich wol mag“*: „Ich mag wol Begraben mit anſehn,

* Zuerſt im Wandsb. Bot. Jahrg. 1772 N. 13. Dann Werke I u. II, 5.

Aber auch eine innere Zucht iſt ihm die Ehe, dieſe Ehe geworden; das Herausgehen aus dem Ich, die Sorge um ein Du, um ein zweites und drittes Weſen hat gerade ihm den Begriff der Pflicht, die ihm hier nicht als äußeres Geſetz, ſondern als Freiheit in der Liebe erſchien, aufgeſchloſſen; ſie hat ihm, der kein Amt hatte, wenigſtens zum Theil die Zucht des Amtes erſetzt; ſie iſt auf dieſe Art ſeinem inneren Leben, deſſen Geſtaltung und Reifen zu Gott, gar ſehr zu Hülfe gekommen.

So iſt es gerade die Ehe, das Haus, die Familie, wo Claudius wahrhaft gedeiht, wo man ihn beobachten und kennen lernen muß, um ihn gründlich liebzugewinnen. Da iſt er der deutſche Mann, der chriſtliche und deutſche Hausvater, und der norddeutſche ſonderlich, der unter ſeinem Dach die „ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft“ ſucht und findet. Wir werden ſpäter noch Gelegenheit haben, ſeine Schwelle zu betreten.

Iſt es wahr, was ein beliebter neueſter Schriftſteller* ſagt, es habe in jener Zeit das Vorurtheil beſtanden, das Genie tauge gar nicht zum ordentlichen Ehemann, ein guter Hausvater ſei nothwendig ein Philiſter, ſo gehört Claudius' wenigſtens zu den ſchlagendſten Ausnahmen. Die weitere Erzählung ſeines Lebens ſelbſt wird es klar machen, wie lebendig in ihm nicht blos die Poeſie des Hauſes war, ſondern die einfache ſittliche Realität, der Ernſt und die höchſte Beſtimmung der Familie.

* Riehl. Die Familie S. 199.

Zunächſt geht auch in ſein Dichten und Denken der gewonnene Hausfriede über; an der Schwelle des Frühlings lag ſeine Hochzeit: Wie ſonnig glänzt ihm der Lenz entgegen, da er ihn mit neuen Augen anſchaut! „Im Junius“ überſchreibt er einen ſchlichten Erguß jener Tage*: „Aber die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön; wenn der Dornſtrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Decembertag iſt auch wol ſchön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet ſind, und uns Boten in der Morgenſtunde der Bart bereift; aber die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel ſingt, und die Saat ſchießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauſcht herab.

Wach auf mein Herz und ſinge
Dem Schöpfer aller Dinge —

's iſt, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt und ſtehe beſcheiden am Weg' in ihrem Feierkleid und frohlocke!“ — Dies Gefühl, das ihn in der Natur über ihre Schranken hinweghebt, beweiſt zugleich, daß nach dem zerſtreuten Hamburger Leben und der unbeſtimmten Mißbefriedigung jener Zeit allmählich auch eine ſtille religiöſe Sammlung, eine ernſte Sehnſucht nach der Heimath ſeines Geiſtes in ihm erwacht.

* Zuerſt im Wandsb. Bot. Jahrg. 1772, N. 104; dann Werke I u. II, 26.

folgte im November des folgenden Jahres. Nach einem wirklichen und festen Amt ſich ernſtlich umzuſehen, ſchien darum doppelt Pflicht. Herder beſonders ſollte dazu helfen. Dieſer war ſeit 1771 als pastor primarius und Konſiſtorialrath in Bückeburg angeſtellt. Schon früher, noch vor ſeiner Heirath, wendet ſich Claudius vertrauend an ihn um Empfehlung und Fürſprache. Was guten Willen und freundſchaftlichen Eifer anging, ſo konnte er keinen beſſern Patron finden. Herder ſchaut nach allen Seiten aus; vergebens aber blieben lange Zeit ſeine Verſuche in Darmſtadt, wo ſeine Braut Karoline Flachsland und deren angeſehene Verwandten lebten; in Kurland, Herder's früherem Aufenthaltsort, und bei Gleim, dem Mäcen und treuen Helfer bedrängter Dichter. Dieſer war im J. 1772 bei Herder zu Beſuch und wünſchte, Claudius möge von Wandsbeck herüberkommen, um ihn kennen zu lernen. Claudius konnte nicht. Kurz darauf (Oktober 1772) ſchärft Herder noch einmal in einem charakteriſtiſchen Brief dem Halberſtädter Freunde die Sorge um den verlaſſenen und darbenden Wandsbecker ein: „Claudius! Claudius! Er iſt noch immer unverſorgt; zween Plane, einer ihm, einer mir, ſind abermals mißlungen. Ich klopfe für ihn an bei Ihnen! Mich dünkt, Sie hatten etwas für ihn und können und wollen für ihn auf's beſte. Es iſt die lauterſte Familie unter der Sonne — er wirklich eine engliſche Seele unter den

* A. a. O. S. 363. vgl. III, 14.

Menſchen, und ſie ſoll wie er ſein. Es iſt wie ein Schickſal gegen den guten Menſchen. Er verſteht außer den gelehrten Sprachen bis auf's Griechiſche, Franzöſiſch, Engliſch, Holländiſch, Däniſch, Schwediſch, Spaniſch, und muß darben. Helfen Sie ihm! Eine ſtaatloſe Secretairbis zur unſchuldigen Rechnungsführerſtelle, und was zwiſchen liegt, iſt für ihn. Nur nicht Gelehrſamkeit, Prachtbetrug und Plätze der Staatslüge. Ich lege ihn auf Ihr Herz; da ruht er ſanft, das wird Sie an ihn erinnern und für ihn ſchlagen." — Wir werden unten hören, wie alle dieſe Freundſchaftswünſche und Schritte endlich Erfolg und Erfüllung fanden.

Während er ſo ſelbſt und andre für ihn nach außen ihre Netze auswarfen, war ſein häusliches Leben wie eine deutſche Dichteridylle, Ebbe und Fluth der Stimmung, Sang und Verſtummen, Sorge und Humor, Leichtigkeit und Schwere der äußeren Noth gegenüber. Auch der Tod ſeines Vaters, von dem wir oben* ſchon ſprachen, fällt in dieſe Jahre (4. Dez. 1773); das ſchon erwähnte Lied, das hier nicht äſthetiſch, ſondern nur ſeiner Grundſtimmung nach in Betracht kommt, ſpricht deutlicher als es nachträgliche Worte eines Dritten vermögen, die Größe des Verluſtes aus. An Herder** ſchreibt er nur: „Mein Vater iſt mir vor vierzehn Tagen geſtorben. Mag der Ihrige, wenn Sie noch einen haben, deſto länger leben!" — Seinem Gemüths- und Geiſtesleben fehlte

* S. 21.

** A. a. O. S. 381. Nr. 14.

eben von Natur die gleichmäßige Temperatur; reizbar und wechselnd konnte er erst aus den tiefen Quellen innerster Umbildung eine Ahnung dieses Friedenszustandes erfahren. Einen Blick in solchen Stimmungswechsel mag uns eine Briefstelle an Herder* geben: „Ich brumme und härme mich nicht, bin auch jetzo wieder ziemlich gesund und gehe flugs und freudig an mein Geschäft, das ich aber freilich, wie der Herr Gevatter sehr recht bemerken, nicht mehr mit soviel Eifer und Macht verrichte, als ehedem, weil es umsonst zu sein scheint, meine vena comica auch immer mehr versiecht und versauert, wie alle kleinen Bäche zu thun pflegen. Übrigens springe ich doch alle Tage noch ein paarmal über Stock und über Tisch und Bänke, und wenn ich das große Loos gewinne, komme ich sogleich und springe auch über Tisch und Bänke in Bückeburg und über die Bänke in der großen Allee zu Pyrmont". An Karoline Herder heißt es etwas später**: „Befinde mich seit einiger Zeit gar nicht wohl und will den jungen Frühlingsgeist aus den neuen Kräutern saugen, daß es mir wohl thue". — Und doch, welch' unerschöpften Fonds heitern und frisch-fröhlichen Lebensmuthes Claudius inmitten aller Unsicherheit des Ein- und Auskommens besaß, zeigt am besten sein Zusammenleben mit Johann Heinrich Voß, das in jenen Jahren beginnt.

* A. a. O. S. 382. Nr. 15.

** A. a. O. S. 389. Nr. 21. v. 25. April 1775.

Schon früher war Voß mit Claudius in literariſche Verbindung getreten und perſönlich bekannt geworden. Er lieferte mitunter poetiſche Beiträge für den „Boten“* und lernte Claudius auf zwei Reiſen nach Hamburg, im Frühjahr und Sommer 1774, kennen. Beide waren Freunde von Klopſtock, beide arbeiteten an dem Göttinger Muſenalmanach** mit, neben dem Voß nach dem Rücktritt ſeines nachherigen Schwagers Boie von der Redaction im Mai 1775 einen neuen gründete. Voß, ſonſt ganz mittellos, wollte den Almanach auf Subſcription herausgeben und von dem Ertrag leben. Er wählte Wandsbeck zum Aufenthalt wegen des Zuſammenlebens mit Claudius und der Nähe von Bodes Buchdruckerei, durch die er den Druck beſorgen ließ. Die Nachbarſchaft von Hamburg, wo ſein Muſenalmanach ganz beſonderen Anklang fand und die alten Göttinger

* Den erſten am 15. Dec. 1772, die Ode „an einen jungen Britten“.

** Claudius hat für Boie's Göttinger Muſenalmanach ſeit 1772, alſo vom dritten Jahrgang ſeines Beſtehens an, Beiträge geliefert. Die Stücke für 1772 (ſ. S. 21, 33, 77, 205 des Almanachs) und für 1773 (ſ. S. 70, 80, 121, 128, 164) ſind alle aus dem Wandsbecker Boten und außer dem kleinen Lied „der Bettler“ S. 80 in die Werke übergegangen; im Almanach für 1774 finden ſich außer den Werken einverleibten Stücken (S. 159, 163, 189, 226) noch ſechs wenig bedeutende Epigramme von ihm (S. 80, 82, 108, 130, 134, 228), die ebenfalls im W. B. geſtanden. Die ſieben Stücke im Jahrg. 1775 (S. 10, 42, 48, 140, 150, 157, 168, 232) ſind ſämmtlich in die Werke aufgenommen worden. Seit 1776 ſteuerte er zu Voſſens Muſenalmanach bei.

Bundesfreunde in der Nähe beſtimmten ihn nicht minder. Auch Hölty wollte an dem „Schäferleben“ theilnehmen, der raſche Fortſchritt der Schwindſucht, an der er litt, hinderte die Ausführung des Planes, ſein früher, längſt geahnter Tod machte im Jahre darauf ſeinem hinſiechenden Leben ein Ende.

Das Leben, das die beiden Dichter in Wandsbeck führen und deſſen Abbild uns Voſſens Briefe erhalten haben, iſt ein ländlich-poetiſches Stillleben, wie ein leibhaftes Bruchſtück aus Voſſens Luiſe. Freilich iſt es nur die Außenſeite, namentlich von Claudius' Thun und Treiben, die uns entgegentritt, nicht ſein innerſtes Dichten und Trachten. Denn dieſes war in ſeinem letzten Refugium doch für eine Natur wie Voſſens zu fremdartig und unverſtändlich, als daß es Claudius dem Freunde rückhaltlos aufgeſchloſſen hätte. Aber für eine Zeitlang reichte bei aller Verſchiedenheit beider Männer doch das gleichartige zu einem friedlichen, behaglichen Zuſammenſein hin. Auch hatte Claudius noch nicht das Bedürfniß völliger Entſchiedenheit in den höchſten Lebensfragen; er lebte noch in einer Dämmerzeit, wo die Sonne wohl da war, aber noch hinter den Wolken und nur durch einzelne durchbrechende Strahlen — in wie mancher Stelle ſeiner zwei erſten Theile! — ſich kund gab. Und Voß war ja auch noch ein werdender, gährender Menſch — und die Jugend iſt immer an Keimen reicher, als das ſich ſetzende und verengende Alter an Früchten, — der aufnahm und für andersgeartete Naturen

noch ein Verſtändniß hatte, das er ſpäter verlor. Ja er war frommen und auf das Überſinnliche gerichteten Stimmungen, wie ſeine Briefe zeigen, gerade in jener Zeit mehr zugänglich als ſpäter, worin ich auch Claudius' Einfluß erkenne. Je weniger innerlich reich eine Natur iſt, deſto ſchneller wird ſie fertig und abgeſchloſſen; der freie Strom der Entwicklung wird gehemmt und gedämmt, die Werdeluſt ſtockt, und kaum erinnert ſich ſpäter der petrefacte Geiſt, daß er einſt auch geſchwärmt und romantiſch war, daß er den Oſſian über den Homer geſtellt u. dgl. Das war aber ſpäter der Fall bei Voß, dem ſonſt ſo vielbelobten und vielverdienten. In der Wandsbecker Zeit jedoch bauten ſie den beiden gemeinſamen und neutralen Boden des Naturgenuſſes, der Vorliebe für Homer und Platon, der heitern Geſelligkeit*, lyriſcher Liebhaberei, des Sinns für Unabhängigkeit und Ungenirtheit des Lebens nach Kräften an; die ächte Einfalt des Weſens und der Sitten beſaßen beide. Zugleich fand Voß an Claudius' junger Häuslichkeit Gefallen — „das iſt recht ein Muſter einer glücklichen Ehe!“ ruft er u. a. aus** — und der Bote mit ſeiner Frau war wiederum der theilnehmende Vertraute für Voſſens Liebe zu Erneſtine Boie, die aus der Vaterſtadt von Claudius' Mutter (Flensburg) ſtammte. Doch bilden jene aufbewahrten Züge und Genialitäten, wie geſagt, immer nur die Außenſeite, und man darf natür-

* Das Rheinweinlied ſtammt u. a. aus dieſer Zeit; ſ. darüber die Beilagen.

** Briefe I, 303.

lich nicht denken, daß mit dieſem Liegen im Graſe, den Gaſtereien, der Nachtigallenſchwärmerei Claudius' Tagewerk zu Ende war.

Seltſam freilich erſcheint uns mitunter das Treiben. Es ſind eben Zeiten, deren Art und Unart weit weit hinter uns liegt. „Wir ſind den ganzen Tag", ſchreibt z. B. Voß an ſeinen theologiſchen und poetiſchen Freund Brückner* „bei Bruder Claudius und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Raſenſtück im Schatten, und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenen Haaren, und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife und ſchwatzen, oder dichten etwas geſellſchaftliches für den Boten." In demſelben Briefe heißt es: „Claudius und ſeine Frau ſind mein Troſt. Ich kann Dir die Leute nicht genug rühmen: ſie gehören mit in Deine Unſchuldswelt**". Auch in dem gleichzeitigen an ſeine Braut in Flensburg*** bekennt er den Reiz des Zuſammenlebens mit ihm: „Claudius iſt ein gar vortrefflicher Mann, nur Klopſtock und Ehlers kommen ihm gleich. Und ſeine Frau iſt, wie er ſie verdient. Wenn ich ſo des Abends

* Briefe I, 192.

** Von Voſſens Freund Brückner, einem Pfarrer im Mecklenburg'ſchen, waren im Göttinger Muſenalmanach auf 1775 vier Gedichte mit dem Zuſatz „Idyllen aus einer Unſchuldswelt" erſchienen.

*** A. a. O. I, 269. vgl. noch u. a. I, 283, 298, 301. III, 2, 113.

bei Sonnenuntergang mit ihnen ſitze, und das Herz ſich öffnet, dann fühl' ich's, daß es noch Rechtſchaffenheit und Tugend gibt, und feuriger wird der Entſchluß, immer beſſer zu werden." —

So trat Claudius, wenn auch in voller Selbſtändigkeit, mehr und mehr dem großen Dichterbunde nahe, deſſen Leitſtern Klopſtock war, deſſen Vorort bald Hamburg wurde, deſſen Einfluß ſich auf einen großen Theil Deutſchlands, namentlich Norddeutſchlands erſtreckte. Mit Mitgliedern dieſes Bundes, zunächſt mit dem Hamburger Kreis, ward vielfacher Verkehr unterhalten; in den erſten Jahren ſeines Wandsbecker Lebens noch mit Alberti und Schönborn, ſtets mit Klopſtock und den meiſten der obengenannten. Von andern Bundesgliedern zeigten ſich Miller, der nachherige Dichter des Siegwart, und die beiden Grafen Stolberg, die Claudius ſchon vor ihrer Göttinger Univerſitätszeit und Hainbundsperiode kennen gelernt hatte, als ſie ſich (1771—72) mit ihrer Mutter in Altona aufhielten*, in Wandsbeck. Mit der Stolberg'ſchen Familie bildete ſich ein bleibendes und ſehr nahes Verhältniß, ſpäter auch mit den Frauen der beiden Grafen, von früh an mit den beiden Schweſtern Auguſte Luiſe, Göthes nie geſehener Jugendfreundin, an die Claudius jenes ungeſtüme Frühlingslied „Heute will ich fröhlich fröhlich ſein**" richtete, und der Gräfin Katharina. Beide kommen unter den Pathen von

* A. Nicolovius, Fr. Leop. Graf zu Stolberg, S. 4. Vielleicht datirt die erſte Bekanntſchaft ſogar von Kopenhagen.

** Werke I u. II, 103.

Claudius' Kindern vor. Es war eben auch, wie ſchon oben angedeutet, ein Zeichen der Zeit, daß die Grafen von ihrer Grafenburg herabſtiegen und an die Hütte der Männer aus dem Volk klopften; daß in dieſem geiſtigen Freiſtaat der Menſch menſchlich zum Menſchen redete; daß der Gedanken- und Empfindungsaustauſch mit den Frauen ſo unmittelbar und frei wurde. Aber dieſe Brüderlichkeit beſchränkte ſich doch auf eine auserleſene Schaar und ſchien die Keime einer neuen Ariſtokratie in ſich zu tragen.

Aus dem Verkehr mit dem Hamburger Freundeskreiſe erwuchs auch Claudius' Theilnahme an den heftigen Streitigkeiten des Senior Göze mit ſeinem nächſten Amtsbruder dem Paſtor Alberti. Schon zwei Jahre zuvor war der Friede zwiſchen beiden geſtört worden, indem Alberti mit einem andern Prediger die Pſalmworte (Pſ. 79, 6): „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen“ aus dem Kirchengebet am Bußtage wegließ, Göze dagegen heftig auf deren Beibehaltung beſtand. Dieſer ſetzte damals ſeinen Willen nicht durch, fand aber nunmehr eine neue Gelegenheit, gegen ſeinen Widerſacher den Kampf wieder aufzunehmen. Der letztere hatte durch ſeine dem Jugendunterricht beſtimmte Schrift „Anleitung zum Geſpräch über die Religion“, in welcher er aus den Wahrheiten der natürlichen Religion den Übergang zu denen der Offenbarungswahrheit zu zeigen ſuchte, namentlich aber durch die Aus-

laſſung der Lehre vom Teufel darin, der unerbittlichen Orthodoxie Göze's ſolchen Anſtoß gegeben, daß derſelbe ſogar auf der Kanzel dagegen auftrat und, wie Claudius brieflich an Herder* äußert, dadurch einen ſo übeln Ruch verbreitete, „daß auch die Naſe des Hamburger Rathes und des Collegii der Sechziger ihn nicht ertragen mochte, und Herrn Bode, der Götzens Texte verlegt, alle Exemplare abfodern ließ, um ſie in die Cloake der Vergeſſenheit werfen zu laſſen". Der Brief fährt dann fort: „Dieſe Schrift hat nun große Bewegung unter dem gemeinen Mann erregt, die alle Alberti einen Erzketzer heißen, und ſich mit Eile gürten, die Sache Gottes zu führen. Ihr gehorſamer Diener hat ſich bei der Gelegenheit einen kleinen Luftſtreich erlaubt und unter andern auch ſeine Talente im Kupferſtechen geübt u. ſ. w." — Dies Feuer blinden Eifers an ſeinem Theil löſchen zu helfen, erließ nämlich Claudius anonym ſein in Ernſt und Scherz wohlgemeintes und wohlgelungenes Flugblatt**, betitelt „Eine Disputation zwiſchen den Herren W. und X. und einem Fremden über Herrn Paſtor Alberti „Anleitung zum Geſpräch über die Religion" und über Herrn Paſtor Göze „Text am 5. Sonntage nach Epiphanias", unter Vorſitz des Herrn Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem ſaubern Kupfer. 1772, im Hor-

* „Aus Herders Nachlaß" I, 367.

** 1 Bogen in 4°.

nung", — das er ſpäter in die Sammlung der Werke* aufnahm. Um ſeinen Freund und deſſen Schrift gegen fanatiſche Mißverſtändniſſe zu ſichern, ſucht er zu zeigen, wie man bei böſem Willen ſogar in dem „Text" des Senior Göze Ketzereien, in ſeiner Anſicht vom Teufel manichäiſche Grundſätze wittern könne. Die Auslaſſung der Lehre vom Teufel in einer für die Jugend beſtimmten Schrift beweiſe mit nichten den Zweifel des Autors daran. Schließlich wird nicht blos der ergötzliche, halb plattdeutſch ſprechende und lateiniſche Citate ſich ſehr mundgerecht machende Präſident Lars, deſſen von Pſeudo-Raphael und Rembrandt gefertigtes Conterfey bekannter geworden iſt als mancher wirkliche Raphael und Rembrandt, zu dem Friedens- und Verſöhnungsſtandpunkt des „Fremden" herübergezogen, ſondern auch der Vertreter der Göze'ſchen Partey, Herr W., verſtummt Angeſichts der über Streit und Widerſtreit ſchwebenden Weisheit. Zwei Ausſprüche des „Fremden", in die ſich Claudius' eigne Überzeugung verkleidet, mögen hier als ſehr bezeichnend einen Platz finden. „Die Wahrheit, ſagt er, iſt eine Tochter des friedlichen Himmels, ſie flieht vorm Geräuſch der Leidenſchaften und vor Zank. Wer ſie aber von ganzem Herzen lieb hat, und ſich ſelbſt verläugnen kann, bei dem kehrt ſie ein, den übereilt ſie des Nachts im Schlaf und macht ſein Gebein und ſein Angeſicht fröhlich". — Weiter unten derſelbe: „der Geiſt der Religion wohnt nicht in den Schaalen der Dogmatik, hat

* I u. II, 68.

ſein Weſen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungerathenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt ſich wenig durch üppige glänzende Vernunftſprünge erzwingen, noch durch ſteife Orthodoxie und Mönchsweſen.“ —

Alberti ſtarb in der Aufregung dieſer Kämpfe bald darauf, am 30. März 1772, 45 Jahre alt, nachdem er Gözen durch ſeinen Beichtvater verſichern laſſen, daß er ihn nie gehaßt habe. Dieſer aber predigte noch am Begräbnißtage gegen ihn*.

Auch nach Außen erweiterte ſich für Claudius, ohne daß er, der ſtille und unſcheinbare, es ſuchte, der Kreis von befreundeten Geiſtern; berühmte Namen darunter traten ihm nahe. Vor allen Johann Georg Hamann in Königsberg, genannt der „Magus in Norden“ und Joh. Caspar Lavater in Zürich.

Beide Verhältniſſe ſind für Claudius' inneres Leben von mehr als gewöhnlicher und vorübergehender Bedeu-

* Seine Todesanzeige mit kurzen Worten der Anerkennung findet ſich in Nr. 52 des „Wandsbecker Boten“. „Hamburg, den 30. März. Heute Nachmittags ſtarb hier Julius Guſtav Alberti, Prediger zu Sct. Catharinen. Die Stadt hat in ihm einen ſehr guten Prediger und das Hamburgiſche Miniſterium einen denkenden Mann verlohren, der ihm durch ſeine Schriften Ehre machte und wegen den großen Talenten ſeines Verſtandes und Herzens ſehr beneidenswürdig war. Seine letzte Schrift iſt die vortreffliche und mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommene Anleitung zum Geſpräch über die Religion“. Eigen genug iſt es, daß ſpäter drei Töchter von Alberti katholiſch geworden ſind.

tung; beide haben in der ſpäteren Zeit, wo Ebbe eintrat in ſeinem perſönlichen Verkehr, Stich gehalten. Wer im perſönlichen Zuſammenleben der Menſchen neben und über dem Naturgeſetz des Anziehens und Abſtoßens ein geiſtiges Geſetz der Fügung und Trennung anerkennt, der weiß, wie wichtig es iſt, in welche Lebensentwicklung gerade das Bekanntwerden mit bedeutenden Menſchen fällt; wie Alles darauf ankommt, daß der Acker bereitet iſt, gerade dieſe Einwirkungen, wirklich aufzunehmen. Das war aber Hamann gegenüber bei Claudius durchaus der Fall, wenn auch die Blüthe und die reifende Frucht des Verhältniſſes erſt in ſeine zweite Lebensperiode fällt, wo wir es näher zu betrachten haben. Mit Hamann's Schriften wurde Claudius ſchon früh durch Herder (vielleicht ſogar ſchon in Kopenhagen), bekannt*, der ihn auch zuerſt ſeinem „Sokrates" warm empfahl**; leitete 1774 einen Briefwechſel mit ihm ein***, der bald

* „Aus Herder's Nachlaß" I., 372. 375. 383. 386. 387. 388. 390. (d. d. 6. Mai 1775). „Von Hamann habe ich dieſen Winter verſchiedene Briefe gehabt, die ich alle geleſen, aber verſteht ſich nicht verſtanden habe. Indeß verſteht man doch hie und da ein halbes Wort, und wo er hat geſagt, daß man alle Briefe verſtehen ſoll, die man lieſet. Ich danke Ihnen aber recht ſehr, daß Sie mich mit dem Zeichendeuter bekannt gemacht haben; ich mag gern mit ihm zu thun haben". —

** Hamann's Schriften V, 10. Aus einem Briefe Herder's v. 1. Aug. 1772. „— — Der edelſte Jüngling, castus, probus, ingenuus facie et animo, der für ſeinen Hamann ſchon einmal nach Curland hatte Schrittſchuhe laufen wollen, u. ſ. w."

*** Hamann's Schr. V, 78.

lebhaft wurde und bis zu Hamann's Tod fortdauerte, und trat mit ihm in Gevatterſchaftsverhältniſſe, ohne daß beide geiſtesverwandte Männer ſich je geſehen haben.

Mit Lavater, mit dem Claudius ſpäter in ſo herzlicher und geiſtig-lebendiger Gemeinſchaft ſtand, knüpfte ſich die erſte Bekanntſchaft ebenfalls aus der Ferne brieflich an* und zwar durch das Medium der Phyſiognomik, die damals Lavater's Zeit und Kraft vorzugsweiſe in Anſpruch nahm und für welche er, der mit der halben Welt deshalb in Verbindung trat, auch Claudius um Beiträge anging**. Lavater nahm ſpäter Claudius' Silhouette, die mit vier andern (darunter mit der F. H. Jakobi's und des Dichters Miller*** zuſammengeſtellt iſt, in die „phyſiognomiſchen Fragmente" auf und begleitete ſie mit folgender Charakteriſtik: „Asmus ... omnia sua secum portans. Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf. Geſunder, ſchlichtguter .... aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliedernder Verſtand. Hell und richtig und rein wird er ſehen und richten, was vor ihn kömmt; den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen; Niemandem zu Lieb noch zu Leid. Kurz! ſchlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des

* Man vgl. „Aus Herder's Nachlaß" II, 164. Lavater an Herder, Sommer 1776: „Claudius, was Paſſavant und Stolberg von ihm ſagten und Du — ein Gottesmann. Empfiehl mich ſeiner Fürbitte".

** „Aus Herder's Nachlaß" I, 399. d. d. 18. Nov. 1775. —

*** Phyſ. Fragm. III, 215 u. 216.

Wahrheitssinnes! Genie des Herzens — Armuth und Zufriedenheit! Demuth und unerkäufliche Ruhe und Festigkeit des Sinnes — und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens*. — Doch ein näherer Verkehr fällt erst in die folgenden Jahre.

Wir kehren von diesem vorläufigen Blick auf Claudius' auswärtige Freunde unter sein bescheidenes Dach zurück. Da herrschte neben aller Fröhlichkeit doch schwere Noth, die nur schwach verdeckt wird durch die Geselligkeit und die Schmäuse, von denen Voß erzählt, — ja es klingen diese fast wie das Singen, um die Furcht zu übertäuben.

Schon im Mai 1775* war Claudius von dem Wandsbecker, seit 1773 deutschen Boten abgetreten; die Zeitung hielt sich noch auf schwachen Füßen bis zum 28. Oktober dieses Jahres. Ein Versuch, als Amtsverwalter nach seinem Vaterflecken Reinfeld zu kommen, wo auch seine alte Mutter sich noch aufhielt, schlug trotz aller Bemühungen seiner Hamburger und Kopenhagener Freunde fehl; keinen größeren Erfolg hatte eine im Spätherbst mit den Grafen Stolberg nach Berlin unternommene Reise, die wahrscheinlich ähnliche Zwecke verfolgte. Er machte dort auch die Bekanntschaft des berühmten Buchhändlers und Schriftstellers Nicolai und trat in den Freimaurerorden, dem fast alle seine Freunde angehörten. Es scheint, daß dies auf Anregung des Ba-

* „Aus Herder's Nachlaß" I, 397. Voß' Briefe I, 275.

rons Haugwitz, des ſpäteren Grafen und Preußiſchen Miniſters, geſchehen iſt, der von Göttingen her mit den Grafen Stolberg befreundet war und durch ſie mit Claudius in Verbindung trat. Es laſſen ſich dieſe, an ſich ſchon myſteriöſen Verhältniſſe nicht mehr aufhellen. Haugwitz war ein eifriger Maurer und Vertreter einer myſtiſchen Richtung innerhalb des Ordens, die gerade in den ſiebziger Jahren viele Mitglieder ergriff und lebhafte Parteikämpfe veranlaßte. Claudius iſt zweimal bei Haugwitz in Schleſien * geweſen, wie es ſcheint, bei Gelegenheit der erwähnten Berliner Reiſe und bald nach ſeinem Darmſtädter Aufenthalt. Das Haugwitz'ſche Familiengut Krappitz bei Oppeln ** war ein Sammelplatz dieſer Richtungsgenoſſen; auch Hamann's und Lavater's Freund Kaufmann aus der Schweiz, der bald auch mit Claudius befreundet wurde, ging da aus und ein; mit den nahen Brüdergemeinden wurden Verbindungen angeknüpft.

Wir begleiten Claudius nach Wandsbeck zurück. Dort friſtete dürftiger Überſetzerlohn kümmerlich genug ſein und der Seinigen Leben. Aus dieſem Zuſtand und der Miſchung humoriſtiſcher Verzweiflung und unthätiger Sorgloſigkeit in die er damals verfiel, riß ihn das endliche Gelingen der Hülfeverſuche Herder's. Schon im Sommer öffnet ſich ihm durch Herder's Vermittlung und

* Auch iſt er an ſeinen Verleger Löwe in Breslau vermuthlich durch Haugwitz gewieſen worden.

** Dort ſoll Claudius' Lied „Serenata im Walde zu ſingen" (Werke III, 17) entſtanden ſein.

Empfehlung bei dem Präſidenten Friedrich Karl v. Moſer die Ausſicht zu einer Anſtellung in Darmſtadt. Zuerſt lautete das Anerbieten auf eine geheime Canzleiſecretärſtelle. Was Claudius, der ſchlichte Bote, zu dem glänzenden Titel ſagt, iſt bezeichnend genug, um wörtlich mitgetheilt zu werden. „Ihr ſeid ſehr expedit", ſchreibt er am 2. Aug. 1775, „Freund Herder! und der Präſident v. Moſer muß ſehr gütig ſein, daß er auf das Wort eines bekannten Mannes einen Unbekannten ſo ehren will. Alſo geheimer Canzeleiſecretär? Der Aviſenſchreiber, den halb Wandsbeck für unklug und ganz Wandsbeck für einen lauſigen Aviſenſchreiber hält, geheimer Canzeleiſecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Canzeleiſecretär in Darmſtadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und ſchreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite ſchnell, habe ehedem wohl Italiäniſch ſchreiben können, ſchreibe noch Franzöſiſch, grammatikaliſch, aber nicht delicat, verſtehe Griechiſch, Lateiniſch, Engliſch, Däniſch, Holländiſch, Deutſch, etwas Schwediſch und Spaniſch, habe die Inſtitutions und Pandecten gehört und Hiſtorie, weiß aber von Inſtitutions, Pandecten und Hiſtorie nicht mehr, als eben zur Leibesnahrung und Nothdurft u. ſ. w. gehört, bin ehrlich und laſſe mich nicht beſtechen. Wenn ich nun mit dieſem Wiſſen und Nichtwiſſen geheimer Canzeleiſecretär werden kann, ſo erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präſident von Moſer mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende

und mehr ruhige Stelle haben und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftung, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector, Vogt eines Dorfes ꝛc. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen". — Im Anfang November wurde der Antrag bestimmter formulirt und lautete nun auf Titel und Stelle eines Oberlandcommissarius mit 800 Gulden Gehalt. Welche Bewandtniß es mit diesem Amt hatte, werden wir sogleich hören. Unserm Claudius mochte der hochtönende Titel etwas gespenstisch vorkommen und er ergreift mit Eifer das erste beste Gerücht, um auf die oben erwähnten Waldideen, die ihm viel lustiger und ansprechender dünkten, zurückzukommen. Der reformirte Prediger J. L. Passavant aus Frankfurt Göthe's Jugendfreund, besuchte nämlich auf einer Reise Claudius in Wandsbeck und brachte ihm die Nachricht von dem bekannten Arzt Zimmermann in Hannover, einem besonders treuen Anhänger des Boten, mit, die dieser von einer gewissen darmstädtischen Oberkammerherrin haben wollte, Claudius sollte Burgvogt in Darmstadt werden, sein Wohnhaus stehe mitten in einem Walde, und er habe wenig oder nichts zu thun. Welche Aussichten!

Sehr komisch klingt es nun, wenn der Bote, der seinen Botenstab doch nur sehr ungern an den Tausch gegen die Feder des Landcommissarius wagen mochte, Herder'n auffordert*, er solle doch für den romantischen

* A. a. O. S. 400.

Waldplan nach Kräften wirken, und alles Ernſtes mit der feinen Vermuthung ſchließt: „wenn Oberlandcommiſſär und Burgvogt und Haus im Walde nicht alles eins und daſſelbe Ding iſt.“ — Wahrſcheinlich ließ er ähnliche poetiſche Gedanken und Träume auch in das offizielle Schreiben an den Präſidenten von Moſer einfließen, das er Herder'n zur Begutachtung vorlegt und worüber dieſer als über unpraktiſche Tölpelei, die alle Ausſicht wieder verderben konnte, höchlich ärgerlich wird. Endlich brachte er einen vorzeigbaren Brief zu Stande, den Herder mit Zeilen ſeiner Hand begleitete.

„Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr Präſident,

ich habe einen Brief von Ew. Excellence an den Herrn Conſiſtorialraht Herder in Bükeburg geleſen, und bin von der Nachſicht und großmüthigen Güte, mit der Ew. Excellence darin von mir und einer Verſorgung für mich zu ſprechen geruhen, um deſto lebhafter gerührt worden, da es mir ſo unerwartet kommt, und alle meine Erwartungen ſo ſehr übertrift, ich auch überzeugt bin, daß ich alles meinem Freunde und Ew. Excellence Edelmuht zu danken habe.

Ich habe eine alte Mutter die ich ſo lange ſie noch lebt ungerne verlaße; aber meine itzige Situation iſt von der Art, daß ich eine irgend erträgliche Verſorgung mit beiden Händen ergreiffen muß, viel mehr eine ſo vorteilhafte als die iſt, mit der Ew. Excellence mich beehren

wollen. Es bliebe alſo nur die Frage, ob ich mir getrauen dürfte, eine ſolche Stelle anzunehmen, da einem ehrlichen Manne eine ſtrenge Erfüllung der Pflichten, die er über ſich nimmt, doch immer die Hauptſache bleibt. Und hierüber will ich aufrichtig und gerade heraus ſeyn. Wenn ich von meiner Neigung ſprechen dürfte, ſo iſt die für ein einſahmes Leben, für ein nützliches Würken im Stillen, für Feld und Wald und Bauervolk von jeher geſtimmt geweſen; das darf ich auch noch ſagen, daß ich es an gutem Willen, herzlicher Thätigkeit und Treue nicht werde fehlen laſſen; ob ich aber Geſchick genug habe ein Rad in der Machine zu ſeyn, dadurch ein Fürſt ſeine Vatermilde über ſein gutes Landvolk ausbreiten will, das weiß ich nicht, weil ich noch keine Erfahrung davon gemacht habe, und ich nichts von mir annehmen mag, als was ich aus gehabter Erfahrung weiß, und ich noch keine Erlaubnis habe, auf die Winke und den guten Raht desjenigen zu rechnen, unter deſſen Oberaufſicht die ganze Machine ihre Würkung thun ſoll. Sollten Ew. Excellence nach dieſem Bekänntnis mich dieſer oder einer andern kleinen Stelle einigermaßen würdig finden; ſo dürfte ich wohl hoffen, daß meine Überkunft bis zur gelindern Witterung Zeit hätte, da ich vor einigen Wochen erſt wieder Vater geworden bin!

Ich empfehle mich Ew. Excellence Hohem Wohlwollen und habe die Ehre mit der dankbarſten Hochachtung zu ſeyn

Ew. Excellence

unterthäniger Diener

Hamburg, den 3. Xbr. 1775. Matthias Claudius.

„Den herzlichſten unterthänigſten Dank für die an Claudius erzeigte Gnade! Sie hat mich über allen Ausdruck gerührt! es war mir ein Tag guter Botſchaft der mir aus dem Briefe und Werk Euer Excellenz das Herz Moſers ganz mahlte. Gott ſegne das Werk! es fange ſich für die Bauern Zeit der Erlöſung an. Gott ſegne ſeinen Urheber, der ſie erlöſen will uud auch an Claudius dachte. Hier iſt ſein Brief und eben dieſer macht, daß ich ſo ſpät erſcheine. Ohne ihn zu erſcheinen, wäre es auch leerer Schein geweſen, ſo ſehr ich gleich die Stunde des Empfangs dazu wollte.

Claudius iſt von Freude durchdrungen, und noch mehr, er hat Luſt und Liebe zum Dinge oder ſcheints zu haben, das denn für Werk und Beförderer die beſte Triebfeder thätigen Danks und Lohns ſeyn mag! Da Euer Excellenz nun die Gnade gehabt, im Fall er annehme, den Ruf zu verſprechen, ſo muß ich ſeine Adreſſe „Hamburg in Hermanns Apothek auf dem Speersort“ wohl näher beſtimmen, damit ihm ein ſo wichtiger Brief nicht entgehe, im Fall ich nicht der Überbringer ſein ſoll. Er wünſcht, wenn das Werk es zuläßt, noch gelindern Wind zur Reiſe; ließe es es nicht zu, ſo ginge wohl ſein Beruf vor und da Euer Excellenz jede Wohlthat ganz vollenden, ſo brauche ich auch über die Reiſe kein Wort mehr.

Alſo noch einmal den innigſten, wahreſten Dank. Und dann die kleine Zugabe, daß ich durch einen plötzlichen Windwechſel hier noch vor Anker liege. Er kräuſelt ſich

noch. Wenn er ſich ſo oder ſo gewandt hat, ſo mache ichs mir zur Pflicht, Euer Excellenz davon Nachricht zu geben, die doch einmal durch ſo gnädige Vorſorge an meinem Nichts von Leben Theil nehmen.

In tiefer Verehrung

Ew. Excellenz

unterthänigſter

Bückeburg, den 11. Dec. 775. Herder."

Es mag Wenigen der Eintritt in die harte Schule des Amtes ſo ſauer geworden ſein wie Claudius. Köſtlich aber iſt das Gemiſch von Humor und Naivetät, die unſchuldige Kindlichkeit, die große Augen macht über das Große, wozu ſie taugen ſoll, halb zweifelnd, halb froh, zagend und leicht nehmend.

VI.

Darmſtadt.

Am letzten Märztag 1776 fuhr Claudius im ſelbſtgekauften Wagen mit ſeiner Rebekka und zwei Kindern, von denen das eine noch an der Mutterbruſt lag, von Wandsbeck ab, nahm ſeinen Weg über Hannover, wo er mit einem noch ungekannten aber ſehr anhänglichen Freunde, dem als Arzt und Schriftſteller berühmten J. G. Zimmermann* zuſammentraf, und hielt ſich dann ſieben Tage bei Herder in Bückeburg auf. Dieſer war

* Der Vf. bekanntlich der zu ihrer Zeit vielgeprieſenen Schriften „über die Einſamkeit“ (1755) und „vom Nationalſtolz“ (1758). Er war Landsmann und Freund Lavater's, der ihn einen „Arzt mit königlicher Macht“ nennt, und damals noch mit den erſten Dichtern und Schöngeiſtern ſeiner Zeit in Verbindung. — Über Claudius ſchreibt er am 5. April 1776 an Herder's Gattin („Aus Herder's Nachlaß“ II, 368.): „den 2. April um Mitternacht kam ich trunken vor Freude aus Claudius' Geſellſchaft nach Hauſe. Ach beſtreuen Sie doch den Weg nach Darmſtadt für die freie, offene, ſtarke und naive Herzensſeele Claudius und ſein ehrwürdiges, edles Weiblein mit Roſen.“

ſeit dem 2. Mai 1773 mit Karoline Flachsland verheirathet. Es war eine lebendig herzliche Auffriſchung der alten Freundſchaft; die folgenden Briefe athmen den Geiſt der Erneuerung. Urtheile Herder's über Claudius aus dieſen Tagen habe ich oben ſchon mitgetheilt. Claudius ſetzte dann ſeine Fahrt über Göttingen fort, wo er den berühmten Philologen Heyne kennen lernte, und traf am 16. April in Darmſtadt ein. Dort wurde er vom Präſidenten von Moſer „nicht gnädig, ſondern freundſchaftlich", von Herder's Verwandten mit vieler Liebe empfangen. Welcher Art die ihm zugedachte Stelle war, erfahren wir von Claudius ſelbſt am wenigſten. Auf Befragen ſeines Freundes Mumſſen, worin ſein Thun und Laſſen beſtände, antwortet er nach einigen Wochen „ich thue nichts und laſſe alles". Wir ſchicken den Wortlaut ſeines Berufungsdekrets voraus und betrachten den Sachverhalt näher.

„Demnach wir von Gottes Gnaden Ludwig, Landgraff zu Heſſen (tot. tit.) bei der zu Verbeſſerung des allgemeinen Nahrungs-Standes und Policeyweßens angeordneten Land-Commiſſion, Unſern lieben getreuen Joh. Matthias Claudius, zu Unſerm Ober-Land-Commiſſario, mit dem Rang eines würklichen Cammer Raths, dergeſtallt beſtellet haben, daß Er unter den Befehlen Unſers zur Ober-Aufſicht des Inſtituts ernannten Präſidenten Freyherrn von Moſer und ſpecialer Weiſung des Directors der Land-Commiſſion, Unſeres Land-Cammerrath Eymes, den vorfallenden Geſchäften mit Treue,

Fleiß und Dienſt-Eifer abwarten und vor dieſe Bemühung alljährlich Sechs Hundert Gulden Beſoldung, 2/3 an Geld aus Unſrer Fürſtl. General Caſſe, und 1/3 an Naturalien aus Unſrer allhieſigen Renthey, vom 1. Martis laufenden Jahres an zu beziehen haben ſolle; Als wird demſelben zu ſeiner Legitimation gegenwärtiges Decret ertheilt.

Urkundlich ꝛc. Darmſtadt, den 29. April 1776.“

F. C. Frhr. v. Moſer. A. P. Heße u. ſ. w.

Seit 1772 war der früher ſchon als Schriftſteller berühmte ſ. g. jüngere Freiherr Friedrich Karl v. Moſer, der Verfaſſer namentlich von „Herr und Diener“, jenem einzigen deutſchen Fürſtenſpiegel des vorigen Jahrhunderts, und der an äußeren und inneren Erfahrungen reichen „Reliquien“ als erſter Staatsminiſter und Präſident ſämmtlicher Landescollegien in die Dienſte des Landgrafen Ludwig IX. von Heſſen-Darmſtadt getreten und hatte, bald im Beſitz der ſtaatlichen Allgewalt, theils den Gang der Geſchäfte zu beſſern, theils eine Reihe von Reformen durchzuführen geſucht, die tief ins Fleiſch der beſtehenden Verhältniſſe einſchnitten. Seine Verwaltung im Einzelnen, die geheime Oppoſition, die ſich allmählich gegen ihn bildete und acht Jahre ſpäter ſeinen Sturz herbeiführte, die ſchweren Vorwürfe des Amtsmißbrauchs, der unbegränzten Herrſchſucht, Ungerechtigkeit und Verachtung alles Inländiſchen, der Majeſtätsverletzung, des geiſtigen und geiſtlichen Hochmuths gehen uns hier nicht näher an; — gewiß aber iſt, daß er ein hochbegabter,

großer Entwürfe fähiger und nach edeln Zielen ſtrebender Staatsmann war, eine der ſeltenen Erſcheinungen des vorigen Jahrhunderts, die im Staatsleben ideale Zwecke verfolgten, geſchöpft aus einer tieferen und reineren Quelle als der geiſtreicher Einfälle, eines momentanen Begeiſtrungsrauſches oder kritiſirender Selbſtbeſpiegelung. Hervorgegangen aus dem Elend der damaligen Kleinſtaaterei und vielfach darin umgetrieben ward er der kräftigſte Verfechter ſtändiſcher Freiheit gegenüber dem abſoluten Staat ſeiner Zeit, ſuchte aber zugleich nach ſittlichen Grundſätzen für die politiſche Praxis, die er in ſeiner ernſten chriſtlichen Lebensanſicht fand. Selbſt in Göthe's* kurzer Schildrung, der doch für den Grundtrieb von Moſer's Thätigkeit in ſeiner eignen Richtung ſchwerlich das rechte Verſtändniß fand, ſiud die Züge zu dieſem Bild zu erkennen. Daß aber dieſe Ideen und Pläne in ihrer praktiſchen Ausführung einen groben Zuſatz von obigen Gebrechen menſchlicher Natur und ſeiner Natur erhielten, daß ſie es gerade in ſeiner Darmſtädter Amtsführung erhielten und daß hierdurch ein ſchmerzlicher Widerſpruch zwiſchen ſeinen Grundſätzen in „Herr und Diener", ſeinem Wollen und Vollbringen entſtand, iſt Angeſichts der Thatſachen kaum zu leugnen, wenngleich, um ein ganz gerechtes Urtheil zu gewinnen, auch die Gegenſeite, die zu überwindenden Schwierigkeiten, der Charakter des Landgrafen und der Geiſt der

* Dichtung u. Wahrheit. Werke, Ausg. letzter Hand. Bd. 24, 121.

damaligen heſſiſchen Beamtenwelt, zuvor in ein helleres Licht zu ſtellen wären. Das Gefühl ſeiner Kraft erhob ihn in einer Umgebung, wo er nicht entfernt einen geiſtig Ebenbürtigen neben ſich ſehen mochte, zu dem Glauben, nicht an ſeine politiſche Unfehlbarkeit, aber an ſeine Alleinbefähigung, das wahrhaft Beſte des Landes leitend zu fördern, und leidenſchaftlich, raſch zugreifend, rückſichtslos, wie er war, verdarb er es mit hundert Perſonen und hundert Intereſſen; durchdrungen von der Reinheit ſeiner Abſichten glaubte er überall böſen Willen, Trägheit, Stumpfheit dagegen ankämpfen zu ſehen; überzeugt endlich, daß der Macht, die geſehen und populär werden will, auch das äußere Zeichen, Glanz und Mittel, gebühren, umgab er ſich mit übergroßem Prunk, mit Luſtgärten, Landgütern, Landhäuſern, Kunſtgegenſtänden — und auch hierin erkannten ſeine Feinde einen grellen Widerſpruch mit dem Geiſt der Demuth, dem er ſich ſonſt ergeben zeigte. Wie ein prophetiſches Wort klingt es daher, wenn er in der Vorrede zu „Herr und Diener“ ahnend ſagt: „es kann leicht ſein, daß mir im 50. Jahr, wenn Gott meine Tage ſo verlängern ſollte, manches ſelbſt noch ſchwer auszuüben fallen würde, was ich jetzt im 35. Jahre geſchrieben und von andern gefordert habe.“

Dieſer merkwürdige Mann alſo war es, der unter andern Neuerungen auch die ſ. g. Oberlandcommiſſion einführte, eine aus fünf Mitgliedern beſtehende Behörde, die auf die Verbeſſerung der materiellen Hülfsquellen des Inlands in Ackerbau und Induſtrie ſowie

auf die Hebung der geiſtigen und ſittlichen Lage der Bevölkerung hinarbeiten ſollte, um die heſſiſchen Zuſtände denen andrer hierin mehr vorgeſchrittener Länder möglichſt anzunähern. Inſofern ſchließt ſich die Tendenz der Behörde an die philanthropiſchen Bewegungen an, die aus dem Geiſt der Zeit floſſen, — es galt, die Volksbeglückung, von welcher die Dichter träumten und ſangen, ins Leben zu rufen. Nach dem damaligen politiſchen Stande deutſcher Verhältniſſe konnte die praktiſche Anregung aber nur von oben, von der Regierungsgewalt und ihren Organen ausgehn. In dem am 20. Oktober 1775 ſeinem Fürſten übergebenen Antrag auf Errichtung dieſer Commiſſion ſagte Moſer nach einem Blick auf die nationalökonomiſchen Vorzüge andrer Länder in Bezug auf Heſſen*: „Nur hier, in dieſem Lande der Dämmerung und des Schlendrians hat man ſich damit begnügt: 2 mal 2 macht 4, und 1 dazu macht 5. Die großen Namen eines Hume, eines Ferguſon, Mirabeau und ſo vieler Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts, ſind hier contreband, und die Schriften der Schwediſchen, Berner und andrer auf dieſen Zweck arbeitenden Geſellſchaften den Mehrſten unbekannt". — Eine ausführlichere „Ankündigung ans Vaterland, die zu Berath- und Verbeſſerung des allgemeinen Nahrungsſtandes angeordnete Land-Commiſſion betreffend", wurde erſt im Anfang des Jahres 1777

* Abgedruckt in Mercks Briefwechſel v. K. Wagner, III, 228.

erlaſſen*. Dieſelbe iſt ſo charakteriſtiſch und verräth neben der erſten Conception des Miniſters ſo deutlich auch Claudius' originelle Hand, daß ich wenigſtens den größeren Theil wörtlich mittheilen will.

„Das gewöhnliche Schickſal", hebt das Blatt an, „des deutſchen Unterthanen iſt: daß ihm von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb!

Woher er's nehmen, wie er's erwerben ſolle? wird ſeinem Menſchenverſtand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? ſeinem Kummer und Thränen überlaſſen; ob er ſeines Lebens froh werde? ob er ſeinen Fürſten ſegne oder ihm den Tod wünſche? darüber ſetzt ſich die Kameral-Philoſophie unſerer Tage großmüthig hinaus. Genug, wann er gibt, Beweis genug, daß er's hat.

Wohl Dem! der keine Urſache findet, in dieſen Zügen das Bild ſeines eignen Vaterlandes zu erkennen.

Denn, gedankt ſei es der erbarmenden Vorſehung! daß auch Deutſchland Regenten aufzuweiſen hat, die Pfleger Ihres Volks ſind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Abſicht, zu einem Zweck gemeinſchaftlicher Glückſeligkeit geheiligt, dergeſtalt verbinden, um in der Wohlfahrt Ihres Landes Ihren größten Ruhm und in dem frohen Blick vergnügter und zufriedener Unterthanen, Ihre eigene Ehre und Glückſeligkeit zu ſuchen.

* Zuerſt beſonders gedruckt in 4°, VIII S., dann in Iſelin's Ephemeriden der Menſchheit I, 175—186 u. ſonſt.

Von ſolch leuchtenden Beiſpielen aufgefordert und aus dem Trieb Landesväterlicher Geſinnungen, haben der Landgraf, Unſer gnädigſter Fürſt und Herr, Sich's zum Anliegen Ihres Herzens gemacht, dieſen wichtigen Gegenſtand der allgemeinen Berath- und Verbeſſerung des Wohl- und Nahrungsſtandes Ihrer treuen Unterthanen auf eine ſolche Weiſe zu umfaſſen, welche Sie Ihrer wohlthätigen Abſicht am ſicherſten entſprechend zu ſein geglaubt, indem Sie hiezu unter dem Namen der Landcommiſſion ein von Ihnen Selbſt und Ihrem Miniſterio unmittelbar abhangendes eigenes Collegium errichtet haben.

Die Oberaufſicht im Ganzen iſt in die Hände des Fürſtlichen Präſidenten und Canzlers Freiherrn v. Moſer gelegt, die beſondere Direction der Anſtalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammer-Rath Eymes übertragen und die von drei Oberlandcommiſſarien zu beſorgenden Geſchäfte dieſes Inſtituts überhaupt ſolchen Männern anvertraut, von deren Rechtſchaffenheit, Vaterlandsliebe, Einſicht und Erfahrung, der Fürſt Beweis und Zeugniß vor ſich hatte.

Da nie ſo ſehr, als zu unſern Tagen, mit Menſchenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürſten der Völker mehr Lob in's Geſicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie ſo eng, und das väterliche Erbe ſo klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen ſo angeſtrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter ſeiner Menſchenwürde ernie-

driget, nie Zeit zur Ruhe, Beſinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei von Landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie ſo ſehr als Maſchine betrachtet und behandelt worden: So wird hiermit im Angeſicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zuſage niedergelegt: daß die Abſicht dieſer neuen Anſtalt nicht ſei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbeſſerungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Beläſtigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! ſo laut als es durch's ganze Land ſchallen kann, Nein! der Wille des Fürſten und die ganze Summe der Rathſchläge und Bemühungen dieſer Landcommiſſion iſt gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung einer Arbeit fruchtbarer, ſeine Abgaben leichter, ſein ganzes Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn ſtolz auf ſein Vaterland, zufrieden mit ſich ſelbſt und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen."

Hierauf wird das Arbeitsfeld der Commiſſion unter ſieben Rubriken näher angegeben. Auf die Verbeſſerung des ſtädtiſchen und dörflichen Haushalts, des Schuldentilgungsweſens, der Vormundſchaften, des Ackerbaues und der Viehzucht, auf die Vermehrung und bequeme Verſchaffung wohlfeiler Lebensmittel, die Hebung des Handels und der Fabriken, die Beſſerung des Erziehungsweſens, für welches noch eine beſondere Erziehungs-Commiſſion angeordnet wurde, ſollte die Behörde hinarbeiten.

„Das ganze Geſchäft der Landcommiſſion“, heißt es weiter, „ſoll beharrlich das Wahrzeichen ihres Urſprungs tragen; ſo wie ſie ſelbſt ein Werk der Liebe Ihres Fürſten iſt, ſo ſoll auch jenes nur ein Werk der Überzeugung und probhaltiger Erfahrungen ſein.“

Der Fürſt wird nicht als Herr, ſondern nur als Vater erſcheinen, und der Bauer ſoll erſt ſehen und alsdann glauben.

Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdann ſtatt finden, wo Gewiſſen, Treue und Pflicht zur Abſtellung eingeriſſener Mißbräuche und um den Böſen außer Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu ſetzen, obrigkeitlichen Ernſt nothwendig macht.

Wer guten Rath und Hülfe haben will, dem iſt nun die Gelegenheit dazu gemacht, er wird bei allen und jeden Mitgliedern der Landcommiſſion ein ſtets offenes Ohr, ein empfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter ſeiner Brüder zu ſein, belebt- und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden ſo viel nur möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem ſeine Vorurtheile, alte Gewohnheiten und ein ſaueres Leben lieber als ein vergnügtes, weil dieſes was neues iſt, ſein ſollte, der ſuche dann immer die Schuld bei ſich ſelbſt und nicht bei ſeinem Land noch dem Fürſten.

Bei dieſer ernſten und reinen Geſinnung hält ſich gleichwohl die Landcommiſſion vollkommen überzeugt, daß ſie keinen Himmel auf Erden erſchaffen, nicht alle

Hügel und Berge eben machen, am wenigſten mit dem Zauberſtab in der Hand eine Wüſte ſchnell in ein Paradies verwandeln werde.

Man müßte den Menſchen und insbeſondere die Menſchen dieſes Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eiſernen Hartſinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die ſchadenfrohe Freude ſo vieler, denen aus Unwiſſenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber, als deſſen Gedeihen, iſt, die tagelöhnermäßige Geſinnung ſo vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, ſchon in voraus grauet, man müßte endlich die fühlloſe Härte und Gleichgültigkeit ſo vieler Menſchen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beſte ihrer Nebenmenſchen nicht kennen, (derer in der Verfaſſung eines Landes und den Localumſtänden liegenden vielen Schwierigkeiten nicht zu gedenken) wann man nicht bei dem thätigſten und wirkſamſten Eifer Hinderniſſe ohne Zahl voraus ſehe. Felſen zu ſprengen, hat die Landcommiſſion weder Inſtruction noch Beruf, ſie mit Geduld, gleich Eſſig, durchzubeizen, darf und wird ſie ſich erlauben, nie ermüden, ſtets neuen Muth faſſen, und nicht aufhören, auf Hoffnung zu ſäen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten.

Vereinigte Kräfte ſind aber dankenswerth und unter ſolchen Umſtänden (denn was vermag der beſte Wille von fünf Männern gegenüber einem ganzen Land?) nöthig und unentbehrlich.

Daher noch ein Wort an die Geiſtlichen und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird den Geiſtlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten und anſtatt ihrer Gemeinds-Kinder die Seidenwürmer zu beſuchen, da ſie aber die erſte Klaſſe der Diener des Staats ſind, ſo erwartet dieſer Staat, der ſie beſtellt und ernährt, von ihnen, daß ſie in ihren öffentlichen Vorträgen, nebſt andern heilſamen Wahrheiten, ihren Gemeinen die Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen ihre Nebenmenſchen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückſeligkeit unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgſamkeit ſolches zu erhalten und zu vermehren und andere dergleichen den Begriffen und Bedürfniſſen des gemeinen Mannes angemeſſene populäre Wahrheiten öftert als bishero geſchehen, einprägen, Liebe und Dankbarkei, gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgſamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit inſpiriren, das Schul- und Erziehungsweſen ihrer anvertrauten Gemeinen ſich ernſtlicher, als leider! bishero an vielen Orten geſchehen, angelegen ſein laſſen, ſich nicht erniedrigt zu ſein achten, wenn ſie ſich um die häuslichen Bedürfniſſe, Fehler und Verbeſſerung des Nahrungs-Stands ihrer Neben-Menſchen bekümmern, ihnen mit Rath und That beiſtehen, ſondern vielmehr ſich ſelbſt die frohe Erfahrung verſchaffen, daß der Menſch, der in ihnen einen Freund und Berather ſeiner häuslichen Umſtände gefunden hat,

den großen Wahrheiten der Religion ſein Herz nur um ſo williger und mit einem weit geſegneteren Eindruck ihrer ſonſt ſo oft wie Waſſer von Felſen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beſte der Menſchheit ſo unmittelbar bezielendes Amt mit gedoppeltem Segen werde bekrönet werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da ſo weit gebracht, daß der Landmann ſie als ſeine gebohrene Erbfeinde betrachtet, welche dazu erſchaffen und vom Fürſten beſoldet ſeien, um nur die Bauern zu proceßiren, zu ſportuliren, zu exequiren und wann nichts mehr zu hohlen iſt, zu inventiren und zum Land hinaus zu vexiren*. Wie ſehr und oft der Fürſt über ein ſeiner Geſinnung ſo ſtracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernſts an ein und andern ſo gear-

* Gleichſam die poetiſche Parallele hierzu gibt Claudius in „des alten lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunſch“ (heſſ. Landzeitung vom 1. Jan. 1777; Werke III, 25), worin er ſeine Wünſche bringt:

„Zuerſt dem lieben Bauernſtande;
Ich bin von Bauern her,
Ich weiß, wie nöthig auf dem Lande
Ein fröhlich Neujahr wär.
Gehn viele da gebückt und welken
In Elend und in Müh,
Und andre zerren dran und melken,
Wie an dem lieben Vieh.
Und iſt das nicht zu defendiren,
Und gar ein böſer Brauch;
Die Bauern gehn doch nicht auf Vieren,
Es ſind doch Menſchen auch;
Und ſind zum Theil recht gute Seelen.
Wenn nun ein ſolches Blut
Zu Gott ſeufzt, daß ſie ihn ſo quälen,
Das iſt fürwahr nicht gut.“ u. ſ. w.

teten Dienern bereits geſtiftet worden, iſt ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt.

Das Nicht-Plagen iſt aber der allerunterſte Grad der Dienſt-Treue, ja der Menſchen-Liebe ſelbſt, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu ſein, welch ein Glück und Segen vor ein ſolches Land! und ſo iſt's, wie's unſer Fürſt zu ſehen wünſchte.

Er wird's nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil ſich Tugend, Großmuth, Menſchen-Liebe und Erbarmung zwar auf Univerſitäten dociren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Beſoldungen erkaufen, ſondern nur ſuchen, und wann Gott einem Lande gnädig iſt, finden läßt. Doch, gedankt ſei's der Vorſehung! Auch wir haben Väter und Hirten und werden unter Gottes Segen noch immer mehrere bekommen.

Man kann und wird den vor's gemeine Beſte Trägen und Unempfindlichen laſſen, wo er iſt, bis er ſich ſelbſt zu todt lebt, er iſt beſchimpft und beſtraft genug, indem er ſich mit dem Nachklang auszeichnet: Der Mann hat nichts gethan.

Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menſchen-Freunden, die nicht nach dem Maas-Stab ihres Solds und Accidentien, ſondern aus Luſt, Gutes zu thun, aus der edelſten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu ſein, mit Rath und That helfen, die gute Abſichten zu befördern und zu beſchleunigen, denen wird

im Nahmen des Fürsten vor seinem treuen Land das Versprechen angelobet: Daß jede ihrer guten Handlungen mit Empfindung und Dank erkennt, ihre Bemühungen unterstützt, jede edle That dem Fürsten kennbar gemacht und die durch Eifer und Wohlthätigkeit sich Auszeichnenden, durch vorzügliche Beförderungen ihrer selbst, vorzügliche Versorgung wohlerzogener Söhne und auf jede andere, nach der Verfassung des Landes nur immer mögliche Weise thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordene Nahmen zum Dank der jetzt lebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahret werden sollen.

Schließlich wird hiermit bezeugt, daß alle in obbeschriebene Absichten einschlagende Bemerkungen, Verbesserungs-Vorschläge, gute Gedanken und Wünsche, auch, wo es nöthig, Beschwerden, Klagen und Anliegen der Land-Kommission mit aller derjenigen Offenherzigkeit, Zutrauen und Freimüthigkeit, die ein Freund dem andern schenkt, entdecket werden können und mit Dank willkommen sein werden; es mögen solche das Beste des Landes im Ganzen, oder die Bedürfnisse und Angelegenheiten einzelner Districte, Städte, Dörfer und Familien betreffen; nur mit der einigen Einschränkung, daß alles dieses schriftlich und zwar mit dem jedesmals darunter gesetzten wahren Nahmen des Anzeigenden und dem Ort dessen Aufenthalts geschehe, welches entweder unter der Überschrift an den Fürstlichen Präsidenten unmittelbar, oder an den Director der Anstalt, Fürstlichen Land-Kammer-Rath Eymes ergehen und dabei bemerkt werden kann: ob der

Verfaſſer lieber überhaupt unbekannt, oder wenigſtens noch vor der Hand verborgen bleiben wolle?

Da aufrichtige Menſchen-Liebe der Grund und die das ganze freundſchaftliche Geſchäft in Bewegung ſetzende Trieb-Feder iſt, ſo wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Geſinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu laſſen, anderer Seits aber der Bosheit, Neid und Selbſt-Rache den Weg zu verlegen, heimliche falſche Inſinuationen, Abwürdigung und Anſchwärzung rechtſchaffener Männer ſich nicht ſo leicht ungeahndet und ungeſtraft zu erlauben". —

Wie viel von dieſen ſchönen Verheißungen in Erfüllung ging, wiſſen wir nicht. Die Behörde ſtand und fiel mit dem Miniſter (1780), von der zahlreichen Gegenpartei Moſer's nicht mit Segenswünſchen begleitet, ſondern als eitle, erfolgloſe und lediglich auf leeren Schein hinauslaufende Phantaſterei und „Geldſchneiderei" verläſtert.

Wenn ein Theil dieſer Vorwürfe gegründet iſt, ſo lag es doch gewiß am wenigſten in der Abſicht Moſer's, mit der wichtigen Sache ein bloßes Spiel und leeren Schein zu treiben. Es war ihm wahrer Ernſt, aber einmal leiden ſolche radikale und umfaſſende Weltbeglückungspläne in ſich ſchon an dem Grundmangel praktiſcher Unausführbarkeit, an der Gedankenbläſſe der Abſtraction, dann aber iſt gerade die Durchführung weniger Werk und Sache des leitenden Geiſtes als ſeiner

Untergebenen, die selten von dem Geist der Einrichtung lebendig erfaßt und getrieben werden. Auch hier klingt es wie Vorahnung, wenn Moser in den „Reliquien“* lange vorher sagt: „Man kann ja wol in den Paroxismum gerathen, den Reformator eines Landes abgeben zu wollen, ohne den Beruf und die Kräfte dazu zu haben; wenn es die Schwachheit eines edeln und rechtschaffenen Herzens und nicht das Werk der Eitelkeit und des Ehrgeizes ist, so ist die gute Absicht, wenn sie auch das erstemal scheitert, deswegen nicht verloren, es ist zuweilen nur der Hazard eines guten Schwimmers, der von der Fluth bis zum Versinken fortgetrieben, aber an einem glücklicheren Ufer wieder ans Land getrieben wird“.

Was nun Claudius selbst und seine Betheiligung an dem edeln Unternehmen angeht, so fehlen uns auch dafür Detailnachrichten. Wäre es mit lebendiger Liebe für das Volk gethan gewesen, schwerlich hätte man einen fähigeren Mitarbeiter finden können. Auch wurde er in der Kommission zum Hauptexpeditor bestimmt.

Mehr an seinem Platz war Claudius gewiß als Redacteur der „hessen-darmstädtischen privilegirten Landzeitung“, die vom 1. Januar 1777 ab im Verlag und zum Besten der Invalidenanstalt zweimal wöchentlich erschien und großen Beifall in und außer dem Lande fand**. Sie sollte in engem Zusammenhang mit

* S. 40. der Ausg. v. 1766.

** M. vgl. Iselin's Ephemeriden der Menschheit I. Bd. 1777 S. 271 folg.

der Land-Kommiſſion ſtehen als deren amtliches Organ und deshalb neben den wichtigſten allgemeinen Weltbegebenheiten ebenſo die Wünſche, Beſtrebungen und Schritte jener Behörde in populärem Gewand vor das Publikum bringen wie die Wünſche und Bedürfniſſe der einzelnen Landestheile laut werden laſſen. Nach einem landesherrlichen Dekret ging die Abſicht dahin, das „ſo ſehr zerſtreute Land mit ſich ſelbſt bekannter zu machen, Fleiß, Verdienſte, edle und gute Handlungen aufzumuntern und den jetzt Lebenden ſowol zur Kenntniß als der Nachwelt zum Andenken zu bringen, den Weg der Communikation des Landes unter ſich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in all dieſen Stücken auf eine anſtändige Weiſe bekannter zu werden". — Die ſtatiſtiſchen Berichte, zu deren fleißiger Erſtattung ſodann ſämmtliche Geiſtliche, Beamte und jeder „vor das gemeine beſondere Beſte des Landes empfindſame gute Bürger" aufgefordert werden, ſollen ſich auf neun vorgeſchriebene Rubriken erſtrecken, als: Todesfälle von Pfarrern, Beamten u. ſ. w., Unglücksfälle durch Feuer, Waſſer ꝛc. allgemein herrſchende Krankheiten, Stand der Feldfrüchte, neue Anſtalten und Einrichtungen in Stadt und Dorf, entſtandene und beigelegte Streitigkeiten zwiſchen Gemeinden, edle ſchöne Handlungen (z. Ex. Proben von Duldung des Unrechts, von Überwindung des Böſen durch Gutes, von Verſöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Mildthätigkeit u. ſ. w.), ungewöhnliche Naturerſcheinungen, „neue Ärzte im Ort, für

Menſchen und Vieh, ſammt Proben ihrer Klug- und Narrheit". —

Von dieſen ſpeziellen Zwecken abgeſehn hat das Blatt äußerlich und innerlich große Ähnlichkeit mit dem weiland Wandsbecker Boten. Auch darin, daß Poeſie und Humor des Verfaſſers in einem beſcheidenen Winkel ihr munteres Spiel treiben. Der „Bote" von einſt wird hier zum Invaliden Görgel; Geſinnung und Sprache ſind dieſelben geblieben oder, mit Hamann* zu reden, „der ſel. Asmus iſt als der kleine lahme Görgel, zeitiger Fabrikant darmſtädter Neuigkeiten wieder auferſtanden", und aus den Proben der erſten Blätter erhellt nach Hamann ſichtlich, daß er durch die Reformation ſeines Schickſals nicht um ein Haar klüger geworden, als der Wandsbecker Bote". Einen Theil dieſer Artikel hat Claudius s. t. „Görgeliana" mit einem erklärenden Vorbericht in die Werke** aufgenommen. Ein Probe wähle ich aus dem „Billet doux, von Görgel an ſeinen Herrn"***:

„Es ſchneit noch immer, mein lieber Herr, als ob's gar nicht wieder aufhören wolle". — — — — —

„Am Nordpol, hinter Frankfurt, ſoll Sommer und Winter hoch Schnee liegen, ſagen die Gelehrten, und in

* Schriften V, 210. aus einem Brief an J. F. Hartknoch.

** III, 24—30. Der letzte Beitrag von Claud. „Görgel, ſonſt auch A—s genannt" unterzeichnet, iſt in der Zeitung v. 5. März 1777.

*** Landzeitung v. 10. Januar 1777 Werke III, 27.

den Hundstagen treiben da Eisſchollen in der See, die ſo groß ſind als die ganze Herrſchaft Epſtein, und thauen ewig nicht auf! und doch hat der liebe Gott allerlei Thiere da, und weiße Bären, die auf den Eisſchollen herum gehen und guter Dinge ſind, und große Wallfiſche ſpielen in dem kalten Waſſer und ſind fröhlich. Ja, und auf der andern Seite unter der Linie, über Heidelberg hinaus, brennt die Sonne das ganze Jahr hindurch, daß man ſich die Fußſohlen am Boden ſengt. Und hier bei uns iſts bald Sommer und bald Winter. Nicht wahr, mein lieber Herr, das iſt doch recht wunderbar! und der Menſch muß es ſich heiß oder kalt um die Ohren wehen laſſen, und kann nichts davon noch dazu thun, er ſei Fürſt oder Knecht, Bauer oder Edelmann. Wenn ich das ſo bedenke, ſo fällt's mir immer ein, daß wir Menſchen doch eigentlich nicht viel können, und daß wir nicht ſtolz und ſtörriſch, ſondern lieber hübſch beſcheiden und demüthig ſein ſollten. Sieht auch beſſer aus, und man kommt weiter damit. Nun Gott befohlen, lieber Herr und wenn er 'n Stück Holz übrig hat, geb' er's hin, und denk' er, daß die armen Leute keine weiße Bären noch Wallfiſche ſind". —

Das iſt ein Blick auf die amtliche Seite von Claudius' darmſtädter Leben. Von der anderen, der privaten und geſelligen, wiſſen wir im Grunde ebenſowenig.

Wer jetzt die ſchöngebaute, weitſtraßige Reſidenzſtadt betritt, wie ſie ſich beſonders vom Bahnhof aus dem

Reiſenden öffnet, der kann ſich ſchwer von dem damaligen Darmſtadt ein richtiges Bild machen. Mit weniger als einem Drittheil ſeiner gegenwärtigen Bevölkerung, meiſt krumm und winklig angelegt, mit großentheils unanſehnlichen Gebäuden, das Sandmeer ringsherum noch nicht, wie heute theilweiſe, durch Kunſt verdeckt — das war das Äußere des damaligen Darmſtadt. Da wo jetzt die hohe Säule mit dem Standbild des erſten Großherzogs, des eigentlichen Gründers der neuen Stadt, ſich erhebt, ging in jener Zeit der Ort zu Ende, und nahe dabei begannen die erſten Tannenwaldungen, welche die Sandebene nach dem Rhein hin bedecken. Dort war Claudius' Lieblingsſpaziergang. Seine Wohnung (er hat ſie einmal gewechſelt) lag beidemale am weſtlichen Ende der Stadt mit der Ausſicht in's Freie. Wanderungen über Land machte er häufig, ſchon ſein Beruf nöthigte ihn dazu. Die Naturſchönheiten beginnen bei Darmſtadt erſt, wenn man auf der einen Seite den Rhein (bei Oppenheim), auf der andern die nahen Vorberge des Odenwaldes erreicht.

Zu dem Hofleben hatte Claudius keinerlei Verhältniß. Auch war deſſen eigentlicher Sitz damals nicht Darmſtadt, ſondern der kleine Flecken Pirmaſens in der heſſiſch gewordenen Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, wo der fürſtliche Sonderling Ludwig IX. nach preußiſchem Vorbild eine Art Militärkolonie gegründet hatte, deren Schulung und Leitung er vorzugsweiſe lebte. Seine

Gemahlin Karoline aber, die „große Landgräfin“*, die Freundin des großen Friedrich von Preußen, der ihrem Grabhügel eine Marmorurne mit der lakoniſchen Inſchrift „Femina sexu, ingenio vir“ gewidmet hat, die warme Verehrerin Klopſtock's, von deſſen zerſtreuten Oden ſie im J. 1771 die erſte ſo ſeltene Sammlung veranſtaltete, war ſchon am 30. März 1774 geſtorben.

An intereſſanten Menſchen fehlte es dagegen in Darmſtadt nicht. Das Leben auch dieſer Stadt war von dem Genius der erwachenden Literatur berührt und befruchtet worden. Herder hatte ſeine Gattin dort gefunden und ſich wiederholt als Bräutigam in dieſen Kreiſen bewegt, Göthe, wie er ſelbſt in ſeinem Leben erzählt, von ſeiner nahen Vaterſtadt aus vielfachen Verkehr mit den darmſtädter Freunden unterhalten. Freilich waren zur Zeit von Claudius' Ankunft beide fern; nur die Spuren ihrer Wirkung und die Erinnerung daran waren lebendig. Der Hauptträger dieſer Wirkungen und dieſer Erinnerungen, die durch Briefwechſel und Beſuche zum öftern aufgefriſcht wurden, wie überhaupt der Mittelpunkt der darmſtädter Literaturintereſſen war Göthe's Freund, der Kriegsrath Joh. Heinrich Merck, von dem wir nach einer vorläufigen Erneuerung ſeines Andenkens in Göthe's Selbſtbiographie erſt durch die von Karl Wag-

* So nennt ſie Göthe „Aus meinem Leben“ Ausgabe letzter Hand. Bd. XXVI, 112.

ner veröffentlichten drei Briefſammlungen* ein vollſtändigeres und richtigeres Bild erhalten haben — ein Mann, der, nicht ſelbſt poetiſch ſchaffend, aber mit ſelbſtändigem Urtheil und Geſchmack, als Kenner und Kritiker den regſten Antheil an den Schöpfungen der Sturm- und Drangzeit nahm, die er, hingeriſſen von dem Feuer und der Naturmacht dieſes gährenden Lebens, freudig begrüßte, denen er willig huldigte, wiewol ſeine Natur ihn im Grunde mehr zu der ſcharfen gebundenen Correctheit und der ſtrengen Geſchmacksſicherheit der Leſſing'ſchen Schule zu führen ſchien. Dabei war er ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und Liebhabereien; im Kunſtfach als feiner Kenner geachtet und von vielen zu Rath gezogen, in verſchiedenen Zweigen der Naturkunde Sammler und Forſcher, in der ſchönen Literatur Frankreichs und Englands wohlbewandert. Neben dieſen theoretiſchen Intereſſen ging aber, wol als vorwiegende Begabung, ein entſchiedener Zug zum praktiſchen Geſchäftsleben, die nüchternverſtändige, raſch die Verhältniſſe durchdringende, ſie leicht behandelnde und beherrſchende Befähigung des klugen und erfahrenen Weltmann's; politiſche Geſchäfte wie kaufmänniſch-induſtrielle Speculationen zogen ihn an, ohne ihn doch ganz zu feſſeln und hinzunehmen. In dieſer Getheiltheit und darum Halbheit der Lebensintereſſen iſt der hochbegabte und durchaus rechtliche Mann nie zu einer

* I. Bd. Briefe an Joh. Heinr. Merck 1835. II. Bd. Briefe an und von J. H. M. 1838. III. Bd. Briefe aus dem Freundeskreiſe von Göthe, Herder, Höpfner und Merck 1847.

rechten Harmonie durchgedrungen, ja er iſt darin und dadurch zu Grunde gegangen. Wahrhaft ſchaffend hat er nach keiner der beiden Seiten gewirkt und gehört darum immerhin in die Reihe hochgebildeter und anregender Dilettanten. Und gerade dieſer Mangel an ſelbſtſchaffender Kraft hat ihn zu keiner inneren Befriedigung kommen laſſen in einer Zeit, wo die erſten und ihm ſo nahe ſtehenden Geiſter beides, Luſt und Kraft zum Schaffen in ſo eminentem Maße hatten. Alle ſeine Gaben machten ihn dagegen zum Mann des ſocialen Lebens, zum belebenden Glied und Leiter einer geiſtreichen Geſellſchaft. Er beſaß das, was man geſelliges Talent nennt, ganz ungewöhnlich; Witz und Ironie waren ihm als würzendes Salz reichlich zur Hand.

Ich verweile länger bei dem Bild dieſes Mannes, weil mit ihm der Ton und die Farbe der geiſtigen Kreiſe Darmſtadts, in die Claudius eintrat, im Allgemeinen mitgezeichnet iſt. War Merck von der inneren Befriedigung, welche die Fülle einer genialen Schaffenskraft, ſo lange ſie dauert, im natürlichen Leben zu geben vermag, weit entfernt, ſo noch ungleich weiter von dem ſeligen Frieden des inneren Lebens, an dem alle, Genial und Ungenial, theilhaben können. Allem Überſinnlichen, das ihm als Schwärmerei galt, entſchieden abgewandt war er gegen dieſe Seite in Moſer, in Herder u. a. feindlich geſtimmt; dem unmittelbaren Tagesleben des Geiſtes, ſeiner Arbeit und ſeinem Genuß, wenn auch in edler Weiſe, war er allein und einſeitig zugethan.

Claudius verkehrte in Darmſtadt vorzugsweiſe mit ihm; ſodann im Hauſe des Geh. Raths Heß, Herder's Schwager, mit dem Gymnaſialrector und Geſchichtsforſcher J. Helfrich Bernhard Wenck und andern weniger bekannten und nennenswerthen Leuten, meiſtens Beamten des Landes. Auch Fremde von Bedeutung traten vorübergehend in den Kreis. So namentlich der Profeſſor der Rechte Höpfner aus Gießen, Georg Schloſſer, Göthe's Schwager, mit dem nach unſrer obigen Vermuthung* ſich vielleicht ſchon Claudius' Univerſitätsleben berührte; Leſſing, den Anſtellungsausſichten im Anfang d. J. 1777 nach Mannheim führten. Der treue Schönborn ſuchte ihn aus dem fernen Algier mit ſeinem Odengruß in der neuen Heimath auf; „hervoreilend", ſingt er:**

„— — — aus umſäuſelnden Palmen
Und glühenden Sommeröden,
In die friſchen Stromthäler des deutſchen Weinvaters,
Freudetrunken, zu Dir, alter herzlicher Bruder!

Tanz' ich mit Dir durch die umwallende Kühle
Des duftenden Rebengrüns und mit Deiner freundlichen Gattin,
Und mit den Blümchen, die entwuchſen
Deiner fruchtenden Gattin; tanze

* S. 48.

** Aus der oben bereits angeführten Ode „der Rhein. An Claudius. Geſungen zu Algier 1776." — Zuerſt im Boie's deutſchem Muſeum v. 1777, S. 193.

Den heiligen Willkommen euch!
Willkommen! Willkommen an den Blumengeſtaden,
Zwiſchen denen Du wandelſt, Geber des deutſchen Heldentranks!
Willkommen Dir! ha, nun ſeh' ich Dich wieder, brauſender Wogenführer,
Tanz' am ſäuſelnden Geräuſch Deiner wandelnden Waſſer!
Aus den Feuerflammen, die goſſen Deine Traubenufer in uns,
Hebe die tönenden Flügel der Geſang,
Flieg' er mit Deinem Lob' auf in die Gewölke, Vater Rhein!"

So wenig ſich Claudius ſeiner eigenſten Natur nach auf die Dauer in dieſer fremdartigen Umgebung wohl fühlen konnte, ſo iſt es doch für ſeine Entwicklung nicht unwichtig, daß er neben dem norddeutſchen, zunächſt um Klopſtock geſchaarten Kreis auch dem rheiniſchen Kreis von Dichtern und Schöngeiſtern nahe getreten. Denn auch Göthe's, der belebenden Seele dieſes Kreiſes, Licht warf noch aus der Ferne ſeine Strahlen. Die beiden Dichter, deren damaliges Streben ſo nahe verwandt war, haben ſich erſt weit ſpäter und auch da nur flüchtig von Angeſicht geſehen. Aber es bedurfte bei der leidenſchaftlichen Sympathie, die damals unter den jugendlichen Trägern des Neuen die Geiſter zuſammenband, kaum des Sehens und Sprechens; ein Brief war Geſpräch; eine Silhouette wurde durch Phantaſie und Zuneigung

lebendig; ein Lied klang wie vertraute Freundesstimme. Es scheint, daß Göthe zuerst durch Herder auf Claudius aufmerksam wurde; später knüpfte Schönborn, als er in Frankfurt den eben erst bekannt gewordenen Dichter des Götz von Berlichingen aufsuchte, das Band fester und bestimmte Göthe, zum Wandsbecker Boten beizusteuern*. Denn schon hatte Claudius die neue wunderbare Dichternatur, welche so stark und groß die jungen Schwingen regte, erkannt und begrüßt. Ohne den Namen des Autors zu kennen — er fragt Herder'n noch im August 1773, wer es geschrieben; in Hamburg sage man, ein Advokat in Frankfurt, — zeigt er im Wandsbecker Boten** das Stück an:

„Wir haben unsern Lesern noch ein Wort, weil der Raum mangelt, von einer angenehmen Erscheinung zu sagen, nämlich von einer ganz neuen, überaus wohl gerathenen Komödie. Der Stoff dazu ist aus einheimischem

* Diese Beiträge hat Düntzer inzwischen im Morgenblatt von 1857, Nr. 17 u. 18 namhaft gemacht, wie er überhaupt daselbst eine vollständige und dankenswerthe Zusammenstellung der Beziehungen zwischen Claudius und Göthe gibt. Die Beiträge G's zum W. B. erstrecken sich bis in den März 1775. Claudius hat außer dem Götz und Werther noch von G. angezeigt: Das anonyme Schriftchen „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen" und „Brief des Pastors zu *** an den Pastor zu ***. Aus dem Franz.", den Bogen „von deutscher Baukunst" und das „neueröffnete, moralisch-politische Puppenspiel."

** W. B. Jahrg. 1773, Nr. 106 v. 3. Juli, u. Nr. 107 v. 6. Juli. — Leider hat Cl. die Recension nicht in die Werke aufgenommen.

Grund und Boden hergenommen, und alſo deſto intereſſanter, und das Stück ſelbſt ſo vortrefflich gearbeitet, daß Freund und Feind damit ſehr zufrieden ſein müſſen, und mit uns gewiß wünſchen, daß es möchte aufgeführt werden können. Es heißt Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, und iſt, wie geſagt, überaus wohl gerathen.“ Die folgende Nummer liefert den Schluß der Anzeige: „Es ſind einige Critici, die in einem langweiligen Schnickſchnack ſagen, daß ein Menſch, der von einem Gedicht, das nun vollendet iſt, urtheilen will, Verſtand haben müſſe, und die dann dicht hinter der Ferſe dieſes ausgeſprochenen Fetwa abbrechen und ſchweigen. Wir bewundern ſo eine Beſcheidenheit freilich, haben ſie aber leider nicht an uns, und ſchweigen gleich von Anfang, wenn wir nichts zu ſagen wiſſen. Was wir von dieſer Komödie zu ſagen haben, läuft ungefähr darauf hinaus. Der Verfaſſer treibt nicht Schleichhandel zum Nachtheil der bekannten Einheiten, die Großvater Ariſtoteles und nach ihm die Kleinenkel, progenies vitiosior, auf der äſthetiſchen Höhe zur Anbetung hingeſtellt haben, ſondern bricht gerade durch alle Schranken und Regeln durch, wie ſein edler tapferer Götz durch die blanken Escadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterſt zu oberſt und ſetzt ſich auf's Fußgeſtelle hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt ſich mit Fug gegen dieſen Unfug manches ſagen, das man auch ſagen würde, wenn einen der Verfaſſer durch einige Weiſen, die er an ſich hat, nicht

verſöhnte." — Nach einer kurzen Inhaltsangabe des Stücks ſchließt er mit der Bemerkung: „Bei Stücken, wie dieſes, wo man nirgends das Winkelmaß anlegen kann, muß ein jeder den Werth aus dem Eindruck beſtimmen, den das Stück, ſo wie es da iſt, auf ihn macht, und da ſind wir unſeres Orts dem Verfaſſer für ſeine Komödie verbunden, und erwarten größere Dinge von ihm. Hin und wieder ein hartes Wort, das ſich die Knechte herausnehmen, und das ſelbſt Götz ſich ein- oder zweimal entfahren läßt, muß niemand beleidigen. Knechte ſind Knechte, und Shakeſpeare läßt ſie auch nicht wie Petits Maitres ſprechen, und die andern ſprechen deſto beſſer."

Im Jahre darauf feiert der Wandsbecker Bote auch das Erſcheinen von Werther's Leiden* in einer kurzen Anzeige, die allerdings weniger den künſtleriſch-äſthetiſchen Werth des Romans als den Inhalt realiſtiſch betrachtet. Wie warm er auch die bisher unerhörte Naturtreue in dieſer pſychiſchen Krankheitsgeſchichte anerkennt, gerade wegen dieſer Wahrheit und ihrer leicht hinreißenden Gewalt fügt er dem Mißverſtändniß zum Frommen, das, wie die Erfahrung zeigte, alsbald ſich an das Buch anheftete, eine leis andeutende Warnungstafel hinzu. „Weiß nicht, ob's 'n Geſchicht oder 'n Gedicht iſt; aber ganz natürlich gehts her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf zu holen. Ja, die Lieb' iſt 'n eigen Ding; läßt ſich's nicht mit ihr ſpielen,

* Jahrg. 1774, Nr. 169; dann in den Werken I u. II, 45

wie mit einem Vogel. Ich kenne ſie, wie ſie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und ſtört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat ſonſt ſo feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reiſe nach Pareis oder Pecking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratſpieß, und wendet ſich ſo lange dran herum, bis er caput iſt. Und das iſt eben das Unglück, daß einer bei ſo viel Geſchick und Gaben ſo ſchwach ſein kann, und darum ſollen ſie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben ſeinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man ſich darauf hinſetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menſchliche Schwachheit weine. — Aber, wenn du ausgeweint haſt, ſanfter guter Jüngling! wenn Du ausgeweint haſt; ſo hebe den Kopf fröhlich auf und ſtemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und ſtört. Sie ſoll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernſt und Streben errungen werden und deswegen nicht ſehr bekannt und beliebt ſein; aber wer ſie hat, dem ſoll ſie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenſchein und Froſt und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.“ — Als nun das Wertherfieber und das gefürchtete grobe Mißverſtändniß der Dichtung wirklich unter der deutſchen Jugend hier und da zum Ausbruch kam, da gewann es der Bote über ſich, ſelbſt Nicolai's gutgemeinte aber ſchlechtgerathene Freuden des jungen Werther's

anzuempfehlen *, weil er in ihnen immerhin einen Bundesgenoſſen ſah gegen die (wider des Dichters Wiſſen und Wollen) ſittlich ſchädliche Wirkung des Romans. Bezeichnend genug für Claudius, der alle Blüthe und allen Zauber der Poeſie für nichts achtete, wenn er Jemanden dadurch Schaden an der Seele nehmen ſah. „Sieht wohl gut aus, wenn ein hoher Thurm in vollem Feuer ſteht, aber iſt doch groß Unglück. Im Gemälde mag man ihn, dem Aug zu Gefallen, nach und nach in Brand gerathen und mit ſchrecklichem Fall einſtürzen laſſen, ſieht gut aus und ſchadt nicht. Wenn er aber, wie geſagt, wirklich brennt oder ein andrer Thurm vom Gemäld' Feuer fangen könnte, Sapperment! da muß man mit Weib und Kind Waſſer tragen, und auf jeden andern Thurm einen Thurmmann ſetzen, der alle Stunde pfeift und beim geringſten Rauch Lärm macht." Mehr noch dieſe Anzeige als die ſeines eignen Gedichts ſcheint Göthe übel genommen zu haben. Wenigſtens nimmt der Verfaſſer der Farçe „Prometheus Deukalion und ſeine Rezenſenten" **, Göthe's Frankfurter Freund H. L. Wagner in dieſem Stück den guten Asmus, den er unter der Rolle der Fröſche und Nachteule vorſtellt, ſtark mit. Bei Licht beſehen, geſchieht ihm aber Unrecht; denn er iſt, wie wir ſahen, weit davon entfernt, mit poeſieloſem Moralton im Werther eine Apologie des

* W. B. Jahrg. 1775, Nr. 15.

** Wieder abgedruckt in H. Düntzer Stud. zu Göthe's Werken, ſ. daſ. S. 218 flg.

Selbſtmords und verbotener Liebe zu finden, er trifft im Gegentheil weſentlich Göthe's eigenen Sinn, den derſelbe in den bekannten Titelverſen zum zweiten Theil der zweiten Ausgabe ausſpricht:

„Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach.
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus jener Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Ehe Göthe ſelbſt öffentlich die Autorſchaft dieſes Stücks in Abrede ſtellte, hielt alle Welt ihn für den Verfaſſer, und Asmus verfehlte nicht, den vermeintlichen genialen Übermuth derb zurechtzuſetzen*. Er habe jene Recenſion von Werther's Leiden, bemerkt er, auch in ſeine ſämmtlichen Werke aufgenommen, „wenn der Herr Doctor vielleicht nach Jahren ihren edeln Sinn begreifen lernen ſollte". Belehrt indeß, daß er ſich in dem Autor geirrt, ſucht er in einer „zwoten Anzeige"** ſein Unrecht auszugleichen. — „Ein gewiſſer Recenſent", heißt es, „war der Meinung, daß nur einer ſey, der den Prometheus geſchrieben haben könnte, und da er dieſen einen für ſich auf dem Kämmerlein zu der Klaſſe von Leuten rechnete, die ihn näher angehen, ſo ward ihm bei Leſung des Prometheus zu Muth, wie ihm immer zu Muth wird, wennn er jemand aus der Klaſſe verliert, und wie ihm nicht würde zu Muth geworden ſein, wenn er gleich gewußt hätte, was er nun, der gedruckten An-

* W. B. Jahrg. 1775, Nr. 47.
** W. B. 1775, Nr. 67.

zeige zufolge, glaubt, daß der eine den Prometheus nicht geſchrieben hat. Übrigens iſt es dem gedachten Recenſenten nicht zuwider, bei der Gelegenheit verrathen zu haben, wie er nicht geneigt ſey, der Eitelkeit eines Freundes zu hofiren, aber doch, wenn er ſich in der erſten Anzeige geirrt hatte, eine zwote zu machen.'

So ward der Friede wieder hergeſtellt; beide Dichter wechſelten Grüße zwiſchen Darmſtadt und Weimar — an eine dauernde Einigung war freilich nicht zu denken.

Aber dieſe aus Nähe und Ferne bunt und reich illuſtrirte Gegenwart konnte unſerm Claudius nicht genügen; was ihn im Innerſten bewegte, fand keinen Anklang, kein entgegenkommendes Verſtändniß. Und ließ man ſeinem angebornen Humor und ſeinem geſelligen Talent, ſeiner Naturfriſche und ſeiner Treuherzigkeit auch Gerechtigkeit widerfahren — er ſuchte anderes und mehr. Anfangs verhüllte der Reiz der Neuheit den tiefen Mangel, der ſich aber bald zu der Sehnſucht nach Befreiung, zu eigentlichem Heimweh ſteigerte. Auch war er in dieſer Umgebung poetiſch ziemlich unfruchtbar; beſtimmt nachweisbar iſt nur die Entſtehung des Lieds „nach der Krankheit", auf das wir zurückkommen, und Görgel's Neujahrswunſch, von dem oben die Rede war; vielleicht dankt auch die Humoreske von Goliath und David der heitern Stimmung des Boten in ſeiner erſten Darmſtädter Zeit ihren Urſprung.

Schon im Oktober 1776 will Claudius ſogar Voß nach Darmſtadt haben, weil da kein einziger Freund

nach ſeinem Herzen ſei*. Und wie innig war gerade während ſeiner Entfernung aus dem Norden das Zuſammenleben der dortigen Genoſſen! Es iſt die Zeit — der Sommer 1776 — wo Klopſtock den Bund ſeiner Freunde und Jünger enger zu ſchließen ſuchte zu einem feſten Geiſterbund, der ſich um ihn ſelbſt als ſeinen Mittelpunkt ſchaaren ſollte; wo ein großer Theil dieſes Kreiſes ſich in Kiel zuſammenfand und jenen Collectivbrief an Schönborn nach Algier abgehen ließ, den Riſt** als ein lebendiges Zeichen dieſer Zeit veröffentlicht hat. Und Claudius, der treue Gefährte dieſer Briefſteller und des fernen Briefempfängers fehlte! — Durch den Gegenſatz des ſüddeutſchen Lebens ward er inne, wie er, als ein Mann der Scholle, doch ſo ganz jenen nordiſchen Verhältniſſen und Perſonen angehöre; durch die Glaubensleere ſeiner Umgebung erfuhr er an ſeinem eignen Herzen, wie ſtark in ihm der Zug zu dem wahrhaften Gottesfrieden war — und das war eine Lebenserfahrung, wol einiger Entbehrung und einiger Schmerzen werth. Daß menſchliche Liebenswürdigkeit und all das Schöne, Geiſtige in Natur und Kunſt, in Freundſchaft und Liebe nicht das Höchſte ſei — das ſah er hier im Spiegel einer Umgebung, wo all dies ſo reichlich vorhanden war, ohne daß es ihm genügte. Durch dieſe Erkenntniß bildete ſich eine vertieftere und ſchärfere Selbſterkenntniß heran, in ihm ſonderte ſich der Natur

* Briefe von J. H. Voß I, 312.

** Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen 40—52

geiſt und der Geiſt der Wahrheit, der in einer höheren Natur ſeine Wurzel hat.

Verſchiedene Gründe trafen zuſammen, ihm den Aufenthalt in Darmſtadt noch mehr zu verleiden. Einmal hatte er mancherlei Verdrießlichkeit in dem Amt, zu dem er nicht paßte. Seine Perſönlichkeit an ſich in ihrer vorwiegend contemplativen Richtung widerſtrebte einem Beruf, der ihn in ein ſtädtiſches Geſellſchaftsleben und in ein gut Theil Schreiberarbeit hineinnöthigte, auch wenn er mit ſo befreundeten Ideen durchzogen war wie dieſer. Die Kluft zwiſchen deſſen Anſprüchen und ſeiner eignen Leiſtungsfähigkeit mußte ſein ſittliches Gefühl drücken. Dabei mochte aber der immerhin grelle Widerſpruch zwiſchen Abſicht und Wirklichkeit gerade in dieſem Amte einer ſo wahrhaften Natur zuletzt unerträglich ſein, vollends da die Zuſammenſetzung des Collegiums nicht die beſte geweſen zu ſein ſcheint. Wenigſtens gibt die i. J. 1782 nach Moſer's Entlaſſung von einer eigens niedergeſetzten Unterſuchungscommiſſion aufgeſtellte (freilich wol in vielen Stücken einſeitige und übertreibende) Klageſchrift* an, einer der Landcommiſſare ſei ein ehemaliger Laufer, ein andrer ein verdorbener Kammerdiener und der Direktor ein im Examen durchgefallener candidatus juris (Eymes) geweſen, welcher letztere wirklich bald nach Moſer's Rücktritt caſſirt wurde. Und gerade mit ihm, ſeinem nächſten Vorgeſetzten, kam Claudius von vorn-

* S. die Stelle in Merck's Briefen von K. Wagner III, 230.

herein in ein ſchiefes Verhältniß. Jener mochte den Dichter für unpraktiſch und untauglich halten; Claudius hatte keine Achtung vor dem ſittlichen Charakter des Mannes. So blieb ein gegenſeitiges Mißtrauen. Von Claudius heißt es S. 74 der Klagſchrift,* nachdem ſie das Scheinweſen der Landcommiſſion in ſtarken Ausdrücken getadelt: „Des Herrn Landgrafen Hochfürſtl. Durchlaucht wurden mit lauter Träumen von hergeſtelltem Credit, Wohlſtand der Caſſe und des Landes unterhalten und das ganze treuherzige Publicum mit Zeitungsnachrichten hintergangen, des Endes ſogar eine neue Landzeitung angelegt und ein eigner Zeitungsſchreiber beſtellt, um die Landcommiſſionslügen gegen jährliche Beſoldung von 800 Fl. durch ſchöne Einkleidung recht wahrſcheinlich zu machen. Es war der bekannte Claudius, ein ehrlicher Mann, der eben deswegen wieder wegging und ſich's zur Ehre ſeines Herzens machte, lieber jährlich 800 Fl. zu entbehren, als ſolche durch Windbeutelei zu verdienen.“** — Claudius ſelbſt hat ſich, ſoweit briefliche Äußerungen vorliegen, niemals klar und bündig hierüber ausgeſprochen. Nur heißt es in einem Brief an Herder vom 10. Auguſt

* A. a. O. S. 229.

** In einem ungedruckten „Unterthänigen Bedenken die Land-Commiſſion betreffend“ wird Claudius (wie ſeine Collegen) vom Geheime-Raths Collegium als ſolcher bezeichnet, „der das Land nicht kannte und von praktiſcher Landwirthſchaft und Oekonomie nicht die geringſte Kenntniß hatte.“ (Aus den Acten des Heſſen-Darmſt. Landesarchivs).

1776*: „Es hat bisher zwiſchen mir und dem Director Irrung obgewaltet, davon ich Euch mündlich erzählen will, wenn wir uns einmal ſprechen; ſchreiben mag ich von ſolchem Quark nicht. Seid Ihr aber nur hübſch ruhig; ich will Eure Empfehlung nicht Lügen ſtrafen. Es ſcheint auch, daß, nachdem ich vor einigen Tagen dem Herrn Präſidenten, der ein trefflicher Mann iſt, gerade herausgeſprochen, alles beſſern Gang gehen wolle. — — Sonſt leb' ich hier ziemlich vergnügt, ganz ſtille bis dato, und mein Geſchäft iſt ſehr angenehm und das ganze Geſchäft der Landcommiſſion ſehr gut und menſchlich, aber die Luft dahier convenirt mir nicht. Sela."

Mit Moſer ſelbſt, der ſchon als Freund und Geſinnungsgenoſſe Herder's und Hamann's ſich zu Claudius mußte gezogen fühlen, ſtand er lange Zeit auf dem beſten Fuß. „Er iſt ein lieber Menſch", ſchreibt er noch Ende 1776 an Herder. Und in der That muß man glauben, daß Claudius von dieſem Manne, der ein ernſtes inneres Leben führte, ein Leben, aus deſſen Verborgenheit Bekenntniſſe und Erfahrungen von großem Nachdruck früher und ſpäter ans Licht getreten ſind, tiefere Eindrücke erfahren hat, mögen auch die perſönlichen Berührungen nur ſelten geweſen ſein. Auch in literariſchen Dingen war ihre Übereinſtimmung groß, und gewiß ſah Moſer in Claudius einen Volksſchriftſteller nach ſeinem Herzen. Stimmt doch eine weit früher geſchriebene Äußerung Moſer's, richtig verſtanden, mehr oder weniger zu Claudius' Handhabung des Schriftweſens. „Eine Medaille, ſagt er ge-

* Aus „Herder's Nachlaß" I, 413. Nr. 39.

legentlich *, kann von mittelmäßiger Erfindung, geſchmackloſer Zeichnung und übel gerathenem Gepräge ſein, ihr Korn iſt aber vom reinſten Gold, dies macht dann doch ihren Werth. Ihr ſtrenge unerbittliche Kunſtrichter, die ihr keinem geiſtlichen Gedicht Vergebung ſchenkt, das nicht den Schmuck eines Schauſtücks führet, werft es dann immer unter das Ausgabe-Geld; es gibt Arme, die ſich ebenſo ſehr nur um den Valor, als ihr um das bloße Gepräge, bekümmern.*

Je größer Moſer's Hochachtung vor Claudius menſchlichem und dichtriſchem Weſen war, um ſo drückender mußte es ihm werden, daß ſich ſein Schützling in Amt und Verhältniſſe ſo ſchwer zu finden wußte. Zwiſchenträgereien andrer ließen ſeine Zerfallenheit damit noch unheilbarer erſcheinen. So entſchloß ſich Moſer am 28. Febr. 1777 zu folgendem Brief:**

„Ich ſehe mich endlich, lieber guter Mann, genöthigt, das Wort ſchriftlich auszuſprechen, das ich Ihnen letzthin mündlich ſagen wollte und ſollte, aber nicht übers Herz rüber bringen konnte.

Ohne Schaden der Geſchäfte kan dero Stelle bey der Land Commiſſion nicht länger unbeſezt bleiben, und die

* Reliquien (Ausg. v. 1766) S. 176.

** Beide Briefe ſind, wie die früheren auf die Darmſtädter Stelle bezüglichen, aus dem großherz. Landesarchiv zu Darmſtadt entnommen. Die Differenz in der Angabe von Claudius' Gehalt, die ſich in dieſen Actenſtücken und den gedruckten Quellen findet weiß ich nicht zu löſen. — Die urſprüngliche Schreibung der Briefe iſt beibehalten.

mit dem herannahenden Frühjahr ſich vermehrenden Arbeiten erfordern, daß ſolches auf nächſte Oſtern geſchehe.

Ich hatte immer noch die heimliche Hofnung bey mir genähret, daß Sie Luſt und Geſchmack an dieſer Art Arbeit bekommen und mit Wärme und Eifer in eine Beſchäftigung mit eingehn würden, welche wahre reine Menſchenliebe zum Zweck und Gegenſtand hat.

Mit Betrübniß muß ich aber wahrnehmen, daß Ihnen je länger je mehr alles aneckelt, was Land-Commiſſion heißt, daß Sie ſich harte, unbillige und ungegründete Urtheile über unſere Geſchäfte erlauben, deren Zuſammenhang Sie nicht einmal kennen, noch je gründlich zu kennen verlangt haben, daß Sie den Character von Perſonen, von deren unermüdeten Eifer, Rechtſchaffenheit und Uneigennuz That ſpricht, ſo gar gegen Fremde verunglimpfen und dem Inſtitut ſelbſt einen üblen Nahmen machen, mich ſelbſt aber als einen einfältigen Tropf darſtellen, der ſich von ſchlechten Leuten wie einen Bären an der Naſe herumführen ließe.

Ich kenne den und die, welche Ihnen dieſe unbillige Geſinnungen inſpirirt und Ihr gutes leichtgläubiges Herz mißbraucht haben, und ich verachte ſie ſo vollkommen, daß ich mir nie die Mühe und ihnen die Freude machen werde, ſie nur merken zu laſſen, daß ich ihre neidiſche und ſchwarze Nahmen und Geſinnungen wiße.

Aber weh hat mirs gethan, daß Sie Sich in dieſe Cabale hineinziehen laſſen, weh, daß Sie Ihr Vertrauen gegen mich, da ich Ihnen ſtets ein offenes Herz zeigte,

ſichtbar zurückgezogen und dagegen eine Anſtalt laut getadelt, die von einem Menſchenfreund, wie Sie, am allererſten Beifall und Theilnehmung hoffen konnte.

Da es aber nun einmal ſo iſt, wie's iſt und die alte Erfahrung, daß die ſchlechte Sachen in der Welt ſich immer von ſelbſt machen und die gute die mehreſte Hinderniße finden, ſich durch dieſes neue Beiſpiel beſtättigt, ſo ſollen Sie doch nicht drunter leiden und nicht Fremdlings-Recht an Ihnen verlezt werden.

Wann Sie Sich anheiſchig machen wollen, die Zeitung fortzuſchreiben, wenigſtens dieß volle Jahr 1777 und die Land Chronik nach dem zu entwerfenden Sachgemäßen Plan mit Beihülfe anderer zu verſchaffender Mit-Arbeiter, auszuarbeiten, ſo ſollen Sie uns lieb und angenehm ſeyn und bleiben, und den Gehalt der 600 fl. fernerhin ruhig beziehen. Behagt Ihnen aber auch dieß nicht, ſo muß ich bitten, wenigſtens 6 Wochen vorher Dero Dienſt Aufkündigung zu thun, um die Anſtalt wegen Continuation der Landzeitung zu thun, welche weder zum spectacul vor dem Publico noch zum Schaden der Anſtalt, wovon ſie ein Glied in der Kette iſt, über Nacht wieder aufgehoben werden kann.

Es thut mir leid, all diß ſagen zu müßen, verkennen Sie wenigſtens nicht ganz das Herz

Ihres

Freundes und Dieners

F. E. v. Moſer."

Claudius antwortet, wie folgt:

„Ich habe würklich lange nicht gewußt, was ich auf den Brief vom 26. antworten ſollte; ich weiß es auch noch nicht recht, doch will ich antworten. Der liebe Gott gebe zu Glücken, daß ich nicht zu viel noch zu wenig thue.

Ich habe freylich meine Situation bey der Landcommiſſion und das Betragen des Herrn Land Kammerrahts gegen mich, ſo lange ich da bin, ſehr ſonderbar gefunden, habe aber doch alles für mich behalten und nur immer ſtarr hingeſehen und ich bin faſt volle 3/4 Jahr in Darmſtadt geweſen, ohne davon, noch überhaupt von der Landcommiſſion gegen irgend einen Menſchen ein Wort zu verliehren. Nach dieſem Pythagoriſchen Stillſchweigen habe ich endlich geglaubt, den Mund mit Ehren aufthun zu können, und hab ihn auch würklich gegen 3 bis 4 Leute aufgethan. Mit einem Fremden wüßte ich nicht über die Landcommiſſion geſprochen zu haben, den guten Herrn v. Schrautenbach ausgenommen, und was ich dieſem und obgedachten 3 — 4 Leuten geſagt habe, das habe ich nur blos deswegen niemahls öffentlich oder einem Ungekannten geſagt, weil ich davon keinen Nutzen ſahe, wohl aber mancherley Schaden, übrigens iſt es einem jeden zu Dienſten, denn es iſt ſogar was Böſes nicht und ich glaube es. Unter allen, die ich über die Landcommißion ſprechen höre, habe ich nicht einen getrofen, der von der Anſtalt an ſich ſelbſt und von der Abſicht des Herrn Preſidenten v. Moſer nicht mit aller

der Achtung geſprochen hätte, welche die eine und die andre verdienen; aber für den Herrn Director haben einige nicht ſo gar viele Achtung, und ich habe, die Wahrheit zu ſagen, noch weniger, und wenn jemand, der ſo handeln kann, als Herr Eimes in ſeiner Proceß Sache gegen den Herrn Barckhausen gehandelt hat, ein menſchenfreundlicher edler Mann heißen kann, ſo verſtehe ich nichts davon, mag aber dann nicht menſchenfreundlich und edel heißen.

Gegen mich hat der Herr Land Kammerraht Eimes von Anfang an gehandelt, als wenn ich ein Narr oder er einer wäre, und wenn man dazu 50 Meilen weit mit Frau und Kindern hergekommen iſt, ſo wäre man doch wohl einigermaßen berechtigt, etwas unwillig zu thun ehe man wieder abmarſchirt, aber es mag gut ſeyn, und ich habe in der That itzo alles faſt ſchon vergeßen, und ihn ſelbſt dazu.

Die Land Zeitung findet, wie ich höre, überall Beyfall, und es iſt mir darum lieb, damit ich Ew. Excellence Gnade für mich vor dem hieſigen publico wenigſtens durch etwas gerechtfertigt habe, und ich gehe mit einem Verdruß weniger zurück. Denn engagiren kann ich mich zum Land Zeitungsſchreiber nicht. Ich bin hergekommen, nicht ehrlich und ſchön zu ſchreiben, ſondern ehrlich und ſchön zu handeln. Das kann ich, mein lieber Herr Preſident, und ich hatte gehoft, daß ich dazu bey der Landcommiſſion oder ſonſt Gelegenheit haben würde. Die Haupturſache aber wißen Ew. Excellence ſchon,

warum ich genöthigt bin, wieder heimzugehen, und wenn ein Schreiber der Land Zeitung in den erſten 6 Wochen gefunden werden kann, ſo wäre mir's um deßwillen lieber, weil meine Frau bald in die Wochen kommen ſoll, und ich ſie, wenn ich nach 6 Wochen abreiſen könnte, noch wohl mit heiler Haut heimbrächte. Ein gewißer junger advocat Hoffmann möchte vielleicht zu gebrauchen ſeyn.

Zuletzt, und wenn ich vieleicht die Gnade nicht mehr haben könnte, Ew. Exc. zu ſehen, ſtatte ich für Ew. Exc. vielfältige unverdiente Güte nochmahls aufrichtigen Dank ab und wünſche Ew. Exc. allen Gottes Seegen. Ich habe das Gute und die Wahrheit mit einfältigen Herzen lieb und verſtehe keinen Kurzweil in der Sache, und ob ich bey meiner Denkart zwar allen menſchlichen Beyfall ohne ſonderliche Incommodität entbehren kann, ſo wünſche ich doch, daß Ew. Excellence mir Dero Gnade und Freundſchaft erhalten wollen. Bey mir ſoll, ſo gleichgültig es Ew. Excellence ſeyn kann, alte Liebe nicht roſten

Ew. Excellence
unterthäniger Diener
Matthias Claudius."

Noch drei Jahre ſpäter hat Moſer in einem Bericht, worin er die Thätigkeit der Landcommiſſion und ſeine Wahl der Beamten vor dem Landgrafen zu rechtfertigen ſucht, ein ſehr wegwerfendes Urtheil über Claudius' Amts-

führung gefällt — eine trübe Miſchung, wie es ſcheint, von einiger Wahrheit und viel Verbitterung wegen der Anfechtungen, die das Inſtitut ſelbſt erfuhr, und nicht minderem Ärger über Claudius' raſches Abbrechen. Es heißt da* u. a.: „Seine herzliche und populäre Schreibart ſchien die Erwerbung eines ſolchen Mannes bei einer Anſtalt ſchätzbar zu machen, wo ſo wenig auf Befehl und ſo viel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte Nichts thun, als Vögel ſingen hören, Clavier ſpielen und ſpazieren gehen, konnte die hieſige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von ſelbſt zu ſeinen Seekrebſen wieder zurück.“ —

Als Hauptgrund ſeines Wegſtrebens und ſchließlichen Weggehens gibt Claudius ſtets die für ihn und die Seinigen ungeſunde, zu feine darmſtädter Luft an, die ihn abmagere, und als er im Anfang März 1777 in eine tödtliche Krankheit, eine Pleureſie, verfiel, war ſein Entſchluß zur ſchleunigen Rückkehr gefaßt. Schon kurz vorher ſchreibt er an Herder**: „Weil Ihr mich ſo ernſtlich gebeten habt, ich ſollte nicht wie ein Genie zu Werke gehen, ſo habe ich mein Jahr hier ausgehalten. Wenn aber mein Bauermädchen ihre Wochen gehalten hat, ſo ziehe ich wieder ab nach Wandsbeck, vielleicht noch vorher. Die Haupturſache iſt unſre Geſundheit, von den Nebenurſachen mündlich einmal mehr. Ich thu' Euch dieß

* In Merck's Briefen III, 229.

** Aus „Herder's Nachlaß“ I, 418. Nr. 42.

vernelden mit einem ſonderlichen Muth. Ihr wärt nicht ſo lange geblieben.“ —

Wenige Tage nach jenem Briefwechſel mit Moſer verfiel er in die Krankheit. Eine Vignette am Eingang des dritten Theils der „ſämmtlichen Werke“ von Chodowiecki, wo Freund Hain mit der Hippe ſich über das Krankenbett neigt, der Arzt forteilt und Rebekka verzweifelnd die Hände ringt, ſowie auch das Lied „Nach der Krankheit“* haben das Andenken an dies Erlebniß bewahrt.

— — — —

„Doch guter Hain, hör' an, darfſt du vorüber,
So geh' und laß mich noch!“
„Biſt bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort
„Leb' alſo wohl, und bis auf Wiederſehen!“
Und damit ging er fort.
Und ich genaß! wie ſollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde iſt doch ſchön,
Iſt herrlich doch wie ſeine Himmel oben,
Und luſtig drauf zu gehn!
Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn Du wiederkömmſt, ſpät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!“ —

Die Aufregung wegen des Abzugs von Darmſtadt und die Ungewißheit, woher er die Mittel zur Rückreiſe

* Werke III, 89.

nehmen ſollte, verſchlimmerten ſeine Krankheit; er lag mehrere Tage ohne Hoffnung. Kurz zuvor hatte er, ohne Jemandem davon zu ſagen, an den Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi* nach Düſſeldorf die Bitte gerichtet, ihm das nöthige Geld vorzuſchießen. Er ſchrieb auf's gerathewohl, nur durch Hörenſagen mit dem Wohlſtand und dem Edelſinn des Mannes bekannt. In ſeiner Krankheit hatte der Arzt die größte Ruhe befohlen, alle Geſchäfte, alles Leſen verboten. Claudius fragte öfters nach Briefen. Da nun ein Brief von Düſſeldorf ankam, ſchwankte Rebekka zwiſchen Pflicht und Gewiſſen, ob ſie ihn dem Kranken geben dürfe. Sie gab ihn endlich hin, und Claudius rief: Gott ſei Dank! ich bin gerettet und genas nun auch leiblich.

Claudius ſelbſt hat in der Familienbibel verzeichnet, eine wie harte Probe damals ſeine Rebekka zu beſtehen gehabt. Sie hatte zudem wenige Monate vorher ihren Vater durch einen plötzlichen Tod verloren, und ſah ihrer nahen Niederkunft entgegen. Claudius bemerkt: „ſie beſtand die Probe mit Ehren und pflegte und betete mich glücklich durch.“

* Dieſe durch die Tradition der Jacobi'ſchen Familie wohlverbürgte Mittheilung wird noch beſtätigt durch einen Brief Herder's an F. H. Jacobi vom 6. Sept. 1783 in „Herder's Nachlaß“ II, 249 flg. Herder iſt zu Beſuch bei Claudius in Wandsbeck und ſchreibt von ihm: „ich bin gewiß, daß er von keinem Sterblichen ſo gern wie von Ihnen ſpricht, und die Scene, wie Sie ihm das Leben gerettet, iſt in ſein Herz gegraben.“

Das Geldanerbieten Jacobi's brauchte er zunächſt nicht anzunehmen, da Herder dem armen Geſtrandeten von der Güte der edeln Herzogin Luiſe von Sachſen-Weimar (einer gebornen Heſſen-Darmſtädtiſchen Prinzeſſin) das Reiſegeld verſchaffte.

Herder'n, der ſeit kurzem Generalſuperintendent in Weimar geworden war, mochte der Weggang des Freundes nicht wenig befremden; er hätte ihn wol gern nach ſeiner Façon glücklich geſehen, und die bedenkliche Frage, „was in Wandsbeck anfangen?“ lag nahe genug. Claudius beantwortet ſie kurz und gut*: „überſetzen, Fortſetzung von Asmus herausgeben, und — befiehl du deine Wege!“

Auch die Nachricht, daß Voß ſeit mehreren Jahren bereits mit Erneſtine Boie, der Schweſter des bekannten Schriftſtellers, verlobt, ſeinen jungen Eheſtand in Wandsbeck beginnen wolle, hatte ihn gleichfalls zur Rückkehr mitbeſtimmen helfen. Voß, dem nach ſeiner eignen Verſicherung der Aufenthalt ohne Claudius ſauer geworden war, miethete ihm ſein altes Quartier in Wandsbeck wieder.

So fuhr die kleine Familie nach Jahresfriſt gegen Ende April 1777 über Wolfenbüttel, wo Leſſing auf der Bibliothek kurz begrüßt wurde, wieder nach Norden, nach dem alten lieben Wandsbeck zurück, um es ſeitdem nur einmal noch, in den Nöthen der Kriegszeit unſers Jahrhunderts, auf länger zu verlaſſen.

* „Aus Herder's Nachlaß“ I, 419.

Am 4. Mai erreichte ſie ihr Ziel. Wol machten die Nachbarn und Vettern in Wandsbeck große Augen, als der Herr Oberlandcommiſſarius ſo ohne allen Erſatz und Anhalt aus dem vermeintlichen Glück in die Armuth und Noth zurückkehrte und, ſchreibt Claudius an Merck*, „die doctrin von dem Klima wollte ihnen nicht allerdings einleuchten.“ Darmſtadt war aber bald vergeſſen; mit Merck wechſelt er noch zweimal Briefe, zumeiſt in Subſcriptionsangelegenheiten für den dritten Theil der Werke, dann iſt das Andenken dieſes Aufenthalts wie ausgelöſcht. Aber nicht ohne Spuren, wie ich ſchon oben andeutete, blieb er für ſein inneres Leben; ja ich nehme mit der Rückkehr aus dem Süden einen Ein- und Abſchnitt, einen Wendepunkt an in Claudius' verborgenem Sein. Zunächſt fiel ſeinem Freunde Voß**, der mit ſeiner jungen Gattin bald darauf in Wandsbeck einzog, die Veränderung auf, die in ſeiner Geſtalt und mehr noch in ſeiner Stimmung vorgegangen war; der ſcherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über ſein Schickſal ſprach, hatte für ihn und ſeine Frau etwas niederſchlagendes.

Freund Hain, den er einſt im beſten Humor eines furchtloſen und doch fürchtenden Herzens als den alten Ruprecht Pförtner begrüßt hatte, der „auch einmal kommen werde, ſeinen Schmachtriemen aufzulöſen“,

* Briefe v. K. Wagner II, 91.

** Erzählung von Erneſtine Voß in Voß' Briefen II, 18.

hatte faſt Ernſt gemacht und war nur ſo eben vorübergegangen. Aber die Selbſterfahrung, das ſchwache Leben ſo nahe der Ewigkeit zu ſehen, erfaßte ihn und prägte ſich tief ein. Die äußeren Lebensausſichten waren geſcheitert unter Demüthigungen; vor ihm Dunkel, nur erhellt durch das Licht des kindlichen Glaubens, der nach dem Reiche Gottes trachtet und gewiß iſt, daß ihm das übrige zufallen wird. Wol hatte er ſchon früher Zeugniß gegeben von dem was ihn beſeelte, als der Grundtrieb ſeines Lebens, und es war immer mehr als Worte und wahrer als Poeſie — aber es wurde ihm nun eigener, erlebter und gewiſſer. Hatte ihn früher dieſer Trieb, der nicht ſein Werk war und über den er darum keine Gewalt hatte, unter fremden Gedanken und Eindrücken nur hin und wieder Unruhe gemacht, ſo fing derſelbe nun, wo er zur Herrſchaft kam, an, ihm Ruhe zu bringen, ja ſelbſt ſeine Ruhe zu ſein.

Vor allem wurde ſein Geiſt freier und gereinigter von fremdartigen Zuſätzen, wie ihn der Zeitgeiſt und vielfacher Verkehr ihm beigemiſcht hatten. Er hatte der Literatur in ihren glänzendſten Erſcheinungen und verſchiedenſten Richtungen in's Angeſicht geſehn und er wußte das ächte und große zu ſchätzen; er hatte ſelbſt auf dem deutſchen Parnaß — und nicht ohne Erfolg und Ruhm — mitgeſungen; auch warf er jetzt die Leier nicht weg. Aber es kam die Erkenntniß über ihn, daß ihre Töne anders geſtimmt ſein müßten als nach den Anſchauungen, Ideen und Stimmungen der Tonangeber, die damals im deutſchen Dichterwald ſich ſelbſt und ihre Natur verkündeten.

Es ist der Zeitpunkt also, wo sich Claudius entschieden lossagt von seinen ehemaligen Genossen in der deutschen Literatur und seinen eignen einsamen Weg zieht. Der sonst so thatenlose Mann hat durch diesen Bruch mit allem dem was damals im Vaterland erhoben und vergöttert ward, eine That gethan von großem ethischem Gehalt, zu der wol mehr als ein gewöhnliches Maß von Muth und Entschlossenheit gehörte.

Wir unterbrechen deshalb hier den Gang seiner Lebensgeschichte durch die Betrachtung seiner poetischen Thätigkeit.

VII.

Claudius der Dichter.

Wir Vögel ſingen nicht egal;
Der ſinget laut, der andre leiſe.
Kanz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall.
Ein jeder hat ſo ſeine Weiſe.

Werke I, 4.

Ich ſchicke voraus, was ſich als Reſultat ſpäter deutlicher ergeben wird, daß Claudius' Hauptverdienſt keineswegs in ſeinen Poeſieen beſteht, ſo wenig ſie unterſchätzt werden ſollen. Des Wandsbecker Boten Miſſion iſt eine andre, höhere, als Prieſter im Muſentempel zu ſein. Er war ein Bote und Diener chriſtlicher Lebenserkenntniß. Dieſem Ziel dient zuletzt alles in ihm von Kräften und Beſtrebungen — ſein Humor, die friſche Urſprünglichkeit ſeiner Ideen, die Anſchaulichkeit und Bildlichkeit, die kunſtloſe Einfachheit und natürliche Ungezwungenheit ſeiner Sprache. Auch ſeine Poeſie iſt nur das Gefäß eines reicheren ſeltenen Schatzes; ein Abglanz des Lichts, das ſein inneres Leben erhellte und erwärmte.

Er ſelbſt nennt ſie „Einfaſſung und kleines Spielwerk“, und ſchon äußerlich nehmen ſie nur einen geringen Raum ein. Aber gewiß war es nicht gleichgültig, daß er *auch* Dichter war. Denn die Zeit ſeines Auftretens war eben auch die Zeit unſrer erwachenden oder erwachten Dichtung; das poetiſche Wort verſtand man am beſten, und wer daher aus dem Dichterwald herausredete, der fand am ſicherſten ein Echo. Wie viele laſen damals in Deutſchland nichts als poetiſche Schriften! Fand ſich alſo in Claudius eine Stimme — wenn auch nur wie des Predigers in der Wüſte —, die hinwies auf die verlorenen und verachteten Güter, ſo kam doch neben der Weltweisheit auch die göttliche Weisheit auf dem Markt der Literatur zu Wort. An wie manche Seele mögen Klänge aus einer höheren Welt nur aus Claudius' Liedern angeklungen ſein!

Wir ſahen in der erſten Periode ſeiner Lebensgeſchichte, wie viel Zeit ſeine Natur brauchte, ſich zu *ſammeln* und zu *ſich ſelbſt* zu kommen. Das Leben des Kindes entzog ſich unſerm Blick, der irrende ſuchende Jüngling mühte ſich ab in zeitgemäßer Afterpoeſie, ohne ſich ſelbſt darin abzubilden, denn ſein wahres Weſen beſtand neben und *über* ſeinen Verſen — aber es vermag lange nicht durchzubrechen und Geſtalt zu gewinnen, bis ihm das Zuſammenleben mit Klopſtock, die Einſamkeit der Heimath, die Anregungen des Hamburger Kreiſes, die Stille und literariſche Thätigkeit in Wandsbeck dazu verhalfen; ja wir dürfen ſagen, bis die *große Umwandlung in*

der deutſchen Poeſie überhaupt, die in jene Jahre fällt, auch ihn ergreift und auf neue Wege führt. Denn die genannten Einflüſſe, ſoweit ſie von andern ausgehn und perſönlich wirken, ſind eben nur Ausflüſſe der tiefen Gährung der beginnenden Sturm- und Drangperiode. Der Lokalgeiſt des Kopenhagener und Hamburger Lebens, den wir ſchilderten, iſt ein Abbild und ein Glied des allgemeinen Geiſtes dieſer Zeit. Die ſchöpferiſchen Keime in Claudius' Natur harrten gleichſam auf dieſe Weckung und Erfüllung; ſobald aber, nicht von einzelnen, gegen Ende der ſechziger Jahre das Zauberwort geſprochen war, lebt vor uns ein neuer Dichter auf. Aber dies Neue im Gegenſatz zu ſeinem erſten verunglückten Auftreten iſt zugleich das wahrhaft Alte und Urſprüngliche in ihm, während ſeine früheren Verſuche ein Angenommenes, Aufgedrungenes waren.

Es kann uns nicht einfallen, den Charakter der Sturm- und Drangzeit hier ſchildern zu wollen. Darf es aber als ausgemacht gelten, daß ihr Grundzug in dem feſſelloſen Naturſtreben beſtand, das keine andern Ordnungen und Regeln anerkannte als die angebornen, ſo iſt es nur eine einfache Folge, daß auch Claudius durch den erhaltenen Anſtoß ſeiner Natur inne und gewiß wurde und damit ſeiner natürlichen Beſtimmung als Dichter. War aber einmal zum Grundſatz erhoben, die Natur über alles, die Natur des inneren Menſchen und die eingeborene Natur der Dinge, wie ſie der unſchuldige Kindesblick oder das geniale Seherauge des Dichters erkennt,

ſo war damit der Krieg erklärt allem — Menſchen nnd Verhältniſſen — was dieſer Natur oder den jugendlichen Dichteranſichten davon entgegen war. So wurde der Dichterkampf ein Lebenskampf; denn der Grundtrieb dieſer Zeit forderte die Einheit von Leben und Dichten, ja er ging davon aus. Dabei kam es ganz auf die Stärke des Poſitiven, der inneren Subſtanz der einzelnen an, ob dieſer Kampf zum Verbluten und zum Tod, oder zum Sieg und einem wirklich neuen poetiſchen Leben führen ſollte. Aber neben dem idealen Naturrecht des Ich ſuchten die von dieſem Geiſt inſpirirten Dichter auch die Wirklichkeiten auf, die ihren Idealen näher kamen als ihre Alltagsumgebung. Daher der Zug zu dem Volks- und Landleben, „wo noch nah der Natur menſchlich der Menſch ſich erzieht“; dieſer Drang in's Freie, in die äußere Natur, die nun erſt das Buch *ohne* ſieben Siegel wird. Die keinem Menſchen unbekannte Sehnſucht, ſich:

„Von allem Wiſſensqualm entladen,
Im [Wieſen]thau geſund zu baden“ —

regte ſich allenthalben. Und wie man *örtlich* die Dorfwelt mit ihrer vermeintlichen Unſchuld pries, ſo ging man *zeitlich* rückwärts in die Geſchichte und holte ſich mehr mit Begeiſtrung als mit Verſtändniß aus ihrer Rüſtkammer Waffen zum Kampf gegen die matte und verſchrobene Gegenwart. Aber jener innere Widerſpruch, der daraus entſprang, daß man das *ewige* Recht der Idee ſuchte und doch nach der menſchlichen Schwachheit, die

ſehen und greifen und in der Anſchauung ſich ausruhen will, die zeitliche Erſcheinung in der Geſchichte zu Hülfe nahm, rächte ſich dadurch, daß auch die Geſchichte idealiſirt oder richtiger phantaſtiſch zugerichtet wurde. Aber nicht die realen Zuſtände allein, die räumlich oder geſchichtlich weit ablagen von dem Druck der Überkultur und Widernatur und die der Zauberſtab der Poeſie erſt nahe rücken und zugänglich machen mußte, zog die neue Richtung als ihr Eigenthum an ſich, ſie wandte ſich vor allem auch zurück zu den ſchon vorhandenen geiſtigen Gebilden, in denen ſich eine urſprüngliche, freie und große Natur in gleichartiger Größe darſtellt — zu dem Quellwaſſer der heiligen Schriften, zu Homer, Oſſian, den Volks- und Kirchenliedern und zu Shakſpeare. Man ſuchte nach den Elementen des Lebens, da die vorliegenden Lebenszuſtände ſo gemiſcht, complizirt und verworren erſchienen.

Im Norden und Süden unſers Vaterlandes begann dieſer Kampf, bis endlich in ſeinem Herzen der höchſte Triumph der Dichtung gefeiert wurde. Auch Claudius' edle Geſtalt arbeitet ſich aus dieſem Chaos heraus. Zunächſt hatte er, wie wir ſahen, zu dem von Klopſtock abhängigen Dichterkreis in Göttingen, der ſich um Boie's und Voſſens Muſenalmanach gruppirte, durch perſönlichen Verkehr und Richtung ein Verhältniß. Es verleugnet ſich auch hier nicht der genoſſenſchaftliche Zug des deutſchen Lebens, der zeitweiſe hier ſogar nach feſten Formen ſuchte. Claudius theilt die volksmäßigen Beſtrebungen der Mit-

glieder des Bundes. Zu ihrer Schule hat er ſich da gegen nie bekannt. Er war um zehn Jahre älter als das Durchſchnittsalter der Göttinger Bundesbrüder und hatte ſo zu ſagen ſeine poetiſchen Flegeljahre ſchon unter ganz andern Einflüſſen abgethan; in die neue Zeitſchwingung trat er als Mann ein. Dabei war unter den Göttingern die poetiſche Zeugungskraft im allgemeinen gering; ſie ſtand in keinem Verhältniß zu der Stärke, mit welcher ſie von der Bewegung der Zeit afficirt wurden. Die Folge davon war ein merklicher Zuſatz von leerem Pathos, an dem faſt alle Göttinger kranken. Zugleich aber drückte ihnen Klopſtock den Stempel ſeines Idealismus auf, und ſo ſchwankten ſie in unſichrer Mitte zwiſchen deſſen hochgebildeter und geiſtig vornehmer Poeſie und dem Naturalismus, der, plebejiſcher Abkunft, für das Volk und wo möglich aus dem Volk heraus dichten wollte. Formal ſpricht ſich dieſer Doppeleinfluß aus in dem Schwanken zwiſchen Odenton und Volkston, zwiſchen dem deutſchen Reim und dem Gebrauch klaſſiſcher oder klaſſicirender Versmaße. Klopſtock drang hierin auf keine Läuterung und Entſchiedenheit, weil er ahnend von dem Zug der Zeit wol ein Verſtändniß hatte, welcher über ihn ſelbſt hinausging und von dem Dichter verlangte, daß er mitten in das Ganze des Volks herabſteige und ſein Werk zu einem Gemeingut für alle ſetze. Er ſelbſt reichte nur in einigen geiſtlichen Liedern dem volksthümlichen Bedürfniß und Verſtändniß die Hand. So war ihm der Göttinger Bund ein Herold ſeiner

Gedanken an das Volk, oder wie ein Schemel ſeiner Füße, durch den er ſich mit Erde und Wirklichkeit in Verbindung ſetzte. Schon um deßwillen war er kein geſtrenger Richter gegen ſeine Schule und während man mit ihm faſt Götzendienſt trieb, verſtand er ſich auf leben und leben laſſen. —

Iſt alſo auch Claudius' Poeſie auf dieſem Boden erwachſen, ſo ſcheidet ſich doch das geſchichtliche Theil in ihr, das ihn anſchließt an jene „würdige Meng'", von dem eigenthümlichen Element, das ihn unterſcheidet von dieſen Zeit- und Zunftgenoſſen — bis über beide Seiten ſich das ewige Theil ausbreitet, das er kaum mehr in poetiſche Worte zu faſſen weiß. Zunächſt tritt er als entſchiedener Naturaliſt auf. Er kennt nicht die Getheiltheit zwiſchen dem Feiertagskleid der gelehrten Odenpoeſie und dem Werktagsrock des dem Volk gemäßen Liedes. Und zeigt ſich auch hier und da ein Streben, eine gewiſſe Abſichtlichkeit in Ton und Färbung ſeiner Lieder — ſo gehört dieſe doch ganz zu den Ausnahmen der Regel, daß ungeſucht und unreflektirt ſein eigentlichſtes Weſen zum dichtriſchen Ausdruck kommt. Ja in dieſer Unmittelbarkeit der inneren Bewegung, die den beſten ſeiner Lieder eigen iſt, laſſen ſie ſich in jener goldnen Morgenſtunde unſrer Poeſie nur den Göthe'ſchen Jugendliedern zur Seite ſtellen. Nicht blos ſeine Gedichte ſelbſt, ſondern auch beſtimmt ausgeſprochene Anſichten zeigen dieſen Naturalismus. Ich ſetze als einen Aus-

ſpruch für viele das kleine Gedicht* „Ich wüßte nicht warum?“ her:

„Den griechiſchen Geſang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit Einer Naſe zur Welt,
Was kümmert mich ihre Kultur?
Ich laſſe ſie halter dabey,
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebrochner Schrey
Trift tiefer als die feinſte Melodey,
Und fehlt nie ſeinen Mann,
Videatur Vetter Oßian.“ —

Aber freilich iſt es nicht jede Natur, nicht die abgefallene und befleckte, die Claudius beſingen und preiſen will, ſondern die dem Urbild am nächſten kommende, die reine, unſchuldige und paradieſiſche. Und darin allein liegt ſein ideales Theil; von da aus ſoll auch die adelnde, erhebende Wirkung ſeiner und aller Poeſie auf das Volk ausgehn. Denn er hat eine hohe Meinung von der inneren Würde des Dichterberufs. Die Poeten ſind ihm, wie er in ſeiner „Audienz beim Kaiſer von Japan“ ſagt**, „helle reine Kieſelſteine, an die der ſchöne Himmel und die ſchöne Erde, und die heilige Religion anſchlagen, daß Funken herausfliegen“.

* Werke I, 65.

** Werke III, 52.

Zwar gibt er anderwärts etwas kleinlauter zu verſtehn, daß es nicht mehr wie einſt ſei, wo die „erſten Dichter jeder Nation ihre Prieſter geweſen“*, und wo Gedichte mehr als „Spaß“** waren, aber ſein Ideal bleibt dieſe Vorſtellung. Dieſen Standpunkt wollen wir feſthalten und uns dann eines Wortes von Herder, dieſes großen Kenners ächter Poeſie, über Claudius erinnern: „Vergeſſe Deutſchland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unſträfliche ächte Natur ſprach“. —

Claudius kennt nur die Lyrik, den unmittelbarſten Ausdruck poetiſchen Lebens, den Naturlaut der Seele. Er war eine muſikaliſche Natur und hatte etwas von jenen Harfen, mit denen er ſelbſt gelegentlich*** das Genie vergleicht, die „von ſo glücklichem Bau ſind, daß ſie gleich unter'm Finger des Künſtlers ſprechen“. — Für die größeren und mehr vermittelten Gattungen der Poeſie, Epos und Drama, und für ihren Kunſtcharakter war er durchaus nicht angelegt und befähigt. Das Epos lag an ſich ſchon der Zeit fern, der alle Vorbedingungen dafür fehlten, für das Drama aber gebrach ihm das ſcharfe helle Auge auch für die Außenwelt, für das Thatſächliche in Geſchichte und Leben, die poetiſche Energie und Sammlung zu einer größeren Conception überhaupt, die elaſtiſche Beweglichkeit des Geiſtes wie die plaſtiſche

* Werke I, 48.
** Dedication zum I. Bd. S. VI.
*** Werke I, 23.

Fähigkeit, aus ſich herauszutreten und aus andern Charakteren gleichſam herauszudenken, zu reden, zu handeln. Weder die Weltbühne noch die Schaubühne war ihm vertraut und er hatte nicht Luſt, ſie zu betreten.

Das Lied war die ihm, ſeinen Gaben und Neigungen angemeſſene Form. Und wie eigenthümlich hat er dieſe Form mit ſeinem Geiſte erfüllt! Es iſt wahr, es iſt nicht der ſonnige Glanz, die durchſichtige Helle, es ſind nicht die feinen Umriſſe, der buntfarbige Geſtaltenreichthum, nicht die klare künſtleriſch durchdrungene Form der Göthe'ſchen Lyrik, die uns in ihrer edeln Harmonie von Freiheit und Nothwendigkeit wie ein unerreichtes, oft ein unerreichbares Muſter erſcheint. Schon der Umfang bei Claudius weit enger. Zunächſt fehlt ſo gut wie völlig die erotiſche Gattung, die den größten Reichthum der Göthe'ſchen Lyrik bildet. Gerade hier hängt Leben und Dichten ſo eng zuſammen. Göthe's ſo vielfach umgetriebenes Herzensleben hat bei dem Mangel eines ſtetigen Glücks gleichſam einen Erſatz dafür in dieſen hundertfach modulirten Tönen gefunden. Claudius' einfacherer und reinerer Lebensgang fand früh ein Glück, das alle Sehnſucht verſtummen machte.

Dagegen klingen ſonſt wol alle Schwingungen des Lebens in und um uns bei ihm an. Und kaum einer unter den Gegenſtänden des Geſangs — und ſomit auch ſeiner Begeiſterung und Liebe — liegt außerhalb der dem Volk zugänglichen Sphäre. Denn die kleinen ſatiriſchen Stücke in Fabeln und Epigrammen ſchließe ich zu-

nächſt aus, weil ſie durch beſtimmte äußere Zwecke veranlaßt ſind. So haben ſeine Lieder das Leben in der Natur, die Zuſtände des Landmanns, die kleinen und großen Vorgänge des Familienlebens, und weiter und höher vaterländiſche Fragen und Fragen, die das Menſchenwohl und des Chriſten Hoffnung angehn, zum Inhalt. — Wir ſehen ſchon an dieſer Aufzählung, daß das Menſchliche, Ethiſche in den Gegenſtänden vorherrſcht. Und das iſt eine ihrer Eigenthümlichkeiten. Die andre, und noch wichtigere, iſt die, daß er faſt überall dies Menſchliche aus Natur und Leben wiederum auf ſeinen Urſprung und auf ſeine Beſtimmung zurückführt — auf die göttliche Weisheit und Liebe. Die Züge des Achtmenſchlichen treten ihm aber zunächſt in der Familien- und Freundesliebe und in der Einfalt des Volkslebens entgegen. Da verweilt er mit ganzem Herzen. An die Wiege führt er uns wie an den Sarg. Freilich handelt es ſich da oft um gar kleine Dinge, ein neu angekommener Zahn wird beſungen, ein andrer unter Vokalbegleitung ausgezogen — beides als Familienfeſt behandelt und der Leſer muß, wohl oder übel, daran theilnehmen. Aber der Dichter denkt dabei, daß ſolche Kleinigkeiten und Heimlichkeiten, eben weil ſie dem Leben entnommen ſind, auch allgemein anklingen. Wenn ein neuerer Schriftſteller* darüber klagt, daß der in dem deutſchen Hauſe verborgene Quell der Poeſie von der

* Riehl Die Familie S. 235.

großen Literaturepoche des vorigen Jahrhunderts hochmüthig überſehen worden ſei und noch immer des Poeten mit dem Moſesſtab harre, um ihn herauszuſchlagen, ſo hat er doch nicht beachtet, daß gerade Claudius' Botenſtab manchen klaren Tropfen dieſes Quells wirklich hervorgelockt hat. Er bringt ſeine beſte innere Habe zu Markt, und tiefer hat ihn nichts bewegt als das Leben ſeiner Familie. Glück und Unglück wird ihm hier Geſang, lebendiges Gelegenheitslied.

Das Landleben ſchildert ſich ſelbſt in den Bauernliedern. Wir nennen unter ihnen das ſchöne „Morgenlied eines Bauersmanns: „Da kömmt die liebe Sonne wieder, da kömmt ſie wieder her!“ mit den unter dem Text citirten Parallelſtellen aus griechiſchen Dichtern als drollige Perſiflage gelehrter Pedanterei; als Gegenſtück das „Abendlied eines Bauersmanns:

„Das ſchöne große Tag-Geſtirne
Vollendet ſeinen Lauf.
Komm, wiſch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib und dann tiſch' auf.
Kannſt hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu ſchmecken,
Und iſt am beſten Raum.
Und rufe flugs die kleinen Gäſte,
Denn, hör', mich hungerts ſehr;
Bring' auch den Kleinſten aus dem Neſte,
Wenn er nicht ſchläft, mit her.“ u. ſ. w.

mit dem Schluß:

„Es präſidirt bei unſerm Mahle
Der Mond, ſo ſilberrein!
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.
Nun, Kinder, eſſet, eßt mit Freuden,
Und Gott geſegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wol zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!" —

Das in die Erzählung von „Paul Erdmann's Feſt" eingeflochtene Bauernlied: „Im Anfang war's auf Erden Nur finſter, wüſt und leer," — der „Bauer nach geendigtem Prozeß" und endlich der „glückliche Bauer".* Überall der Gegenſatz gegen Luxus, Verbildung, Arbeitsſcheu! —

„Mir macht der Böſe keine Noth;
Ich dreſch' ihn ſchief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
Und mäh' ihn um und um." ** —

Die niederen Stände ſollen erkennen, — das iſt des Dichters Wunſch — daß ſie neben Laſten auch Vorzüge haben in ihrer beſchränkten Lage; dem naturarmen Stadtleben ſtellt er den Naturreichthum des Landlebens; der ſich ſelbſt beſcheidenden Zufriedenheit ſtellt er die drückende Laſt und Noth der Civiliſation gegenüber, er kann und

* Dieſe Bauernlieder ſtehen der Reihe nach, Werke III, 1, 10. IV, 36. V, 96, 121.

** Werke V, 122.

darf es als Dichter, weil er das alles ſelbſt erfahren und geübt und ſich dazu mit Herz und Mund bekennt. Ihm ſind die beiden Hauptſchranken zwiſchen dem ſog. Volk und den ſog. höheren Ständen — frivoler Luxus und pedantiſche Gelehrſamkeit — ſtets gleich fern und fremd geblieben. Das gibt ſeinen ſchlichten Liedern den Eindruck der Treue, des Erlebten und ſteht ihnen ſo wohl, das macht ihn zum gebornen Mittler zwiſchen der Natur und Kultur in unſerm Volksleben; er dollmetſcht den Gebildeten den Empfindungsſchatz des Volks und trägt zu dem Volk das Geſunde aus der Bildungswelt hinüber. Ob ſie darum alle im vollen Sinn Volkslieder ſind, das iſt eine andere Frage, die uns ſpäter noch entgegentreten wird. — Selbſt redend tritt er auf, ſolche Lebensweisheit zu preiſen in dem Lied:* „Ich bin vergnügt, im Siegeston Verkünd' es mein Gedicht —" und in dem allbekannten „Täglich zu ſingen"** — „Ich danke Gott und freue mich, Wie's Kind zur Weihnachtsgabe". Und ſoll ich hier auch an den noch immer hier und da geſungenen Urian und ſeine etwas niederſchlagende Moral erinnern? —

Claudius will den Bauernſtand heben, indem er ihm die Erkenntniß ſeiner Lebensgüter zu ſchärfen ſucht, indem er ſich ſelbſt ihm zugeſellt und ihn nach Oben, nach Rechts und Links auch zu ſchützen und zu vertreten weiß. Ja dies gerade, der Schutz des eignen Rechts

* I, 53.
** III, 71.

und des eignen Werthes jenes Lebenskreiſes, dem er gerecht werden will, iſt ſein Standpunkt; — nach Außen defenſiv, nach Innen hebend, bildend und verſöhnend, jedem das Seine gebend, geht er keineswegs von einer Oppoſition und vergiftenden Negation aus, die das Glied vom ganzen Volkskörper lostrennen will. Daß er nicht opponirt und daß er ſelbſt mitlebt mit dem Volk in Geiſt und Gemüth, — das unterſcheidet ſeine Volkspoeſie ihrem Inhalt nach ſo gründlich von verwandten Richtungen unſrer neuſten Literatur. Seit Immermann und Auerbach ſchoß auch neuerdings das Intereſſe an den „Dorfgeſchichten“ wie über Nacht auf; ich will dabei den beiden Dichtern, am wenigſten dem erſtgenannten Meiſter, deſſen Werk allerdings unſrer Poeſie ein neues und fruchtbares Terrain erobert hat, nicht zu nahe treten. Aber die Reihe ihrer Nachtreter*, die zur Abwechslung von der abgearbeiteten Literatur „der Stadtgeheimniſſe“ auch einmal die Myſterien des Landlebens probirten, und ebenſo bei ihrer Leſewelt war es meiſtentheils ein im Treibhaus gezeitigtes Intereſſe, aus Überreizung und ſocialiſtiſchen Grillen entſprungen. Die Mode wollte auch einmal dieſe Welt wie durch ein Opernglas anſehn oder auf ihren Nipptiſch ſtellen. Es kann uns aber dabei eine Stelle aus Ch miſſo's ſchöner Sage einfallen, wo der Rieſe ſeiner Tochter zuruft: „Der Bauer iſt kein Spielzeug!“ —

* Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich zu dieſen den durchaus originalen Jeremias Gotthelf nicht rechne.

Es war natürlich, daß Claudius ſeine Theilnahme für die niederen Volksklaſſen und ihr Leben erweiterte und ſteigerte zu einem vaterländiſchen Gefühl, das in einer an Patriotismus armen Zeit Klopſtock und die Seinen zu beleben ſuchten, Göthe mehr als ſie durch ſeinen Götz von Berlichingen zu wecken verſtand. Der Sinn für die geſchichtliche Vorzeit unſers Volks trat zwar in Claudius nicht beſtimmt hervor; wol aber wußte er auch in ſeinen Liedern die Saiten der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls, das mit ungewöhnlicher Stärke in ihm lebte, anzuſchlagen. So z. B. in dem noch vielgeſungenen, nur freilich auch vielverſtümmelten „Neujahrslied“, das die geſammelten Schriften eröffnet:

„Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungenes Land!
Weiht Braga hier auf's Neue
Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichſein,
Und alte deutſche Sitten!“ —

Dann in dem unvergleichlichen Rheinweinlied:

„Ihn bringt das Vaterland aus ſeiner Fülle;
Wie wär' er ſonſt ſo gut!
Wie wär' er ſonſt ſo edel, wäre ſtille,
Und doch voll Kraft und Muth!“ —

Mehr an die Tonart Klopſtock's und der Göttinger klingt das „Lied“* „Ich bin ein deutſcher Jüngling“ ꝛc.

Auch allgemeinere menſchheitliche Fragen, wie z. B. der Fluch der Sclaverei ſetzen ſein Dichterwort in Bewegung; immer ein Zeugniß für ſein edles warmes Herz, dem nichts Menſchliches fremd war; das ſpäter in der Zeit der Revolution und Fremdherrſchaft litt und hoffte, wo andre Dichter ſich fataliſtiſch beugten und nichts weniger als lebendig ergriffen waren.

Überhaupt iſt ihm das brüderliche Gefühl für das vielgeſtaltige menſchliche Leiden eigen und hat auch in ſeinen Liedern ſich ausgedrückt. Auch der Becherklang übertönt ihm nicht die Noth und den Seufzer der Armen, der Kranken. Nicht vereinzelt ſteht das bekannte:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.“

Auch in ſeinen Naturliedern läßt Claudius das menſchliche Element und Weſen walten. Leiht doch der Menſch erſt der Natur die Seele. Trotz des tiefen Naturgefühls aber, das ihn belebt, ſtellt er doch faſt nirgends die Natur für ſich und um ihrer ſelbſt willen, in ihrer Erſcheinung oder in ihren Wirkungen dar; ſondern einmal eben die Beziehung der Natur zum Menſchen. So malt ſich die trunkene Frühlingsfreude des Dichters in

* I u. II, 111. Es iſt auch nur das Gegenſtück zu Klopſtock's „Vaterlandslied“: „Ich bin ein Deutſches Mädchen“ (Odenausg. v. 1771, S. 274).

dem friſchen, der Gräfin Auguſte von Stolberg zugeeigneten Lied „der Frühling. Am erſten Maymorgen“*:

„Heute will ich fröhlich, fröhlich ſein,
Keine Weiſ' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude ſchrein,
Und der König ſoll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit ſeiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Bruſt und Haar
Und auf ſeiner Schulter Nachtigallen;

Und ſein Antlitz iſt ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha! mein Thyrſus ſei ein Knospenreis,
Und ſo tauml' ich meinem Freund entgegen.“ —

Ich nenne ferner das ſchöne „Lied vom Reiffen“** mit dem Motto aus Sirach 43, 21. „Er ſchüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz“; ſogleich führt ihn der Anblick der bereiften Winterlandſchaft, die ſo

„lichthell, ſtill, edel, rein und frei,
Und über alles fein!“

vor ihm liegt, auf die Menſchenwelt und wie dieſe in und zu dieſer Schönheit ſteht. Die „Serenata im Walde zu ſingen“***, wo er die Waldespracht in ihrer Wildheit und Fülle den ſtädtiſchen Parks und Alleeen entgegenſtellt:

* I u. II, 103.
** IV, 4.
*** III, 17.

„Jedoch ihr Wald iſt Schneiderſcherz,
Trägt nur der Scheere Spur,
Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb' Natur!"

und dann mit einem vergnügten Seitenblick auf die armen Städter ſchließt. Endlich die Perle der Claudius'ſchen Lyrik, das „Abendlied"*:

„Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen? —
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wol manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn."

* IV, 51.

Der eigene Zauber dieſes Liedes liegt gerade darin, daß es keine bloße Abſchrift der Natur iſt und ebenſowenig eine bloße Empfindung in der Natur. Gleichſam mit geſchloſſenem Auge läßt der Dichter die geſchaute Schönheit an dem inneren Blick vorübergehn und wirkt durch ſolches Nachdenken der großen Schöpfungsgedanken, daß man nicht blos glaubt an die Wahrheit dieſer Naturbildnerei, daß man das Bild ſchaut mit ſeiner im Innern webenden Seele, und verwandte Stimmungen wach werden.

Was uns hier aber zunächſt angeht — auch dies Lied iſt ganz durchwebt mit menſchlichen Beziehungen; der Friede des Abends, der ſich halb verſteckende Mond, ſie reden und mahnen in das Menſchentreiben hinein und aus dieſer ſeligen Ruhe der müden Natur klingt das ernſte Bekenntniß:

„Wir ſtolzen Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.“ —

Der Sinn für das ethiſch-menſchliche bildet alſo ein charakteriſtiſches Kennzeichen wie überhaupt der Lieder des Dichters, ſo auch ſeiner Naturlieder. Aber er kennt nicht das ethiſche, das Gute ohne ſeine Wurzel, das Göttliche und die gläubige Erhebung des Menſchenherzens zu ihm. Und das iſt, wie ich oben ſagte, eine andre Eigenthüm-

lichkeit ſeiner Lyrik, die größte, die ihn geradezu von allen poetiſchen Zeitgenoſſen unterſcheidet.

Der dichteriſche Geiſt kann bei der poetiſchen Durchdringung und Beſeelung des Naturlebens entweder vorzugsweiſe einen Zug zu ſeiner Schöne und Kraft, dem friſchen fröhlichen Wachſen und Blühen oder zu der Schattenſeite, dem Verwelken und Abſterben haben. Bei beiden bewegt ſich die Anſchauungs- und Gefühlsweiſe innerhalb des Rahmens und der Erſcheinungen der Natur, je nachdem innere Eigenthümlichkeit oder vorübergehende Stimmung den Dichter treibt. Claudius geht einen andern Weg. Er beſingt beide, die lichthelle Frühlingsſeite wie die trübe Winterſeite, gibt ſich aber keiner gefangen. Seine Lieder gehen über den Naturgeiſt wie über den Menſchengeiſt, auf den die Natur hinzielt und ſymboliſch anſpielt, weit hinaus und vertiefen ſich in den Zuſammenhang beider mit dem über Ort und Zeit erhabenen, ewigen Geiſt Gottes. Ihm iſt die Natur noch die Schöpfung, die den Schöpfer vorausſetzt; ihm erzählen noch die Himmel Gottes Ehre. Er ſteht im geraden Gegenſatz gegen die pantheiſtiſche Anſicht von der Weltſeele, die in unſrer modernen Lyrik die gewöhnliche iſt und die freilich den verführeriſchen Reiz des Ideeenreichthums, der Bilderfülle und bunteſter Färbung voraus hat. Der in ihr ſtehende Dichter begibt ſich mitten in das Naturleben hinein, verſchwimmt in und mit ihm und läßt es in ſeiner ſelbſtgenügſamen göttlichen Größe und Schöne ſich ausſprechen. Dieſer Auffaſſung

ſtellt Claudius ſeine theiſtiſche gegenüber, die bei der Einfachheit und Wahrheit des Grundgedankens keine lockenden und vielverſchlungenen Irr- und Schlangenwege gehen kann und darum ſchlichter, weniger geiſtreich erſcheinen muß.

„Einfältiger Naturgenuß
Ohn' Alfanz drum und dran,
Iſt lieblich, wie ein Liebeskuß
Von einem frommen Mann.“ —

Nicht die flüchtige Erſcheinung an ſich begnügt ſich Claudius zu ſchildern, auch nicht die durch Menſchengefühl geſchmückte und vergeiſtigte, ſondern die Welt der Erſcheinung iſt ihm wie eine transparente Hülle, durch die eine andre Welt als die der Sichtbarkeit und Greifbarkeit mit überirdiſchem Glanze durchſcheint. So ſagt er ſelbſt in ſeinem letzten gedruckten Proſaaufſatz*: „Ein reines Auge kann die ſichtbare Natur nicht anſehn ohne Gott und den Mittler zu finden und an ihn zu glauben. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erſcheinungen in der ſichtbaren Natur ſind Glöcklein am Leibrock, die ihn und ſeinen Gang verrathen.“ Auch als Dichter weiß er Natur und Geiſt in der lebendigſten Verbindung und hält ſich gleich weit von der Vorſtellung eines kalten naturfernen Gottes und einer entſeelten Natur als von einer vergöttlichten Schö-

* Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, Werke VIII, 204.

pfung; — und in dieſer richtigen chriſtlichen Mitte an ſich liegt, wie die Wahrheit des Gedankens, ſo eine Fülle von Schönheit und Poeſie. Von dieſem Grundſatz ſind ſeine Lieder durchdrungen. Nur beiſpielsweiſe verweiſe ich noch einmal auf das Lied vom Reiffen, wo nach lebendiger Schildrung der Winterherrlichkeit und der Winke für die Menſchen, ausgerufen wird:

„Muß einer doch geweſen ſein,
Der ihn geſtreuet hat;
Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Iſt er ſchon wieder fort.
Du Engel, der ſo gütig iſt,
Wir ſagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Chriſt
Die Bäume wieder weiß." —

„Der Himmel", heißt es im Bauernlied,

„— thut mit leiſem Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träuft, wenn wir heim gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.

Der ſendet Thau und Regen,
Und Sonn- und Mondenſchein;
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künſtlich ein".

Und bringt ihn dann behende
In unſer Feld und Brot;
Es geht durch ſeine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

Was nah' iſt und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer. — —

Auch Frommſein und Vertrauen,
Und ſtiller edler Sinn,
Ihm fleh'n und auf Ihn ſchauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Er gehet ungeſehen
Im Dorfe um und wacht,
Und rührt die herzlich flehen
Im Schlafe an bei Nacht." —

Der „glückliche Bauer" ſchildert ſelbſt die Herrlichkeit der Frühe und unterbricht ſeine Schildrung:

„O, wer das nicht geſehen hat,
Der hat deß nicht Verſtand.
Man trifft Gott gleichſam auf der That —
Mit Segen in der Hand."

Auch „Frau Rebekka mit den Kindern"* weiß uns den Morgentraum der Natur im Mai friſch und getreu zu ſchildern, aber all das Geſchaute und Geprießene bahnt

* Werke VI, 45.

ihr nur den Weg zu der Mahnung an die Kinder, Alles sei nur:

„Ein mannigfaltig groß Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin,
Und ist schwer zu ergründen.
Seid fromm und sucht von Herzen ihn,
Ob Ihr ihn möchtet finden."

und in den Schlußversen des „Abendlieds" endlich richtet die feierliche Abendstimmung in der dunkelnden, müden Natur den Blick nach Oben:

„Gott laß uns Dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;

Kalt iſt der Abendhauch.
Verſchon' uns, Gott! mit Strafen
Und laß uns ruhig ſchlafen!
Und unſern kranken Nachbar auch!"

So reißt er allenthalben ſeine eigne wie des Leſers Seele von der Erde zum Himmel hinauf, vom Kleinſten öffnet er eine Fernſicht ins Weite und Hohe, vom Äußern führt er uns in die Stille und Tiefe der inneren Welt. Die Übergänge aber von dem Diesſeits zu dem Ahnen des Jenſeits ſind bei ihm mitunter leiſe und unvermerkt, öfter plötzlich und unvermittelt. Er will es ernſt und ſtark zu Gemüthe führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod ſteht. Damit eben hängt ſeine Vorliebe für die Schildrung des Todes, auf deſſen Bild und deſſen Mahnungen er immer wieder zurückkommt, eng zuſammen. Denn was ich von ſeiner Naturbetrachtung ſagte, gilt auch von der des Menſchenlebens. Sucht er in beiden das Ewige, ſo kann er den Tod als die Brücke dazu, als den Punkt zwiſchen Zeit und Ewigkeit, wo die Natur aufhört und das reine, ſelbſtändige Leben des Geiſtes anfängt, gar nicht umgehen. Freund Hain iſt in effigie am Eingang ſeiner geſammelten Schriften zu ſehen, mit der Bemerkung: „Ihm dedicir' ich mein Buch, und Er ſoll als Schutzheiliger und Hausgott an der Hausthüre des Buches ſtehn."

Mehr wie eine Betrachtung des Todes in Proſa und eine verhältnißmäßig große Anzahl von Grab- und Sterbe-

liedern bei Anläſſen des Familienlebens und des Todes von Freunden haben wir von Claudius, darunter einzelne von hoher Einfalt und ergreifender Wahrheit. Das ſchönſte „bei dem Grabe meines Vaters“ habe ich ſchon angeführt*, ein andres ſchließt**:

„Was weinſt du neben dem Grabe,
Und hebſt die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verweſung empor?

Wie Gras auf dem Felde ſind Menſchen
Dahin, wie Blätter! nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet umher!“

„Der Adler beſuchet die Erde,
Doch ſäumt nicht, ſchüttelt vom Flügel den Staub, und
Kehret zur Sonne zurück.“ —

Dieſes Fühlen der Vergänglichkeit und der darauf gegründete Zug zum Ewigen äußert ſich nun bei Claudius theils tiefernſt, theils humoriſtiſch, niemals — und das iſt wohl zu betonen — ſentimental oder weltſchmerzlich. Er war eine kerngeſunde Natur und alles Kranke, Übertriebene, Unwahre verabſcheute er. Er ſchreibt einmal ſeinem Vetter***: „Du haſt Recht, Vetter, es wird

* Von dieſem Liede ſagt ein geiſtvoller Recenſent, Johann Friedrich von Meyer (Heidelberger Jahrbb. 1813, S. 484), es ſei „eines der zärtlichſten und zärteſten, die in irgend einer Sprache gedichtet ſeien.“ —

** An — als Ihm die — ſtarb. Zuerſt im W. B. v. 1771. Nr. 176. jetzt Werke I, 19.

*** Werke IV, 60.

in dieſen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß ſich ein ehrlicher Kerl faſt ſchämen muß gerührt zu ſein." — Keine ſchlaffe Paſſivität, kein ſtummes, thränenſchweres Sichergeben in das Unvermeidliche tritt uns entgegen, ſondern ſtatt ſolch unkräftig-elegiſcher Stimmung ſtets die friſche, fromme Hoffnung, die nicht blos das welkende Blatt und nicht blos das dunkle Grab ſieht. Nur ausnahmsweiſe finden ſich klagende und reſignirende Stücke, wie das „der Menſch"* überſchriebene, aus dem die tiefe Durchdrungenheit von dem Salomoniſchen „es iſt alles eitel" herausklingt:

„Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und ſieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüſtet und begehret,
Und bringt ſein Thränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerſtöret,
Und quält ſich immerdar:
Schläft, wachet, wächſt und zehret,
Trägt braun und graues Haar; —

* IV, 98. — man vgl. auch I, 67, Nr. 2.

Und alles dieſes währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er ſich zu ſeinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder."

Auch der Humor, der bei Claudius oft Angeſichts der ernſteſten Fragen ſein unſchuldig-ſchalkhaftes Weſen treibt und ſo ſehr zu ſeiner Dichtereigenthümlichkeit gehört, wurzelt in ſeinem religiöſen Leben. Vermag doch nur der Chriſt die Gabe des ächten Humors zu haben, denn nur er ſteht mit ſeinem Bewußtſein in dem erhabenſten Ideeenleben, von deſſen Warte aus er je nach der Naturanlage ſeines Weſens entweder die Tragik oder die Komik in der Kleinheit und Ohnmacht wie in dem Wechſel menſchlicher Dinge, die ſich wie unabhängig und ewig gebärden, fühlt oder erkennt. Und gerade in Claudius' Humor ſehen wir die beiden Bedingungen: das tiefe Gefühl von der Endlichkeit alles Geſchaffenen und das unumſtoßbare Wiſſen um die Unſterblichkeit des Geiſtes, der aus Gott ſtammt. Claudius fühlt mitten in allem Wechſel der Dinge und trotz allem Schwanken auch des eignen Herzens einen feſten Boden unter ſich, von dem aus er mit ſiegreicher Heiterkeit dem Treiben außer ihm zuſchaut — es iſt bei ihm die ſelbſtgewiſſe Fröhlichkeit kindlicher Hoffnung, die dem Wechſel, dem Kampf des Lebens, der Nacht des Todes auf den Grund ſieht.

So haben wir in allmählicher Steigerung die einfachen Gegenſtände ſeiner Poeſie aus Natur und Menſchenleben

ſich verſenken ſehen in den tiefſten Grund aller Natur und alles Lebens. Wer darin nicht den Schwerpunkt von Claudius' Gedichten zu erkennen oder zu ahnen weiß, daß er Natur und Geiſt einander gegenüberſtellt, aber beide zu verſöhnen ſucht, wer ſie nicht mit dem Auge und darauf anſieht, der kann keine Liebe zu ihnen faſſen, aber auch kein Verſtändniß von ihnen haben; der entkleidet ſie gleichſam ihrer eigenthümlichen Schöne und nun erſcheinen ſie ihm freilich nackt, kahl und armſelig. — Auch die Volksdichtung, ſoll ſie nicht trivial ſtatt populär ſein, will ihr Ideal haben, das den Dichter und Leſer über ſich ſelbſt, ſeine menſchliche Beſchränktheit hinaushebt. Sein Glaube iſt Claudius' Ideal. Und iſt dies nicht dasjenige Ideeenreich, an dem Alle, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Gelehrt und Ungelehrt, Antheil haben können? Hier verſöhnt ſich der höchſte Idealismus, der über Menſchenwitz und Menſchenphantaſie geht, mit dem höchſten Realismus, der wahren und eigentlichen Wirklichkeit des Lebens. Hier iſt das wahrhaft Allgemeine, das die Stände, welche Natur und Geſetz trennt, in Liebe und im Glauben wieder eint, das die Bildungsunterſchiede verwiſcht, weil in ihm ganz andre Maßſtäbe gelten als der der Bildung. Jede Literatur, die ſich hiervon feindlich losſagt, iſt daher nothwendig, ſo groß und ſchön ſie ſein mag, dem Volk entfremdet. Daß aber Claudius, aus dieſem Quell ſelbſt genährt und erfriſcht, auch für ſeine Volksgenoſſen dar-

aus ſchöpfte und nicht müde ward zu ſchöpfen, das verſetzt viele ſeiner Lieder, trotz all' ihren Mängeln, in das geiſtige Heiligthum des Volks, das gibt ihnen auch ihre Gemeinverſtändlichkeit, ohne ihnen von ihrem Schwung zu rauben. — Allerdings ging Claudius' Glaube, die Trennung von höfiſcher und volksgemäßer Dichtung auf die Dauer in einem Centrum aufheben zu können, nicht in Erfüllung. Ihre Blüthe wie ihren Verfall ſollte dieſe Literaturepoche, ähnlich wie im Mittelalter, aus der Kulturſitte erhalten; — die Blüthe, weil hier der volle lebendige Anſchluß an eine beſtimmt umgränzte Sitte und geiſtige Lebensſphäre möglich war; den Verfall, weil Eigenſinn und Einſeitigkeit das Einfließen neuer Lebensſtröme hemmten. Aber es war gerade ein Zeichen der erſten friſchen Bewegung, daß hervorragende Geiſter glauben durften, nun breche die goldene Zeit an, wo alle Glieder des Volks in einem poetiſchen Brennpunkt ſich fänden, und daſſelbe Lied — um in der Sprache des Mittelalters zu reden — „auf der Straße und zu Hofe" willkommen ſein könnte.

So iſt alle ſeine Poeſie ihrem Inhalt und ihrem inneren Leben nach indirekt eine geiſtliche Dichtung; — indirekt, ſage ich, weil ſie die göttlichen Geheimniſſe nicht ſelbſt und unverhüllt, ſondern in Natur und Menſchenleben verhüllt und ahnend ausſpricht; weil ſie Anlaß und Gelegenheit aus beiden herniмmt, um in ihnen und durch ſie das Wort der Wahrheit zu verkünden:

„Denn die Natur ein Spiegel iſt;
Es wird darin vernommen,
Was Deinem Geiſt Du ſchuldig biſt,
Soll er zum Leben kommen.“ *

Und ſomit bilden ſeine Lieder ein wenn auch beſcheidenes Vermächtniß für jene ferne oder nahe Zukunft, wo unſre Dichtung im ganzen auch wieder ihr Haupt erheben wird zu dem Höchſten, was Menſchenlippen ausſprechen können, ähnlich wie in der antiken Heidenwelt die beſten und größten poetiſchen Erzeugniſſe im Dienſt des Mythos und des Cultus ſtanden, wie Dante und Giotto in Wort und Bild den Inhalt ihrer Kirche ſymboliſirten. Warum aber iſt Claudius bei dieſer Richtung nicht wirklich und unmittelbar geiſtlicher Liederdichter geworden? Denn nur das genannte „Abendlied“, das „Bauernlied“ und das gegen das Ende ſeines Lebens gedichtete „Oſterlied“ **

„Das Grab iſt leer, das Grab iſt leer!
Erſtanden iſt der Held!
Das Leben iſt des Todes Herr,
Gerettet iſt die Welt! —“

ſind meines Wiſſens — und auch dieſe zum Theil ohne Fug und Recht — in kirchliche Geſangbücher übergegangen. Wol kann es auffallen, daß der Sänger da, wo er dem Höchſten und Heiligſten, das er ſein Lebelang ahnend, kämpfend, leidend geſucht hat, am nächſten gekom-

* Aus „Sterben und Auferſtehen“, Werke VIII, 63.
** Werke VIII, 110.

men iſt; wo ihm das Wort des Lebens auf den Lippen ſchwebt, daß er gerade da mit ſeinem Saitenſpiel ſchweigend und ſtille ſteht. Es laſſen ſich mehrere Gründe dafür anführen, daß er dieſes natürliche Ziel ſeiner Lyrik nicht erreicht hat. Je mehr der ganze Menſch ergriffen ward von der göttlichen Wahrheit, um ſo weniger konnte bei ihm die ſchöpferiſche Phantaſie, die nicht ſeine Hauptgabe war und im Alter ohnehin zurücktrat, das Organ des Zeugniſſes ſein. Die Wahrheit wirkte bei ihm in das ſittliche und ſchauende Leben zugleich, aber es hat ihn nie die Arbeit des Chriſtenthums verlaſſen, die mit ſich ſelbſt, mit dem „Sein im Herzen“ zu ſehr beſchäftigt war, um oft dem Feierabend der Poeſie ſich hinzugeben. Daß die Jahre ſeiner produktiven poetiſchen Kraft überhaupt ſchon auf die Neige gingen, als er dieſem Ziel innerlich am nächſten ſtand, zeigen ſeine übrigen Gedichte aus jener Periode und das eben angeführte Oſterlied ſelbſt. Nicht daß er überhaupt geiſtig matter geworden wäre, aber das dichteriſche Vermögen iſt noch ein andres; — und er griff ſpäter lieber zu dem einfachen Proſaausdruck als dem ihm näheren und natürlicheren, wenn er religiöſe Gedanken darſtellen wollte. Wo indeſſen eine beſtimmte perſönliche Anregung hinzutritt, gewinnt auch in ſpäteren Jahren ſein Dichterwort, wenn es das religiöſe Gebiet berührt, die alte Innigkeit wieder. Als der Sohn des däniſchen Kronprinzen*, ſeines Gönners, geſtorben war, klagt er:

* Werke VI, 52.

„— Daß wir hier ein Land bewohnen,
Wo der Roſt das Eiſen frißt,
Wo durchhin, um Hütten wie um Thronen
Alles brechlich iſt; —

Wo im Dunkeln wir uns freun und weinen,
Und rund um uns, rund umher,
Alles, Alles, mag es noch ſo ſcheinen,
Eitel iſt und leer.

O du Land des Weſens und der Wahrheit
Unvergänglich für und für!
Mich verlangt nach Dir und Deiner Klarheit;
Mich verlangt nach Dir!“

Mehr noch hinderte ihn die Ungunſt der Zeit, geiſtlicher Liederdichter zu werden. Zwar gebrach es Claudius keineswegs an Freudigkeit und Muth, ſeine chriſtliche Erkenntniß mitten in feindlicher Umgebung zum feſten Bekenntniß und dies zum Zeugniß zu ſteigern — in wie zahlreichen Aufſätzen hat er das gethan! — aber der freie poetiſche Ausdruck bedarf einer wirklichen Glaubensgemeinſchaft, wenn er mehr als der Spiegel der ringenden und ſehnenden Perſönlichkeit ſein ſoll. Dieſe aber fehlte ihm.

Das Geſagte ſollte erläutern, was für Stoffe Claudius in ſeinen Liedern wählte und in welchem Geiſt und Sinn er dieſelben behandelte. Noch ein Wort über ihre poetiſche Form bleibt uns zu ſagen übrig. Es läßt ſich von vornherein denken, daß ihm die Gefahr nahe

lag, die Form, worunter ich die poetiſche Geſtaltung im weiteren Sinne verſtehe, gegenüber der Sache, der er dichtend wie lebend dienen will, gering zu ſchätzen; kurz die Schönheit der Wahrheit aufzuopfern. Und gewiß iſt das ein Vorwurf, den man der Mehrzahl ſeiner Lieder mit Recht macht. Der Mangel entſteht theils aus wirklicher Gleichgültigkeit des Dichters gegen alle Form theils aus ſeiner Anſicht von Volksdichtung. Claudius war des Glaubens, die Theilnahme für das Weſentliche, den Inhalt, werde durch formelle Ausbildung leicht zerſtreut und geſchwächt; ein volksgemäßer Inhalt aber vertrage nicht die Anmuth, die der Volksrede ſelbſt abgehe. Daher in einzelnen Ausdrücken und Wendungen die oft wenig ſtrenge Sondrung zwiſchen Poeſie und Proſa, wie denn Claudius auch rein lyriſche Gedanken wiederholt in halbpoetiſche Proſa eingekleidet hat; — daher der Mangel an Abgeſchloſſenheit und plaſtiſcher Inſichfertigkeit der einzelnen Bilder und ganzer Gedichte; — der oft unharmoniſche Wechſel von breiter Redſeligkeit und lakoniſcher Knappheit. Auch iſt es zu tadeln, daß ſeine Diktion nicht ſelten aus dem Sprachſchatz und der Redeform des Volks, die er ſonſt als die der Bibel, des alten Kirchen- und Volksliedes wol einzuhalten ſucht, heraustritt und Worte und Redensarten aus dem modern-gebildeten Sprachbewußtſein nimmt, wenn auch nur, um gerade dieſes gegen die Einfalt des Volks in Schatten zu ſtellen. Aber immerhin iſt es eine falſche Subjektivität, die da ſtört und Unruhe in das poetiſche Stillleben bringt. Zunächſt tritt er aus

den Schnürſtiefeln der klaſſiſchen Formen, die ihm auf keinen Fall volksmäßig erſcheinen konnten, heraus in die einfachen nationalen Formen; der Reim kommt bei ihm faſt durchgehends zur Anwendung. Er unterſchied ſich alſo hierin ganz von den Göttinger Dichtern, der Schule Klopſtocks. Dieſe theilten mit Claudius den Inhalt ſeiner volksmäßigen Beſtrebungen, wollten dabei aber keineswegs auf die Errungenſchaft des Jahrhunderts, die Feinheit und den Glanz der antiken Formen, dem Vorbild ihres Meiſters folgend, verzichten. So geht auch hier Claudius ſeinen eignen Weg und behält ihn durch ſeine ganze Dichterzeit konſequent bei. Denn ganz abgeſehen von Pindariſchen oder Horaziſchen Versmaßen — nicht einmal ein Hexameter kommt in ſeinen Gedichten vor in einer an Hexametern ſo fruchtbaren Zeit, unter den Augen gleichſam des Meſſiasdichters. Daß er ſeine einfachen, dem Kreis des Volkslebens entnommenen Gedanken nicht in Hexameter und alkäiſche Metren kleiden durfte, iſt natürlich, und da der Inhalt ſeiner Poeſie ſich in nichts änderte und erweiterte, bleibt er auch im Formellen auf ſeinem alten naturaliſtiſchen Standpunkt ſtehen. Es war zum Theil eine freiwillige Anmuth. Dabei ſah Claudius, der ſelbſt ein ſo muſikaliſcher Menſch war, — und dies nicht blos, ſoweit er die Kunſt ausübte, — auf das Sangbare ſeiner Lieder; mehrere eigens für die Kompoſition gedichtete Sachen, Kantilenen, Motetten u. ſ. w. — meiſt von untergeordnetem poetiſchen Werth — exiſtiren, alle aber ſollten ſich nach ſeiner Abſicht an

die ergänzende und belebende Muſik anlehnen, die als ein künſtleriſches Element das Naturaliſtiſche zu binden und zu ſtützen hätte. Iſt ja dieſes „Singen und Sagen,“ das ſchon der altſächſiſche Heliand kennt, die urdeutſche Weiſe, die auch Göthe empfiehlt: „nur nicht leſen! immer ſingen!“ — der Geſang iſt der natürliche Boden, in welchem die Blüthe des Lieds erſt ihre Frucht trägt. Bekanntlich ſind Claudius' beſte und ſchönſte Lieder von Schulz und Reichardt komponirt worden, und einige davon, das Neujahrslied und das Rheinweinlied vor allen, machen noch immer ihren tonbeſeelten Rundgang durch die ſinglustige Jugend.

Wir haben bereits oben von Claudius' Hang zur Aphoriſtik geſprochen. Auch ſeine Poeſie verräth ihn hier und da. Schon in den Liedern mitunter durch die kurz hingeworfenen nicht ausgeführten Gedanken, die den Nagel auf den Kopf treffen ſollen; mehr noch durch die Neigung zur Spruchpoeſie. Sie iſt zunächſt erwachſen aus einer Vorliebe der Zeit für Fabel und Epigramme, und insbeſondere durch Leſſing's Beiſpiel angeregt. Bei Claudius war beides ein natürliches Gewand ſeines Witzes und ſeiner humoriſtiſchen Anlage. Er hat in ſeiner erſten Wandsbecker Zeit neben einer Anzahl von Fabeln und launigen Erzählungen, wo aber das Stoffliche in der Regel wenig ausgeführt iſt, eine beträchtliche Menge von Epigrammen und Sinnſprüchen geſchrieben — eine weit größere, als ſie in den Werken ſich wieder findet — und darin theils allgemein menſchliche Schwä-

chen und Gebrechen der Geſellſchaft gegeißelt, theils der neuen literariſchen Richtung mit dieſen leichten Hülfstruppen zu dienen geſucht. Die erſteren erheben ſich nicht über das Gewöhnliche, die letzteren haben den Vorzug des beſtimmten Ziels und der treffenderen Spitze; ein ſittlicher Zweck ſchwebte dem Dichter in beiden Fällen vor. Später, während der politiſchen Bewegung der Revolutionszeit gebraucht er hier und da dieſe Waffe auch gegen die Neuerer. Aber es war jene Neigung nicht blos eine Ausgeburt der Zeit, es lag ein ächt volksthümliches Element zum Grunde. Und gerade in den ſpäteren Verſuchen der Art, in denen der ſatiriſche Stachel ſich zurückzieht, iſt der Anſchluß an die bibliſche Spruchweisheit und das deutſche Sprüchwort ſichtbarer. Es thut ſich darin zum Theil eine körnige Lebensweisheit, durch reiche Erfahrung vertieft und verdichtet, kund, nicht ſelten mit der Schlagfertigkeit und dem glücklichen Treffer eines Volksſprüchworts. Am ſchönſten hat Claudius ſeine Gabe verwandt in dem „güldenen A. B. C.“* aus welchem ich einzelne Sprüche herſetze:

„Armuth des Geiſtes Gott erfreut:
Armuth und nicht Armſeligkeit.

Creuz iſt ein Kraut, wenn man es pflegt;
Das ohne Blüthe Früchte trägt.

Hau' deinen Götzen muthig um,
Er ſei Gold, Wolluſt oder Ruhm.

* Werke VII, 74.

Kämpf' und erkämpf' Dir eignen Werth;
Hausbacken Brod am beſten nährt.

Liebt Euch auf Erden, liebt, und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe iſt.

Quäl' nicht Dein Herz ohn' Unterlaß,
Ein freier Muth gefällt Gott baß.

Straf' keck das Böſe in's Geſicht;
Vergiß Dich aber ſelber nicht.

Wie wird es dann, o dann uns ſein,
Wenn wir der beſſern Welt uns freun? —"

Allen dieſen Stücken fühlt man an, es iſt Abend und das Leben iſt ernſt geworden, aber auch das feſte Herz, ein neuer und gewiſſer Geiſt durchdringt ſie. Nach Inhalt und Form gehört hierher u. a. auch das treffliche Wort „auf einen Selbſtmörder."*

„Er glaubte ſich und ſeine Noth
Zu löſen durch den Tod.
Wie hat er ſich betrogen!
Hier ſtand er hinter'm Buſch verſteckt;
Dort ſteht er bloß und unbedeckt,
Und alles, was ihn hier erſchreckt,
Iſt mit ihm hingezogen. —
Wie hat er ſich betrogen!"

Die Schlußfrage, ob Claudius ein ächter lyriſcher Volksdichter geweſen, nöthigt uns zu einer kurzen Rückſchau.

* Werke VIII, 31.

Worin beſteht überhaupt ſeine Eigenheit als Liederdichter?

Wir müſſen uns vieler Eindrücke unſerer Zeit entwöhnen, wollen wir dieſer Frage gerecht werden. Die moderne Lyrik hat ſich im Ganzen weit, himmelweit von der damaligen Liederdichtung, der fröhlichen Verkünderin des anbrechenden Tages, entfernt. Und, ſo ſehr auch die Grundzüge und Grundgeſetze aller Lyrik zuletzt dieſelben ſein müſſen, es bildet ſich aus der geſchichtlichen Erſcheinung doch eine Sitte, aus dieſer Geſetze und Regeln, ſo daß die dichtriſche Praxis ſogar bis zum Begriff und der Theorie ihren Einfluß ausdehnt.

Die lyriſche Form iſt ſeitdem durch eine lange künſtleriſche Entwicklung hindurch gegangen, und der immer bunter und reicher ſich geſtaltende Bildungsinhalt der Zeit hat ſich in dem Spiegel auch dieſer Form abgebildet. Die Anſchauungen, Bilder, Wendungen, Maße der Literaturen aller Zeiten und Völker haben auf ſie eingewirkt, mancher ſprachbildende Genius hat ihr das Gepräge ſeines Geiſtes als ein unvertilgbares Vermächtniß aufgedrückt. Wir haben auf dieſem Wege eine Lyrik der verfeinerten Bildungswelt voll Vielſeitigkeit und Beweglichkeit, von vergeiſtigter Form und eleganter Geſetzmäßigkeit erhalten; der Volkston iſt höchſtens ein Ton noch neben andern in der vielſtimmigen Tonleiter. Sind aber mit dem Zeitgeiſt ſelbſt die poetiſchen Mittel überreich geworden, ſo kann dieſer zerſtreuenden Vielheit gegenüber eine geſunde Urſprünglichkeit ſich nur ſchwer be-

haupten; ehe ſie ſich noch in ihrer Eigenheit fühlt und geltend macht, iſt ſie von Formen und Muſtern ſchon überwältigt und fährt unter fremder oder neutraler Flagge, auch wo ſie ganz wohl als ſelbſtändige Macht auftreten könnte. Die Ohnmacht hat es dagegen leicht, ſich in das Trugbild der Macht zu verkleiden. Wie dieſes Übergewicht der formalen Beweglichkeit, ſo zerknickte noch leichter der Inhalt der Zeitbildung die friſche Urſprünglichkeit. Wie viele Dichter — und wir haben noch heute hochbegabte Lyriker — haben ſich in den letzten Jahrzehnten ganz frei erhalten von dem fein zugeſpitzten, berechneten, witzigen, der Rhetorik zugeneigten, in alle Toilettenkünſte des Effekts eingeweihten Ton und Geiſt? Es iſt ein neuer konventioneller Druck, der ſich vorbereitet und dem einen Zuſchauer das Auge ſo leicht trübt für die Ruhe und Einfalt, die kindliche Unſchuld und Morgenfriſche, ja für die sancta simplicitas der Lieder, von denen wir reden; — bei dem andern gerade eine Sehnſucht weckt nach dem Kindheitstraum unſrer dichteriſchen Neuzeit.

Halten wir dieſe Verſchiedenheit des heutigen und des damaligen Zeitgeiſtes feſt, ſo wird es eher möglich, die Eigenart des Liederdichters und Volksdichters Claudius mit rechtem Maß zu meſſen. Aber ſofort ſehen wir uns hierbei auf ſeine Perſönlichkeit zurückgewieſen, die bei ihm in beſondrem Grade aller Dichtungen Schlüſſel und Mittelpunkt iſt. An ſich ſind dieſelben kleine vereinzelte Anlaute, aber beleuchtet von jenem Zuſammenhang mit dem

Weſen und Streben des Autors gewinnen ſie an Leben und Bedeutung.

Wie aber in Claudius' innerem Leben überhaupt die Macht der Phantaſie gegen andre Seiten des Geiſtes zurücktrat, ſo war ſie auch in ſeinem Dichten weder allein wirkſam, noch auch nur überwiegend. Den königlichen Flug einer ſchöpferiſchen und ſelbſtherrlichen Einbildungskraft, die als das geiſtige Gegenbild des ſinnlichen Wahrnehmens von den Bedingungen der Zeit und des Raumes den Geiſt befreit und ihr eignes Reich erbaut, hat Claudius nicht gekannt; bei ſeinem Dichten war der weſentlich mitwirkende Factor die Stärke und Tiefe ſeiner Geſinnung. Ich verſtehe hierunter einmal die Lebenswärme und Lebenswahrheit, mit der er ſich dichtend dem Gegenſtand ſeines Liedes hingiebt, dieſes Mitleben des vollen Gemüths; zugleich aber die ſittliche Beſtimmtheit, die bei der Auswahl und Behandlung des Gegenſtandes keinen Unterſchied gelten läßt zwiſchen Leben und Dichten. Sein Geſang ſollte den höchſten Lebensgütern, dem Wahren und Guten dienen, und ſollte ſein Licht, ſeine Schöne von dem Grade der Treue und Innigkeit empfangen, mit welchem er dieſen Dienſt verſah. Niemals hat ſich Claudius daher von der Vorſtellung losmachen wollen, daß alles poetiſche Schaffen auf das innigſte mit ſittlicher Reinheit und Schönheit im Bunde ſein müſſe. Eine emancipirte Äſthetik hat er nie für berechtigt gehalten, es war nie ſeine Meinung, das Leben in Poeſie aufzulöſen. „Leichtfertige Schriften, läßt

er einmal ſeinen Vetter an ſich ſchreiben*, die 'n Verderb der Welt ſind, gerathen gewöhnlich am beſten, weil ihre Verfaſſer dieſe Empfindungen haben, und mit ſogenannter Begeiſtrung ſchreiben. Wenn ſie aber Empfindungen andrer Art ſchreiben wollen, ſo will's nicht fort, und ſie müſſen ſich hineinſetzen, wie das genannt wird. Verdirb Du Dir die Zeit nicht mit dem Hineinſetzen. Wenn ein großer, edler Charakter was Liebenswürdiges und Schönes iſt; ſo laß Dir's ſauer nm ihn werden. Es iſt 'n ander Ding: einen haben, als: einen auf's Papier und auf den Theater hinzukleckſen, und wenn Du noch ſo gut und con amore kleckſen kannſt."

Wie alſo ſeine Muſe die Magd der Wahrheit und ſittlichen Schönheit ſein ſollte, ſo durfte ſie auch über ihn, ſeine Zeit und Kraft, nicht herrſchen; dichten galt ihm immer als Feierabendsgenuß, als Sonntagserholung. Dichter von Fach, (wenn wir den Ausdruck betonen wollen), der hierin ſeinen Hauptberuf erkennt, und deshalb auch fortarbeitet an größeren Schöpfungen, war er eben darum nicht, wol aber wird ein Kreis ſeiner Lieder, in denen dem lebendigen Gedanken in rechter Stunde zur Geburt verholfen wurde, ſtets lebensfähig bleiben, ja immerdar zu dem beſten unſrer Liederpoeſie zählen. Ebenſowenig aber, wie ich Claudius zu den Fachdichtern im beſtimmteſten Wortſinn ſtelle, darf er zu den blos gelegentlichen Lyrikern, den lyriſchen Dilettanten ge-

* Werke II, IV, 70. Aus dem ſechſten Exempel von „Ernſt und Kurzweil", das ganz hierher gehört.

rechnet werden, bei denen alles poetiſche Zeugen nur ein Zufall, nur der Stimmung des Moments entſprungen iſt. Schon der Werth ſeiner ſchönſten Lieder hebt ihn über dieſe Stufe, mehr noch, daß ſie doch ein Ganzes bilden und nach Inhalt und Form von der Idee eines Berufs durchzogen ſind; daß ſie alſo nicht blos ſubjektive Gefühle ausſprechen, ſondern zugleich eine objektive Seite haben. Die Seite ihrer Volksthümlichkeit meine ich. Sie haben ohne Frage den Willen, Volkslieder zu ſein. Sie wollen es ſein nach Inhalt und Form; — dem Inhalt nach, indem ſie denſelben dem Ideengebiet und den realen Zuſtänden entnehmen, welche der ganzen Volksgemeinde eigen ſind; in der Form, da ſie ſich in Sprache, Versmaß und im Anſchluß an dichteriſche Vorbilder nach dem Volksbrauch zu richten ſuchen. Wir ſahen ferner, daß es bei Claudius nicht das Spiel einer Rolle war, wenn er Volkslieder ſang. Faſt ſo ſicher wie des eignen Gefühls war er der Empfindungen ſeiner Bauern; er war faſt ſo heimiſch unter ihnen wie im eignen Hauſe und Herzen.

Daß ſich dies Gefühl des Berufs mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit mitunter ſtörend vordrängt, iſt nicht in Abrede zu ſtellen, aber das konnte in jener Zeit kaum anders ſein. Spricht aber auch aus ſeinen Liedern nicht immer die ungebrochene unbeirrte Stimme eines in ſich einigen Volks, deſſen Organ nur der Sänger iſt: klingt auch in Inhalt und Form nicht ſelten disharmoniſch das lehrende, kämpfende, bewußte Subjekt des Dichters hin-

durch, doch iſt es wunderbar, wie nahe die beſten Lieder des Boten dem kommen, was dem Volkslied noth thut.

Und heutzutage vollends — es ſtehe der Dichter auf, der ächter und treuer dem Volke (ſoweit es überhaupt noch ein Bewußtſein von Volksgemeinſchaft gibt) aus dem Herzen und zu Herzen ſänge! Solche Einfalt iſt auch eine Gabe, eine Gnade, nicht Ergebniß der Wahl und des Wollens. Sie liefert „freilich kein Ambroſia, aber auch keine raffinirte blähige Conditor-Waare, ſondern ehrlich Hausbacken Brot mit etwas Coriander, das dem armen Tagelöhner beſſer gedeiht und beſſer gegen Wind und Wetter vorhält.“* Und dies Brot wird in ſeiner Nahrhaftigkeit und Hausbackenheit noch lange vorhalten und neben der Kunſtpoeſie, deren wir uns mit Recht rühmen, noch immer ſeinen beſcheidenen Raum finden.

* Aus der Subſcriptionsanzeige zum vierten Theil der Werke.

Zweites Buch. 1777—1790.

I.

Wandsbeck; Haus und Amt.

Die Lehrjahre wie die Wanderjahre lagen hinter Claudius; mit der leiblichen Heimath, die er wiedergefunden, wurde ihm auch die geiſtige und ewige gewiſſer. In ſeinem äußern Leben tritt daher die Bewegung zurück, wenn ſie auch nicht aufhört. Und Mangel und Beſchränkung, Geburt und Sterben, Kindererнährung und Erziehung und Sorgen ſolcher Art, über welche doch auch bei ihm nicht immer oder nicht ſogleich das „Befiehl du deine Wege“ triumphirt, haben gerade das eigne, daß ſie innere Seelenbewegungen ſo unmittelbar hervorrufen. Aber immerhin ſind das Wechſelfälle und Bewegungen, wie ſie unter keinem Dach fehlen, wenn auch das Außenleben tiefer und zarter wiederklingt in einem ſo geweckten inneren Leben, wie es Claudius und die Seinen führten.

Im ganzen verläuft in dem Zeitraum, von dem dieſes Buch ſpricht, das Leben des Wandsbecker Boten ſtill und ſtetig, ja einförmig. Die ſeltenen Ausnahmen und Unter-

brechungen des Stilllebens haben wir zu berichten. Gewiß wirkte dieſe Ruhe, dieſer zunehmend ſichere Frieden der Häuslichkeit und der altgewohnten Umgebung auf Claudius' Inneres heilſam zurück, zumal es keine Stagnation und kein ſatter Genußzuſtand war, der keinen Wünſchen, keinen Kämpfen und keinen Bitten mehr Raum ließ. Um ſo inniger und ungetheilter zog er ſich in die Werkſtatt ſeines Inneren zurück. Da entſtand, auch nachdem er den Schlüſſel des Lebens gefunden hatte, ein Leben und Regen, von dem uns die Schriften nur ein ſchwaches Bild abſpiegeln können, — der Kampf der Heiligung aus dem gewonnenen und täglich erſtarkenden Glauben.

Zunächſt aber ein Blick in ſeine äußere Lage! —

Er bezog alſo wieder ſein altes enges und faſt baufälliges Miethhaus mit dem Garten, in dem er ein bretternes Gerüſt, „ſein Luſthaus", hatte aufrichten laſſen, um es als luftige Sommerlaube zu benutzen. In der erſten Zeit und noch ungefähr ein Jahr lang lebte die kleine Familie, in ähnlicher Weiſe wie früher, mit Voß und ſeiner jungen trefflichen Frau zuſammen. Das neuvermählte Paar traf nicht lange nach Claudius' Rückkehr in Wandsbeck ein; der Bote zündete ihm aus ſeiner Handlaterne das erſte Licht im jungen Haushalt an und hielt dabei eine feierliche Stand- und Weiherede. Erneſtine Voß hat kleine Züge aus ihrem Zuſammenleben, das Voß ſelbſt das „ſeligſte" nennt*, niedergeſchrieben. „Sehr

* J. H. Voß Abriß meines Lebens. S. 9.

häufig', erzählt ſie u. a.*, „beſuchten wir Claudius' Schwiegermutter, die eine Wirthſchaft für honnete Bürgerfamilien hatte, und mit ihren zwei unverheiratheten Töchtern die Gäſte gemüthlich zu unterhalten verſtand. In ihrem großen Garten waren zwei Kegelbahnen, von denen wir eine in Beſitz nahmen. Claudius war Präſident dieſer Geſellſchaft, und ohne ſeine Erlaubniß wurde keiner zugelaſſen. Außer dem Wandsbecker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn's einzelne Herren waren. Die Wandsbecker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiele ward ihnen eine Zahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier ſtrenges Verbot, nicht einmal Kaffee oder Thee ward eingeräumt, bloß Kaltenhöfer Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwaſſer; dazu Butterbrot mit Käſe und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis zehn Uhr, bei Licht und im Mondſchein. Auch geſungen durfte werden, außer wenn Paſtor Milow** da war, der mit kegelte, ohne dadurch bei ſeiner Gemeine Anſtoß zu erregen." — „Abends waren wir häufig mit Claudius zuſammen, und in dem Hauſe, wo nach vorhergegangener Unterſuchung das meiſte Eſſens-

* Briefe von J. H. Voß II, 20 folg. u. dann S. 31.

** Folgende Geiſtliche hat Claudius in Wandsbeck erlebt: M. Gottfr. Emanuel Hahn 1769—1772; Freund von Alberti, Baſedow, Bahrdt (ſ. D. K. F. Bahrdt's Briefe I, 11, 21, 27, 36, 64, 79, 117, 187), Mitarbeiter am Wandsbecker Boten; Joh. Nikolaus Milow (aus Lüneburg) 1773—1795; Jak. Arnold Dietrich Schröder 1796—1831, Claudius' Schwiegerſohn.

würdige ſich fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle ſpielte ein Stück kaltes Pökelfleiſch, oder ein Karpfen, den man vom Fiſcher im Schloßgarten ſelbſt aus dem Teiche heben ſah, und ins Schnupftuch gebunden nach Hauſe trug. Aber auch bei Reisbrei und abgeſottenen Kartoffeln konnten wir ſehr luſtig ſein. Wenn Claudius bei uns war, ſo hatte er immer ſeine älteſte Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unſer Bett gelegt, bis ſie wieder heimgingen.“ Nur bei feierlichen Gelegenheiten wie bei Voſſens erſter Kindtaufe erſcheint der Bote im ſeidenen Staatskleide des weiland Oberlandcommiſſarius, den Degen an der Seite. — So ſchmückten ſie ihre Armuth durch Genügſamkeit und kleine Feſtlichkeiten aus; man ſieht daran die wiederkehrende Heiterkeit bei Claudius. Daß die Frauen der beiden Dichter ſo gut und ſchweſterlich harmonirten, trug viel zur fortdauernden Eintracht der Männer bei. Sagt doch Erneſtine Voß* am Abend ihres Lebens von der Rebekka: „Mir iſt im langen Leben keine vorgekommen, bei der der erſte Eindruck ſo ungetrübt geblieben; dabei die angenehmſte äußere Geſtalt, die man ſich denken kann.“ —

Wovon lebte aber Claudius?

Es iſt das dieſelbe ſchwere Frage, die uns bereits im erſten Buch Herder aus dem Mund nimmt, und Claudius ſo zuverſichtlich beantwortet. Er wurde wieder wie früher „homme de lettres“ und ſeine Feder wieder die

* Briefe II. 18.

Wünſchelruthe, womit er das wenige edle Metall, deſſen er zu des Leibes Nahrung bedurfte, herbeizauberte. „Die ökonomiſche Verfaſſung anlangend*, ſchreibt er unterm 19. April 1780 an Herder*, „iſt zu merken, daß es bis daher ſo paſſabel gut gehe und ſtehe; wir nagen am Büchel und Überſetzungsgebühr.“ Zugleich war es ihm eine weſentliche Beihülfe, daß er länger als zwei Jahre (von Oſtern 1778 bis zum Sommer 1780) die beiden älteſten Söhne von Friedrich Heinrich Jacobi, der als Churpfälziſcher Geheimerath** in Düſſeldorf lebte, zur Erziehung in's Haus nahm. Jacobi wollte ſeine Knaben — Johann Friedrich und Georg Arnold — zuerſt in das weitberühmte Baſedow'ſche Philanthropin nach Deſſau ſchicken, gab aber abmahnenden Rathſchlägen ſeiner Freunde Gehör und ergriff dankbar Claudius' Anerbieten, ſie zu ſich zu nehmen. Wir ſahen oben, auf wie eigenthümliche Weiſe die erſte Berührung der beiden Männer entſtanden war. Sie war ganz dazu angethan, ein perſönliches Vertrauen raſch zu gründen, auch ohne Bekanntſchaft von Angeſicht zu Angeſicht. So verbrachte Claudius zwei Jahre in voller Lehrthätigkeit***. Er gab faſt allen Unterricht ſelbſt; von beſonders eindringlicher

* Aus Herder's Nachlaß I, 423.

** D. h. mit dieſem Titel erſt ſeit 1779; vorher war er Hofkammerrath.

*** Das folgende über Claudius' Erziehungsweiſe und Unterricht entnehme ich einem handſchriftlichen Tagebuch, das der jüngere der beiden Söhne hinterlaſſen hat.

Kraft war ſeine Religionslehre, die von dem ganzen Hausleben unterſtützt wurde; aber auch der Unterricht im Lateiniſchen, worin, ſeltſam genug, nur Dichter geleſen wurden, im Griechiſchen und den neueren Sprachen trug ſeine guten Früchte, die Anweiſung in Mathematik und Geſchichte wollten ſeine Schüler weniger rühmen. Die Zucht war ſtreng und den an ein freieres Leben gewöhnten Knaben unbequem; erſt ſpäter wurde ihnen der volle Werth ihres Lehrers lebendig und ſein Andenken unvergeßlich. Claudius kam natürlich als Erzieher der Kinder mit dem Vater Jacobi in einen lebhaften Briefverkehr. Schon früher, ſo ſcheint es, war er mit Jacobi's älterem Bruder, dem bekannten Liederdichter und damaligen Canonicus zu Halberſtadt Johann Georg, wol durch Freund Gleims Vermittlung und des Dichters Beiträge zum Wandsbecker Boten, bekannt geworden. Zwei Lieder Jacobi's, an Claudius gerichtet, geben von ſeiner herzlichen Zuneigung Kunde. Das eine iſt überſchrieben: „Im Bilkerbuſche bei Düſſeldorf, den 13. Julius 1778“ und entwirft zuerſt ein lockendes Bild von der ringsblühenden und ſommerlich belebten Umgebung des Dichters, und fährt dann fort:*

„Hier wünſch' ich traut und herzlich,
Von andern Wünſchen leer,
Die beſten Menſchen her;
Gedenke mir vor allen
Du guter Asmus dich“ —

* Das Gedicht iſt abgedr. in Voß' Muſ.-Alm. v. 1779. S. 195—199.

dem er ſodann weiter unten zuruft!

„Ich lernte neben dir
Auf meinem Raſen hier:
Wie der ſich im Gewinde
Von Weisheit nicht verirrt.
Der ſonder Arg zum Kinde
Voll Lieb' und Glaubens wird;
Der ſeinen Vater oben
Im hohen Himmelszelt,
Auf friſch beſätem Feld
Zu bitten und zu loben,
Für eitel Segen hält;
Im Glückesſchimmer biegſam,
Und, reich und arm, genügſam,
Kein Gutes ſich vergällt;
Der ohne Stolz ein Weiſer,
In Japan vor dem Kaiſer
Mit treuer Wahrheit ſteht;
Dem Kaiſerthum zu frommen
Des Marſchalls Ohr erfleht,
Und leicht, wie er gekommen,
Zurück nach Wandsbeck geht.
O könnteſt du mich's lehren!
Ich baut' in Herzensruh
Ein Gärtchen ſo wie du;
Nähm' auch in allen Ehren
Ein Weibchen mir dazu,
Das mir zur Seite ging
Mit zärtlichem Vertrauen
Wenn's über dunkeln Auen
Voll tauſend Lichter hing.
Da ſollten ſo gering
Im Paradies auf Erden
Uns Arbeit und Beſchwerden,
Da ſollten uns ſo rein
Die trübſten Tage werden;
Und lächelte Freund Hain,
Auch er willkommen ſein!"

Die Geſinnung der Jacobi'ſchen Familie ſpricht derſelbe Dichter einige Jahre ſpäter als Geburtstagswunſch aus:*

„Ihm, der an ſeinem Botenſtab
So friedlich geht, ſo ſtill vorüber
Vor Nachtigallenhain und Grab;
Dem ſeiner Kinder Freude lieber
Den Himmel und die Erde macht;
Der jeden Weg, bei Tag und Nacht,

* „Unſerm Freunde Asmus, die Brüder und Schweſtern Jacobi. Pempelfort, den 15. Aug. 1783"; Voß' Muſ.-Almanach von 1785, S. 96.

So rauh er iſt, zu Ende ſingt,
Und Deutſch und wahr in That und Worten,
Den guten Seelen aller Orten
So manche gute Zeitung bringt:
Ihm wollen wir zu Lieb und Ehren
Der Freud' und Freundſchaft Becher leeren."

Wahrſcheinlich hat der reiche F. H. Jacobi, deſſen damals große Mittel überhaupt unter den Dichtern und Schöngeiſtern eine Rolle ſpielten, auch Claudius mehrfach in edler und zarter Weiſe unterſtützt oder wenigſtens die Überwachung ſeiner Söhne durch den Boten zu einer nachhaltigen Unterſtützung für ihn gemacht. Claudius Freunden, namentlich dem Gevatter Hamann, fällt es nicht wenig auf, daß er von ſeiner Armuth noch Geſchenke mit Erzeugniſſen hamburgiſcher Gaſtronomie machen kann.

Von den Überſetzungsarbeiten des Boten reden wir unten; das „Büchel" iſt eben der dritte Theil ſeiner Schriften, von deſſen Inhalt auch alsbald die Rede ſein wird. Wenige Wochen ſchon nach ſeiner Rückkehr aus dem Süden erläßt er die Subſcriptions-Anzeige, die da anhebt: „Habe bei dieſer Gelegenheit freundlich vermelden wollen, daß ich hier mit Weib und Kind glücklich wieder angekommen bin; waren am Rhein geweſen." Daß es ihm um ein eiliges Beitreiben des Geldes gar ſehr zu thun war, zeigen Briefſtellen namentlich an Merck in Darmſtadt.

Nach Voſſens Abzug von Wandsbeck iſt er noch mehr auf ſein Haus und die Seinen angewieſen. Seine Wohn-

und Kinderſtube iſt ſein Element. Der Leſer erinnert ſich des Bildes von Chodowiecki im dritten Theil, wo der Bote im Schlafrock und Pantoffeln, die Nachtmütze auf dem Kopf, über den Knaben, den er freilich damals noch nicht hatte, den „Ehrenſprung“ thut, während Rebekka mit dem Kleinſten auf dem Arm ganz verwundert dabeiſteht und ſich über den fröhlichen Eheherrn freut. Das Häuflein der Kinder wuchs. Aber lange blieb der Lieblingswunſch des Vaters, einen Knaben zu beſitzen, unerfüllt. Das erſte Kind war ein Knabe, ſtarb aber alsbald nach der Geburt.* Das bekannte kleine Gedicht „Anſelmuccio“ ** gibt von ſeinen Wünſchen auch poetiſche Kunde:

„Iſt gar ein holder Knabe, er!
Als ob er's Bild der Liebe wär.
Sieht freundlich aus, und weiß und roth,
Hat große Luſt an Butterbrot,
Hat blaue Augen, gelbes Haar,
Und Schelm im Nacken immerdar,
Hat Arm' und Beine, rund und voll!
Und alles, wie man's haben ſoll,
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe!
Eins nur; daß ich dich noch nicht habe.“

Fünf Mädchen folgten auf einander, Karoline (geb.

* Am 30. Sept. 1772; vgl. a. Herder's Nachlaß I, 372 u. 385. Die Familienbibel ſagt: „er lebte nur einige Stunden, und ging, nachdem er ſich hier ſatt geweint hatte, wieder heim. Gott gebe ihm Freude in der andern Welt.“

** Werke III, 15.

am 7. Febr. 1774), Chriſtiane (geb. am 13. Nov. 1775), Anna (geb. am 4. Juni 1777), Auguſte (geb. am 2. Sept. 1779), Trinette (geb. am 16. Mai 1781). Dann erſt erſchien der erſehnte „Dauphin“, wie ihn Claudius brieflich an Herder nennt, darum auch mit dem heiligen Namen Johannes (geb. am 8. Mai 1783) getauft, den indeß der Alltagsgebrauch in Hans umtaufte. Ihm folgt in der Zeit, von der wir reden, noch eine Tochter, Rebekka (geb. am 15. December 1784), ein Sohn Matthias (geb. am 6. Dec, 1786), der aber ſchon nach anderthalb Jahren (am 4. Juli 1788) ſtarb, und abermals ein Sohn, Fritz (geb. am 17. Mai 1789). zwei Söhne folgen noch in der nächſten Lebensperiode. Auch die Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenoſſen mehrten und erweiterten, einige der frühern befeſtigten und erneuerten ſich. Vor allen fällt die lange erſehnte perſönliche Bekanntſchaft mit Fr. H. Jacobi, der im Juli 1750 ſeine Söhne in Wandsbeck abholte, in dieſe Zeit. Er blieb ein paar Wochen im lebhaften Verkehr mit Claudius, Klopſtock, Reimarus und dem uns bekannten Hamburger Freundeskreis und durchzog dann in der beiden erſtgenannten Geſellſchaft das ſchöne Holſteiner Land. Den Boten lernte er in ſeiner doppelten und doch einigen Geſtalt, in der Fülle ſeiner munteren Laune und in der Verborgenheit ſeines heiligen Ernſtes kennen. Er ſchreibt darüber an den in Italien weilenden Dichter W. Heinſe, der in Düſſeldorf ſein Hausfreund geweſen

war*: „Der Wandsbecker Bote hat in jeder Rückſicht meine Erwartung übertroffen. Er iſt ein wahrer Bote Gottes; ſein Chriſtenthum ſo alt als die Welt. Ihm ſelbſt aber iſt ſein Glaube nicht blos höchſte und tiefſte Philoſophie, ſondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wol wünſchen könnte, aber nicht zu verſchaffen weiß. Übrigens erſcheint er im Leben ganz ſo wie in ſeinen Schriften; erhaben nur insgeheim, voll Scherz und Schalkheit im öffentlichen Umgange. Doch unterläßt er nicht, auch ernſte Worte fallen zu laſſen, treffende, tiefergreifende, wenn Geiſt und Herz ihm ſagen, es ſei die Zeit und der Ort". Die geiſtige Wechſelwirkung der beiden Männer entfaltet ſich beſtimmter in ſpäterer Zeit.

Auch mit J. H. Campe, dem allbekannten Pädagogen und Erneurer des Robinſon, der nach ſeinem Ausſcheiden aus dem Deſſauer Philantropin von 1778—85 in der Nähe von Hamburg eine Erziehungsanſtalt gegründet hatte, pflegte Claudius vielfachen Verkehr; ihre religiöſe Richtung war indeß eine grundverſchiedene, da Campe zu den Vorfechtern der modernen Vernunftreligion zählte. Auch Leſſing und Schönborn, den man endlich aus ſeiner Afrikaniſchen Verlaſſenheit erlöſt und als Legationsſekretair für London beſtimmt hatte, begrüßten im J. 1778 den alten Freund in Wandsbeck.

Seinem Verhältniß zu Lavater, Hamann und Haugwitz dankte Claudius, wie ſchon oben** er-

* F. H. Jacobi's Werke I, 358 folg.
** S. 151.

wähnt, die Bekanntſchaft mit jenem merkwürdigen jungen Schweizer Chriſtoph Kaufmann, deſſen Perſönlichkeit und Auftreten in Deutſchland damals eine kurze, aber große Aufmerkſamkeit erregte und noch immer nicht von allen Räthſeln befreit iſt. Die höchſte Bewundrung und die ſtrengſte Verdammung zugleich erfuhr er; wie ein leuchtendes Meteor verflog ſein Name mit ſeiner perſönlichen Erſcheinung. Durch Lavater's Phyſiognomik als eine wunderbar begabte Natur verkündet, heftete ſich dieſer Ruf bei ſeiner Rundreiſe durch Deutſchland und die Ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen an ſeine Ferſen; ein ungewöhnlich ſchöner und kräftiger Mann, der alles, was er redete, in dunkle, oft derbe Worte hüllte, wußte er jedermann einzunehmen, verrichtete Wunderkuren und ließ abſichtlich einen geheimnißvollen Schleier auf ſein Lebensalter und ſeinen Lebensgang fallen. In die Maureriſchen Myſterien tief eingeweiht und der geiſtigen Richtung ſeiner Freunde Lavater und Hamann zugethan gehört er zu den ſeltſamen Miſchnaturen jener Zeit, in welchen ſich Wahrheit und Wahn ſchwer ſcheiden laſſen. „Einen der edelſten Menſchen, einen Märtyrer für die Wahrheit und das Beſte der Menſchen“ glaubte Herder's Gattin in ihm zu erkennen; ſeine Gegner nannten ihn ſpottend einen Kraftapoſtel und Gottesſpürhund. Briefe von ihm an Hamann, die mir vorliegen, zeigen ihn von einer ungleich einfacheren und menſchlicheren Seite, voll hingebender Verehrung für den nordiſchen Magus und von ſchmuckloſer Herzlichkeit. Claudius, der bereits in Darm-

ſtadt mit ihm zuſammengetroffen zu ſein ſcheint, ſah ihn dann im Auguſt 1777 bei ſich; ſie luden, aber vergebens, auch den fernen Hamann nach Wandsbeck ein. Die bald darauf folgende Verheirathung Kaufmann's feierte Claudius mit einem Gedicht*, das in den Werken ſteht; allmählich ſcheint aber er, wie auch Lavater that, ſich von ihm zurückgezogen zu haben. Kaufmann trat in die Brüdergemeinde ein.

Wir kehren zu der Häuslichkeit des Boten zurück.

Bald war für die wachſende Familie die alte Miethwohnung zu eng. Claudius entſchloß ſich daher im Jahr 1781 mit kühn wagendem Vertrauen, zum Schrecken anfangs ſeiner Rebekka zum Kauf eines Hauſes. Auch brauchte er einen Weideplatz für zwei Kühe, die er für des Hauſes Nothdurft anſchaffen mußte; — bisher hatte er ſich mit einer Ziege beholfen. Denn ſchon längſt war das Landleben nicht mehr blos ein poetiſches Paradies für ihn, in dem er ſich ſpazieren gehend, ſternbeſchauend, ſingend und die Nachtigallen belauſchend erging, ſondern auch von den proſaiſchen Früchten des Bauernlebens hatte er außer den Blüthen Notiz nehmen gelernt. Mit aufgenommenem Gelde kaufte er für 9000 M. B. vom Zimmermann Paul Haaſe ein ſchönes geräumiges Haus, das beinahe am Eingange des freundlichen und reinlichen Orts an der breiten hübſchen Landſtraße gelegen war.

* Werke III, 74. „Als C. (Chriſtoph K.) mit dem L. (Liſeli d. i. Eliſe Ziegler in Zürich) Hochzeit machte.“ Freund L. in der letzten Strophe iſt Lavater.

Es bestand aus einem zweistöckigen Mittelbau und langen einstöckigen Flügeln. Jetzt ist es bis zum Unkenntlichen verbaut, und kaum zeigt noch ein betagter Ortseinwohner die alte Stätte. Hinter dem Haus lag ein mit Linden bepflanzter Platz, in dessen Schatten der Bote oft gesessen, dann ein großer Küchen- und Obstgarten mit doppelter Baumreihe, und daran stieß eine Wiese, mit der später die Gräfin Schimmelmann den Dichter belehnte. Von dort hatte man nur wenige Schritte zu dem Waldesschatten des Wandsbecker Gehölzes zu gehen. In diesen freien und weiten ländlichen Räumen blühte nun das Hausleben des Boten recht munter auf, es ward der letzte Rahmen um sein Familienglück. In die geringen Mittel den um so reicheren Inhalt an Fröhlichkeit und Dankbarkeit zu legen; Tag und Stunde zu beseelen durch Gemüth und glückliche Zufriedenheit; den Kalender auch mit möglichst zahlreichen rothen Strichen zu zeichnen; bei allem kleinen Genuß aber die Sammlung und Stimmung für das Große und Größte nicht zu verlieren — das war sein Augenmerk im Familienleben. So fällt in diese Zeit auch die Schildrung der neu erfundenen Hausfeste*, bei denen die Natur und der Humor das beste thaten: das Knospenfest, der Widderschein, der Maimorgen, der Grünzüngel, der Herbstling und der Eiszäpfel heißen die neuen Festtage des Hauskalenders, die nicht blos auf dem Papiere gefeiert wur-

* Werke IV, 56.

den. „Du weißt, heißt es an Andres, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gelassen wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann.“ Auch zu Besuchen und zur Übung einfacher Gastfreiheit war jetzt wenigstens Raum. Einem solchen Besuche am Anfang der neunziger Jahre verdanken wir ein anmuthiges Bild von dem patriarchalischen Haushalt des Boten — es sind tagebuchartige Aufzeichnungen eines jungen katholischen Theologen aus Bayern, der sich nach Vollendung seiner Studien auf einer Reise in Norddeutschland längre Zeit bei Claudius aufhielt*. Er faßte große Liebe zu dem Boten

* Mit Namen Settele aus Oettingen; er trat nach seiner Rückkehr aus Norddeutschland als Hauslehrer in das Fugger'sche Haus in Augsburg, starb aber schon Ende 1797. Sein Freund, der spätere Bischof J. M. Sailer (damals nach seiner Amtsentlassung in Dillingen ohne Amt in München lebend) schreibt über den Gestorbenen an einen Freund: „Ich will Dir etwas sagen, was Du zweimal lesen wirst. Der so gering war in seinem Auge, der so herzlich am Herrn hängen konnte, der im Innern Friede hatte und im Aeußern die Lieblichkeit nicht sehen ließ, sondern war, ohne sie scheinen lassen zu wollen, der den lebhaftesten Knaben stillen Sinn und frohe Lernbegierde einhauchen konnte, dem ich mich nicht werth achte, seine Riemen zu lösen, dem sind sie schon gelöst, die Schmachriemen. Am 28. Dez. 1797 ging er zum Herrn nach Hause — unser Herzens-Settele. Ich freue mich, wieder einen Freund meines Herzens im Himmel zu wissen“. — Seine Aufzeichnungen sind dem „Kirchenfreund für das nördliche Deutschland“ von 1838, S. 221—223, entnommen, in welchen sie ein Enkel Fr. H. Jacobi's. Bernhard Jacobi, hat einrücken lassen. Auch im „Bergedorfer Boten“ von 1838, Nr. 32, und im Weimar'schen Volkskalender 1856 finden sie sich.

und blieb bis zu ſeinem frühen Tode in Korreſpondenz mit ihm. Der Bericht iſt durch die Farbe friſcher Wahrheit und Treue, die er trägt, für uns von Werth. Wir entnehmen ihm einige Hauptſtücke, deren jugendliche Auffaſſung und Darſtellung ſich eben aus dem Urſprung der Blätter erklärt.

„Wie froh und glücklich ich in Wandsbeck lebe, mögen Sie ſich vorſtellen; beſchreiben kann ich es nicht. Claudius hat alle Liebe gegen mich. An ſeiner Seite und in der Mitte ſeiner guten Familie bringe ich die vergnügteſten Abende zu. Was ich ſehe und höre, unterrichtet mich. Sie können nicht glauben, wie ich mich auf die Stunden freue, wo ich weiß, daß Claudius geſchäftfrei iſt. Von 7 bis 10 Uhr Abends verfließen die glücklichſten Augenblicke meiner Reiſe. Seine ſtets heitere Laune, worein er ſeine Miene, ſeine Worte, ſich ganz zu kleiden weiß, das ihm Eigne: unter ſchlechten Lumpen von Worten etwas Wichtiges zu ſagen, ſeine Anmaßungsloſigkeit, ſeine Mäßigkeit im Urtheile, Hindringen auf die Hauptſache und ſein Reſpekt gegen das Zufällige, wenn es ein Mittel zur Hauptſache ſein kann, davon habe ich alle Tage Beiſpiele; der Eindruck dieſer ganzen Summe von Liebenswürdigkeiten auf meine Seele iſt Gott Lob nicht geringe, nicht unwirkſam. — Claudius iſt ſo unſcheinend, ſo ſimpel wie ſein Buch, und auch ſo unſchuldig munter, und mir im Umgange, wie er ſich dem Publikum präſentirt. Ich las noch geſtern, bevor ich zu Bette ging, vieles im Asmus. Beinah bei

jeder Stelle rief ich auf: Er iſt's. Ich ſah ſeine Miene, den Ton, die Geberde, mit denen er es geſagt und geſchrieben haben muß. Der Autor Asmus und der Menſch Asmus ſind Eine Perſon; ſie widerſprechen ſich nicht, wie es bei Schriftſtellern ſo oft der Fall iſt; ſie harmonieren in ihm auf's ſchönſte. Doch lieſet es ſich im letzten beſſer, deutlicher und rührender als im bloßen Buche, wo die gute erklärende Miene, der Ton, die ganze Stellung des Menſchen fehlt."

Dann folgen uns ſchon bekannte Angaben über Haus und Familie. Weiter heißt es:

„Alles zeigt eine geräuſchloſe, im Stillen glückliche Familie, die Eines Sinnes und Herzens nicht nur zu ſein ſcheint, ſondern auch iſt. — Vor oder nach dem Abendeſſen nimmt Claudius ſeinen oben gekrümmten Stecken — ſeine Haare hängen ihm unfriſirt und ungepudert über den Rock; er iſt auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen — und wir durchſtreifen das angrenzende angenehme Wäldchen, das er ſo ſchön und wahr beſungen hat, wo das Kühle der Luft und der ſchön glänzende Mond, der durch getheilte Blätter ſcheint, öfters in unſre Geſpräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen ſcheint. Oder wir ſtehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und warten ſtille den Zeitpunkt ihrer Entwickelung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unſre Geſellſchafter ſind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare dieſer Erſcheinung und winkt

immer auf den Schöpfer. Da iſt's oft, als wenn wir um einen Altar ſtänden. Man kann es jedem im Geſichte leſen, daß er von innen opfert.

Vorgeſtern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer ſchönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback.

Ich möchte nur die Bockſprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herummachte! — und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinter drein! Mancher würde denken, ſo müßte der Reſpekt der Kinder gegen den Vater verloren gehen. — Aber die Thatſache widerlegt es; denn Gehorſam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet dieſe Kinder vor allen aus; ſie freuen und ergötzen ſich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn um ſo mehr. — An Sonntagen lieſ't er Abends eine Predigt aus Taulerus vor. So ſimpel die Sprache dieſer Predigten iſt, ſo voll Geiſtes und ſo rührend ſind ſie. Wir ſitzen dann alle ganz ſtille um den Tiſch herum, und Claudius zieht dann, bevor er anfängt, ganz andächtig ſeine Mütze herunter. Sein Ton gibt der Wahrheit noch mehr Nachdruck und die andächtige Stille und Geberde eines jeden mag auch nicht ohne gegenſeitige Wirkung ſein. Der Übergang zu einem ſchönen erbauenden Liede iſt dann ganz natürlich, oder zu dem prächtigen Te Deum von Schulz, oder zu Haſſen's ſchmelzendem Glorioso redemtor; der kleine Fritz, den auch ſchon die Harmonie der Muſik rührt, fällt mit ſeiner zarten Stimme darein; er kann nicht mehr auf dem

Schoße der Mutter ruhen, er ergreift den Arm des Vaters, der nur mit vieler Mühe fortſpielen kann, und der gute Junge meint vielleicht durch ſeine Beihülfe noch reizendere Töne zu entlocken.

Das ſchöne Tiſchgebet. Nachdem ſich alle in der Stille, jeder bei ſeinem Stuhle, geſammelt hatten, ſo fing Claudius allein und mit langſamer und andachtsvoller Stimme an: „Dieſe Speiſe geſegne uns“ — (hier neigten ſich Alle, als wenn die Gottheit bei dem Tiſche ſtände und den Segen in die Schüſſel legte) — „unſer Vater im Himmel!“ Nach einer kleinen Pauſe ſetzte man ſich. Als das Eſſen vollendet war, betete er: „Der Name des Herrn ſei gelobet und gebenedeiet in Ewigkeit!“ — Die Kinder und die Mutter küßten und dankten dem Vater; man ſah, wie ihm das Herz auf den Lippen ſchwebte. —

Erziehung. Fritz ſpielte auf dem Schooße ſeines Vaters mit dem Kork der Bouteille und ſchlug mit der kleinen Hand auf den Kork, um ihn recht feſt zu machen und dann mit ſtärkerem Halle herauszuziehen. „Er ſah es mir ab“, ſagte Claudius, „wenn ich die Bouteille zuſchloß. Kinder ſind wahre Affen, und es iſt gewiß die einzige Regel einer guten Erziehung, die gelingen ſoll: dem Kinde Gutes vormachen!“

Aufklärung. Sie beſchäftigt ſich mehr mit Wegräumen als mit Aufbauen, aber darum geſchieht ſo leicht zu viel. Aufklären heißt auch weiterſchreiten, aber die Linie iſt fein, und ſchwer zu beſtimmen, wie weit man

gehen dürfe; beſſer dieſſeits geblieben als jenſeits ausgeſchweift. —

Er meinte, wenn einmal der Schutt, der über der Natur liegt, weggeräumt ſei, ſo ſtehe dieſe wieder in ihrer erſten Schöne da, ſo wie ſie aus des Schöpfers Hand gekommen. Dann möchte die Mühe des Menſchen an ihr ſelbſt zu modeln und zu meißeln, wohl umſonſt ſein, welches ſo viel heißt, als wenn der Geſelle das Werk des Meiſters revidiren und verbeſſern wolle; — verſteht ſich, daß der Meiſter den Geſellen an Kopf, Kunſt und Erfindung bei weitem übertreffe. —

Menſchenliebe. Wohlthätigkeit. Der Chriſt muß der beſte Chriſt ſein können, wenn es auch keinen Menſchen neben ihm gäbe. Selbſtbeſſerung, Ausleerung ſeiner ſelbſt, Zurückführung von Allem auf Gott, — das iſt die Hauptſache, wenn er auch ganz allein wäre: Jenes, Menſchenliebe, Wohlthun folgt dann von ſelbſt, wie die Frucht dem Treiben des Baumes. Was man heutzutage ſo in Zeitungen lobt und womit man ſich eitel groß dünkt, ſind meiſtens ausgehangne Früchte, nicht ſolche, die auf eignem Grund und Boden gewachſen ſind. —

Die beſte Welt. Die nichts als Geigen am Himmel hängen ſehn, werden doch meiſtens im Alter andrer Meinung und murren über Tanzen und Singen, und taumeln, wenn ſie nicht ein guter Engel führt, auf dem andern Extrem und ſehen jetzt nichts als Zuchtruthen, Folterbänke und Elend. —

Kirchhöfe. Ein Freund von Claudius ſagte, daß die Begräbniſſe an abgeſonderten Örtern ſein ſollten. Claudius verſetzte, daß ihm die Begräbniſſe um die Kirche ausnehmend gefielen. Man wird ſo recht zum Gebet und Worte Gottes geſtimmt, wenn man über die Gräber in die Kirche geht, und der Wunſch wird einem dann ſo natürlich, da in der Nähe zu ruhen, wo man im Leben ſo viel Troſtreiches und Herzerhebendes gehört hat. —

Zeit und Ewigkeit. „Der Menſch kann", ſagte er, ‚in der Zeit ſein und doch ohne Zeit leben. Wie ſchnell verfliegt dem, der über etwas tiefer nachdenkt, die Zeit! Sie verſchwindet und iſt keine Zeit für ihn. Stunden und halbe Tage vergehen in der Geſellſchaft guter Freunde und man vergißt Uhr und Eſſen und Schlafengehen. —

In dem andern Lande gibt es keine Zeit. Wenn man in ſeinem Elemente und ganz iſt, was man iſt, dann fällt alle Zeit weg, die nur für dieſe Erde iſt, und dies nicht für immer, denn es iſt ſchon hienieden ein ſchlimmes Zeichen, wenn man viele Zeit oder wie man es heißt — Langeweile hat." —

Die Familie war alſo, Eltern und Kinder, am Ende der achtziger Jahre auf zehn Köpfe angewachſen. Des Vaters Zeit wurde ſehr durch den Unterricht der größeren Kinder in Anſpruch genommen, um ſo weniger Muße blieb für den literariſchen Verdienſt. Mehr noch der Vorblick in die Zukunft, was da dereinſt werden ſolle mit den großgewordenen Kindern bei gänzlichem Mangel an Mitteln, konnte nur trübe und wenig troſtreich ſein.

Daher faßt ſich Claudius ein Herz und wendet ſich in einem originellen Schreiben an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, der ſeit 1784 für den geiſtesſchwachen Chriſtian VII. als Mitregent die Regierung übernommen hatte. Vieler Augen und Hoffnungen waren auf dieſen jugendlichen Fürſten gerichtet. Auch Claudius hatte ſich ihm ſchon mehrere Jahre vor ſeinem Antritt der Regierungsgeſchäfte durch die Zueignung der Überſetzung von Ramſay's Reiſen des Cyrus* genähert. Später (im Frühjahr 1785), als Mitregent, warf er dem Boten einen Jahrgehalt von 200 Thalern aus, mit dem Bemerken, es ſei das eine Erkenntlichkeit für das Vergnügen, das auch ihm Asmus gewährt habe; und als er im Sommer 1787 Wandsbeck beſuchte, war Claudius** der poetiſche Dolmetſcher der patriotiſchen Geſinnungen des Orts.

„Nicht, was der Menſch nimmt oder thut,
Hat Sicherheit und Lohn.
Und Gott allein macht groß und gut;
Du lieber Königs-Sohn!

Der ſegne Dich! Dich ſegne Gott!
Der wolle mit Dir ſein!
Er mache Deine Wangen roth,
Und Deine Seele rein;" u. ſ. w.

Die Art, wie der Kronprinz dieſe treugemeinte und von aller Schmeichelei ſehr entfernte Huldigung aufnahm, gab

* Werke IV, 83.
** Werke V, 92.

dem Dichter in demſelben Jahr den Muth zu folgendem Brief:

Durchlauchtigſter
Gnädiger Printz!

ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt, und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet ſein ſollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen, und mir meine itzige Lebensart etwas beſchwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine ſolche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich zuerſt an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unſer Kronprinz wären; ich wünſchte irgend eine Stelle in des Königs Lande, und, wenn es ſein könnte, im lieben Holſtein. Gnädiger Printz, ich bitte nicht um eine ſehr einträgliche Stelle; ſondern nur um eine, die mich nährt, und um ſo eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens iſt, das Brod, das ihm der König gibt, zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt ſein würde, ſo wüßte ich nicht zu ſagen, wozu ich eigentlich geſchickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigſt geruhen, ein Machtwort zu ſprechen und zu befehlen, wozu ich geſchickt ſein ſoll.

ich erſterbe mit Geſinnungen eines getreuen Unterthan

Ew. Königl. Hoheit

Wandsbeck, d. 19. Oct.
1787. unterthäniger Matth. Claudius.

Die freimüthig-ehrlichen Worte hatten den Erfolg, daß der Briefſteller im Jahre darauf die Stelle des erſten Reviſors der Schleswig-holſtein'ſchen Bank zu Altona mit einer Beſoldung von 800 Rthlr. (= 960 Thlr. preuß.) erhielt, unter der Begünſtigung, ſeinen Wohnſitz in Wandsbeck beibehalten zu können*. Das Amt machte ihm nicht viele Mühe; er hatte nur die Pflicht, wenige Wochen im Herbſt der Reviſion der Bankrechnung in dem nahen Altona beizuwohnen. Hiermit waren denn ſeine nächſten Lebenswünſche erreicht — eine feſte wenn auch nicht glänzende Einnahme, aber auch ohne die Ausgabe aller Zeit und Kraft; eine Beziehung zum äußeren praktiſchen Leben und doch keine Entfremdung von der ſtillen Einkehr in das innere Leben, deren er bedurfte.

* Wenn der däniſche Dichter Adam Öhlenſchläger in der dem König Ludwig von Bayern zugeſchriebenen Widmung ſeiner Selbſtbiographie (im I. Theil ſeiner Schriften. Breslau 1829) zum Lob ſeiner Landsleute ausruft:

„Oft, wackre Deutſche! was ihr ſchön vollbrachtet,
Erkannten Sie, und Eure Großen nicht;
Und Claudius und Klopſtock — edle Namen! —
Vom Dänenkönig ihren Kranz bekamen;" —

ſo vergißt er, was Claudius betrifft, daß der däniſche König aber auch Herzog von Holſtein und des Dichters rechtmäßiger Landesherr war.

II.

Literariſches Schaffen und geiſtiges Leben.

In dem Zeitraum, von dem wir reden, gab Claudius drei Theile ſeiner geſammelten Schriften heraus; gleich am Anfang (1778), wie ſchon geſagt, den dritten, i. J. 1783 den vierten. Zwar war er damals das was wir einen „Literaten“ nennen würden, denn er lebte eben von Bücherſchreiben und Überſetzungen, und doch wie wenig hat er eigentlich Profeſſion davon gemacht — zwei kleine Bände ſind im ganzen ſein literariſcher Lebensertrag! Jacobi* konnte mit Recht ſagen, nicht einmal das Nulla dies sine linea! habe er ſich zum Geſetz machen wollen. Er kannte aber auch wie nicht viele die ſittliche Seite ſeines geiſtigen Berufs als ein guter Haushalter — er wußte wohl, daß keine Verzerrung widerlicher und widerſpruchsvoller ſei als ein geiſtiges Schaffen um Lohn. Die äußere Noth hat ihn wohl beten aber nicht dichten und ſchreiben gelehrt, ſondern nur der freie innere Trieb. Die Schreibſeligkeit der Auf-

* Von den Göttl. Ding. (Ausg. v. 1811) S. 45.

klärungszeit war ihm tief zuwider. Selbst bei dem Übersetzen andrer Werke, das seiner Natur nach eher die äußere Nöthigung verträgt, hat er sich nie von der Aussicht auf Gewinn, durch die Rücksicht auf Beifall und Modeneigungen des Lesepublikums leiten lassen, sondern nur von seiner Überzeugung, daß ein Buch das Bürgerrecht in unsrer Literatur verdiene, daß seinen Landsleuten eine Wohlthat damit geschehe. Ja er schwamm auch hier gegen den Strom, es waren immer dem Zeitgeist conträre Schriften, die er übersetzte. Als ihm Voß die Mitarbeit an der einträglichen und müheloſen Übertragung von „tausend und einer Nacht“ antrug, lehnte er den Antrag ab, wie Erneſtine Voß* meint, „weil ein solches Unternehmen ihm zu kleinlich schien.“ Dagegen übersetzte er in diesen Jahren aus dem Französischen die „Geschichte des Ägyptischen Königs Sethos“, vom Abt Terrasson, eine Nachahmung des Telemach, doch so daß er in den geschichtlichen und antiquarischen Theilen abkürzte; „die Reisen des Cyrus, eine moralische Geschichte, nebst einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie“, vom Ritter Ramsay in Oxford**, und endlich die anonyme Schrift „des Erreurs et de la Vérité, als deren Verfasser später L. C. de Saint-Martin bekannt wurde. Es ist die erste Schrift dieses ungewöhnlichen Mannes und i. J. 1774

* Briefe III, 9.

** Die Vorrede zur Übers. ist wieder abgedruckt in den Werken V, 82 folg.

erſchienen. Es folgte ihr eine lange Reihe von Schriften, die recht bezeichnend mit franzöſiſchen Bearbeitungen Jakob Böhme'ſcher Werke ſchließen, denen zu Liebe der ſchon alternde Mann noch Deutſch erlernt hatte. Claudius' Übertragung der genannten Erſtlingsſchrift iſt darum von großer Bedeutung für ihn, weil er wirklich von der Anſchauungsweiſe St.-Martin's ſich manches angeeignet hat oder, richtiger, weil er dieſelbe zur Beſtätigung und Steigerung ſeiner eignen mehr oder weniger entwickelten Denkart genutzt hat; dann aber auch, weil man in Deutſchland faſt allgemein über das Buch herfiel und in ihm ein Muſter von Geiſtesverwirrung und Abſurdität ſah und natürlich dann dieſe Urtheile auf den dem Original vielfach zuſtimmenden Überſetzer, ſtillſchweigend oder ausgeſprochen, übertrug. So urtheilte Göthe, ja Herder, um andre nicht zu nennen, die ſogar an jeſuitiſche Propagandaabſichten bei dem Buche glaubten. Hat doch noch neuerdings der Hiſtoriker Schloſſer in ſeinem angreifenden Urtheil über Claudius die Quelle zu deſſen geiſtiger Verwandlung, die ihm faſt einer Zerrüttung gleich kam, in St.-Martin's Buche ſehen wollen! Ganz anders urtheilt über St.-Martin ein Mann, der gewiß nicht in dem Verdacht ſteht, ſeine Richtung zu theilen, — Varnhagen von Enſe*. „Er

* Angelus Silesius und Saint-Martin (1833) S. 149. Man vgl. über des Verfaſſers Perſönlichkeit F. H. Jacobi's Briefwechſel II, 309 folg., der ihn 1801 in Paris kennen gelernt hatte, und über die einſchlagende Literatur Ratjen J. F. Kleuker. S. 8 f

gehört zu den auserwählten Geistern", sagt er u. a. „die von Zeit zu Zeit gleich Wesen einer höheren Ordnung unter den Menschen wandeln, damit deren ursprüngliche Würde und Schönheit in Abbildern sichtbar bleibe, u. s. w." — Claudius hat in seiner schönen und für Original wie Übersetzer interessanten Vorrede* selbst angedeutet, worin er einstimmt mit der Grundrichtung des Buchs und was er daraus dahingestellt sein läßt. Vorher nur eine kurze Angabe von dem Hauptinhalte, auf die ich mich hier beschränken muß. Das Buch enthält gleichsam eine Physik des gesammten organischen Lebens und sucht darzuthun, daß der gebräuchliche Gang der Wissenschaften nicht zur Erkenntniß der Natur und Gesetze dieses Lebens führe, daß er die Wirksamkeit und Wahrheit der Dinge mehr verhülle als aufschließe; daß der Sinn und mit ihm die Wissenschaft der göttlichen Realität dem Menschengeiste verloren gegangen sei. Sie sei jedoch nur eben verloren gegangen, sei aber noch vorhanden und dürfe nur gesucht werden. Jeder Mensch kann die Grundzüge dazu in sich selbst finden, je mehr er sich dem Centrum der Wahrheit nähert; ist er in diesem „geboren, so ist nichts, das er nicht sehen, nichts, das er nicht umfassen möge." Einen Versuch, diesen in der „Privation und dem Elend" des Menschen abhanden gekommenen Schlüssel zur ächten Gottes- und Welterkenntniß herzustellen, soll die Schrift enthalten. Doch

* Wieder abgedruckt in den Werken IV, 45.

erklärt der Verfaſſer ſelbſt, daß er abſichtlich zurückhalte und einen Schleier ausgebreitet habe, theils, wie er ſagt, aus „Verbindlichkeiten“, die er nicht angibt, theils aus Rückſichten auf das Faſſungsvermögen der Menſchen. In dem Gegebenen aber tritt er mit dem ſicheren Ton und der Zuverſicht einer erhaltenen Offenbarung auf. Daß bei ſolchem Standpunkt ſich Wahrheit und Phantaſie faſt verwirren müſſen, und wenn die Conſequenz auch die Form ergreift, eine orakelnde Dunkelheit und ein mit Zahlenmyſtik verwebtes Räthſelſpiel entſtehen muß, iſt nicht zu leugnen, und findet ſich in manchen Theilen des merkwürdigen Buchs beſtätigt. Aber damit iſt über ſeinen Werth oder Unwerth noch nicht alles geſagt. In den Theilen, die dem Verſtändniß zugänglich ſind, wo er nicht blos „wie ein Geiſt, mit verſchloſſenem Munde und aufgehobenem Zeigefinger, auf etwas hinweiſend da wir nicht von wiſſen“ einhergeht, finden wir auf dem Grund tiefer und ausgebreiteter, auf das Univerſale und ſeine Einheit gerichteter Kenntniſſe eine intuitive Anſchauung von ſeltenem Vermögen. Keinesfalls verdient das Buch bei allen Mängeln, die auch zum Theil aus einer faſt kleinlichen, alles unter das Licht des Prinzips ziehenden Syſtemſucht erwachſen, die Schmach, die man darauf gehäuft hat.

Wir kehren zu Claudius' eigenen Schriften zurück. Der dritte Theil beſtand großentheils aus Stücken, die ſchon früher, vor und während des Darmſtädter Aufenthalts, von

ihm geſchrieben worden, denn wenige Monate nach der Rückkehr wird ſchon das Netz nach Subſcribenten ausgeworfen.* Es hat deshalb dieſer Theil noch die größte Ähnlichkeit mit ſeinen Vorgängern; der Humor iſt vorklingend; den Mittelpunkt bildet die ſinnvoll-humoriſtiſche „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan“ mit dem ernſten Hintergrund der mahnenden Lehre von Fürſtenpflicht und Gewiſſen, aus der uns noch einzelne Ausſprüche begegnen werden. Manche Gedanken darin mögen durch Eindrücke ſeines Darmſtädter Aufenthaltes angeregt ſein. Ebenſo, vermuthe ich, dankt das köſtliche „Schreiben eines parforsgejagten Hirſches an den Fürſten, der ihn parforsgejagt hatte, d. d. jenſeit des Fluſſes“ ſolchen Erinnerungen ſeinen Urſprung**: „Durchlauchtiger Fürſt, gnädigſter Fürſt und Herr! Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht parforsgejagt zu werden; bitte aber unterthänigſt, daß Sie gnädigſt geruhen, mich künftig damit zu verſchonen. Ew. hochfürſtl. Durchlaucht ſollten nur einmal parforsgejagt ſein, ſo würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüſtern. Wie können Ihre Durchlaucht es doch über's Herz bringen, ein armes unſchuldiges Thier, das ſich von Gras

* Er hatte deren 1500.

** Werke III, 82. Das Stück iſt ein Theil der humoriſtiſchen Abhandlung über die Gattungen des Briefſtils, die Probe des Stilus Epistolaris Extraordinarius Aesopicus Terrestris.

und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Laſſen Sie mich lieber todt ſchießen, ſo bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann ſein, daß Ew. Durchlaucht ein Vergnügen an der Parforsjagd haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz ſchlägt, Sie thäten's gewiß nicht wieder. Der ich die Ehre habe zu ſein mit Gut und Blut bis in den Tod.*

Nur gegen das Ende des Bandes macht ſich eine Änderung des Tons geltend in drei vermuthlich erſt in Wandsbeck geſchriebenen Stücken, wo der Scherz zerrinnt vor dem heiligen Ernſt, der an einzelnen Stellen einen beſonders tiefen und ergreifenden Ton annimmt — ich meine den Aufſatz „über das Gebet, an meinen Freund Andres", „eine Correſpondenz zwiſchen mir und meinem Vetter, angehend die Orthodoxie und Religionsverbeſſerungen" und die innig-ſchöne „Parentation über Anſelmo", der ein, mir unbekanntes, Erlebniß zu Grunde liegen muß.* Aus dem erſtgenannten Stück werden einige Stellen jenen neuen Geiſt leicht zur Anſchauung bringen. „Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenſchlagen und Wünſchen des Herzens, das iſt nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptſache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts

* Ich habe leider nicht erkunden können, welcher Freund unter dem Namen verborgen iſt. Es findet ſich noch ein kleines treffliches Gedicht: „Bei dem Grabe Anſelmo's" Werke I u. II, 11 das urſprünglich im W. B. v. 1773. Nr. 140, dann im Gött. M A. 1774, S. 163 ſtand.

von Beten wiſſen wollen. Iſt eben ſo viel, als wenn ſie ſagten, man ſolle nichts wünſchen, oder man ſolle keinen Bart und keine Ohren haben. Das müßte ja 'n hölzerner Bube ſein, der ſeinen Vater niemals etwas zu bitten hätte und erſt 'n halben Tag deliberirte, ob er's zu der Extremität wolle kommen laſſen oder nicht. Wenn der Wunſch inwendig in Dir Dich nahe angeht, Andres, und warmer Complexion iſt; ſo wird er nicht lange anfragen, er wird Dich übermannen wie 'n ſtarker gewappneter Mann, wird ſich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen und am Himmel anklopfen." — Und weiter unten: „Ob nun das Gebet einer bewegten Seele etwas vermag und wirken kann, oder ob der Nexus Rerum dergleichen nicht geſtattet, wie einige Herren Gelehrte meinen, darüber laſſe ich mich in keinen Streit ein. Ich hab' allen Reſpect für den Nexus Rerum, kann aber doch nicht umhin, dabei an Simſon zu denken, der den Nexus der Thorflügel unbeſchädigt ließ und bekanntlich das ganze Thor auf den Berg trug." Das Zeichen des Kreuzes, das von nun an ſein Panier und Siegeszeichen wird, ſchließt den Band. —

In den nun folgenden Theilen kehrt ſich das Verhältniß von „Ernſt und Kurzweil" gerade um; wie früher die belletriſtiſche Form und der Scherz überwog, auch das an ſich Ernſte, deſſen Geltendmachung dem Boten feierlich am Herzen lag, leicht die bunte Verkleidung umnahm oder in eigner Geſtalt nur in vereinzelten

Strahlen durchſchien, ſo wird jetzt dem Schalk und der Schellenkappe ein beſcheidnerer Winkel angewieſen, und Asmus hält es an der Zeit, die Wahrheit unverkleidet und frank hervortreten und walten zu laſſen.

Das Publikum und die Recenſenten empfanden wol, daß ihr früherer Liebling nicht mehr ganz der alte ſei. Er bot nur ſelten Stoff zum Lachen, meiſt machte er ein ernſtes, mitunter ein bekümmertes Geſicht; aus dem Leben gegriffen waren ſeine Gegenſtände noch immer, doch die Mehrzahl aus einem andern Leben als vordem; er hörte eben auf, eine bloſe Unterhaltungslektüre zu ſein, was er freilich nie hatte ſein wollen.

So machen ſpätere Kritiker mit der Mehrheit des Publikums eine Art Einſchnitt in Claudius' Schriften, indem ſie ſeinen Ruhm und literariſchen Charakter allein aus den drei erſten Theilen ableiten. Über dieſe wollen wir nur einzelne gleichzeitige kritiſche Stimmen hören. Voran ſchicke ich ein Wort Juſtus Moeſer's der in ſeinem bekannten Schreiben „über die deutſche Sprache und Literatur", in welchem er auf Friedrichs des Großen Schrift „de la littérature allemande" cet. antwortet, u. a. die Unwahrheit in der Nachahmung fremder Originale rügt, und indem er dieſen Vorwurf auf die geiſtliche Beredſamkeit anwendet, fortfährt*, „dieſes macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch

* Der Aufſatz iſt v. J. 1781; unſre Stelle (in J. Moeſer's Verm. Schrift. Ausg. v. 1797) I, 198.

zu unwahren Rednern, die nie dasjenige wirken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket, als was er empfindet, und gerade in dieſe aufrichtige Übereinſtimmung ſein ganzes Verdienſt ſetzt, unter uns wirket." Genauer eingehend, ſind die Anzeigen in Nicolai's allgemeiner deutſcher Bibliothek.* Die darin herrſchende Richtung des „geſunden Menſchenverſtands" hat doch Poeſie genug, in den erſten Theilen den „ächten Humor, ſtarken Witz, die ſcharfe Satire", auch den „drolligen und launigen" Ausdruck, ſogar die „hohen Züge des Geiſtes und edle Wärme des Herzens" herauszufühlen, aber ſie wittert doch ſchon in den beiden erſten Theilen das Fremdartige, das werdende Religiöſe mit Mißfallen heraus. „Aber uns dünkt", ſagt der Recenſent, „daß der Verfaſſer ſich den Aufwallungen ſeiner Empfindungen oft zu ſehr überläßt, ſie zu ſehr, auf Koſten des Verſtandes, der kälteren Überlegung und der deutlichen Begriffe, erhebt. Das beweiſet die Art, wie er ſich über die chriſtliche Religion, über die Vaterlandsliebe, über Myſtik u. ſ. w. ausdrückt. Es kann auf eine Zeitlang angenehm ſein, in ſüßer Phantaſie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen, und ihm all ſeinen Willen zu geſtatten, über Dinge, die wir wiſſen, und die wir nicht wiſſen können, ſchön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus dieſem elyſiſchen Schlummer, oder man träumt ſich zum Schwär-

* Allg. deutſche Bibl. Bd. 39, S. 241—243. Bd. 36, S. 158—59.

mer, oder zu noch etwas Ärgern. Denn wo iſt der Mann, der ſich rühmen kann, ſeinen Empfindungen ſicher trauen zu können?“ — Seltſamer Weiſe hebt daſſelbe Blatt, — indeß durch die Hand eines andern Recenſenten, — gerade im dritten Theil die Gedanken über das Vaterunſer, genauer „über das Gebet“ rühmend hervor, freilich mit welchem Grad von Herzensbetheiligung, das lehrt das beigefügte Lob einer „naiven empfindſamen Paraphraſe.“ Anders wurden von den meiſten und lauteſten Stimmen des Publikums und ſeiner Leiter die folgenden Theile des Asmus empfangen; nur klein war das Häuflein der Getreuen, die bis ans Ende ausharrten, ohne irre zu werden an dem nicht neuen, ſondern nur ſich ſelbſt treueren Boten, die an ſeiner Kraft erſtarkten zu gleicher Geſinnung oder von der Sehnſucht wenigſtens nach gleich tiefem Frieden getragen wurden. Die verdammenden und verketzernden Gegenſtimmen, ſoweit ſie eine geſchichtliche oder perſönliche Bedeutung für Claudius haben, gehören indeß mehr in die folgende Lebensepoche, in die Zeit wirklicher Kämpfe. Den Boten ſelbſt ſtörten ſie nicht eben ſehr. „Staub unterm Fuße, ſagt er*, muß, dünkt mich, dem Mann, dem 's warm um's Herz iſt, der in Ernſt nützen will und den Zeug dazu hat, 'n Bündel Kunſtrichter, 'n Jahrgang Zeitungsſchreiber ſein, die Weisheit plappern.“

Unſer Urtheil wird anders lauten müſſen als jene Stimmen. Wir ſehen in der Änderung des Tons bei dem

* Werke I u. II, 83.

Schriftſteller eben nur die Abſpiegelung innerer Vorgänge im Menſchen. Wer will und kann aber in dieſen Kern des Lebens hineinblicken? in eine Welt, die auch ihre Geſchichte hat, wie alles Wirkliche, wo aber der Geſchichtſchreiber fehlt, der auch nur den einzelnen Vorgang, geſchweige den Zuſammenhang durchſchaute. Wir ahnen das Licht, das eindringt und ſich verbreitet, nur aus den Schatten, die es in den Worten des Schriftſtellers wirft. Denn Briefe, die uns über die Geneſis ſeines religiöſen Wachwerdens Aufſchluß geben, exiſtiren nicht; Claudius' Briefe, ſoweit mir ſolche vorliegen, rühren überhaupt nur ſehr ſelten an dieſe Lebensfragen. Die kleinen Aufſätze in den Werken enthalten zwar eine treue Abſchrift ſeines innern Lebens, aber, für Viele geſchrieben, geben ſie doch nur die Früchte, weniger das Werden der Überzeugung, und es gehört ſchon ein Leſen zwiſchen den Zeilen dazu, um auch von dieſem ſich eine Vorſtellung zu machen. Jene ſtellen wir unten in kurzem Überblick zuſammen; für dieſes wage ich nur einzelne erkennbare Vorbedingungen zu nennen. Dieſelben ſind theils rein innerliche, die in ihrer letzten Quelle und Verborgenheit nur Gott kennt; theils von Außen, durch Anregungen und Aufnehmen, nach Innen wirkende. Was die erſteren angeht, ſo iſt wohl und wiederholt zu betonen, daß Claudius in keiner Periode ſeiner Mannesjahre der Wahrheit aus Gott fremd geblieben, daß er ſie unter ungünſtigen Einflüſſen feſtgehalten und bezeugt hat, aber ſie erfüllte ihn nicht ganz, ſie herrſchte nicht in ihm,

ſondern ward in ihrer Kraft mitunter zerſtreut und gebrochen durch Lebensluſt und Lebensſorge und durch die ſtarke Reizbarkeit des natürlichen Herzens. Ja ihre Einfalt und geſundmachende Wirkung ward durch eine myſtiſch-theoſophiſche Neigung in Claudius gehemmt, die, ein Abweg ſeines anſchauenden Tiefſinns und genährt durch eine fein religiöſes Leben begleitende und weckende Phantaſie auf neue Offenbarungen aus dem Jenſeits und der Natur der Geiſterwelt wartete. Gewiß dankte er dieſer Neigung, die ja auch eine Gabe war, verborgene Schätze des inneren Lebens, aber die Gefahr des Mißbrauchs lag dicht daneben; die Gefahr, Ausgeburten der eignen Schwachheit mit Enthüllungen einer höheren Natur und mit Ausſtrömungen einer göttlichen Kraft zu verwechſeln; zumal es in jener Zeit — wo Unglaube und Aberglaube ſich in den Beſitz der Geiſter theilten — nicht an dem Irrlicht ſolcher Schwarmgeiſter fehlte, die von dem trüben Wahn eines erhaltenen Prophetenberufs und eitlem Selbſtbetrug ſich verführen ließen und andre verführten. Auch liegt hier der Unglaube nicht fern an die Zulänglichkeit der Heilsgüter, die in der empfangenen Offenbarung beſchloſſen ſind; ein unruhiges Herausſehnen und Wünſchen des natürlichen Herzens, das da ablenkt von den vorliegenden Aufgaben der ſittlichen Lebensarbeit, ja zuletzt doch Imagination und Intuition verwechſelt. Übrigens iſt Claudius vor dergleichen Ausartungen durch denſelben geſunden geiſtigen Takt, wenn ich ſo ſagen darf, bewahrt und gerettet worden, der ihn wie ſein guter Ge-

nius auch vor andern Abwegen hütete. Überhaupt ſtellte ſich in ihm, wie wir ſehen, das Chriſtenthum zuerſt vornehmlich von der gefühligen Seite als eine ſo zu ſagen lyriſche Religioſität dar, und gerade um deßwillen ſo entſchieden der blos objektiv gewordenen legalen Orthodoxie eines Goeze entgegen. Nie freilich war er von dem bibliſchen Grunde losgelöſt, aber auch da beſonders den Schriften zugethan, wo ſich das innere Leben des Menſchen in ſeiner Höhe und Tiefe vor Gott offen legt, wie in den Pſalmen, und wo das perſönliche Lebensbild des Heilands in all ſeiner Größe und Herrlichkeit zur Darſtellung kommt, dem Evangelium Johannis. „In ihm iſt ſo etwas ganz wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch ſie hin der ſchnelle zuckende Blitz! 'n ſanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! ſo etwas ſchwermüthiges und hohes und ahndungsvolles, daß man's nicht ſatt werden kann.“* Wer mag leugnen, daß gerade in dieſem innigen Erfaſſen mit dem vollen und unbeirrten Gefühlsleben die Stärke und Lebenswärme des Boten liegt, die wir um alles nicht miſſen möchten. Aber doch bedurfte auch dieſe Seite, wenn ſie nicht einſeitig und allerlei Willkür ausgeſetzt werden ſollte, als ihrer Ergänzung und Erfüllung eines engeren und bindenderen Anſchluſſes an die Zucht der bibliſchen Wahrheit, damit dieſe mit ihrer Macht und Autorität auch ihren vollen Segen üben konnte.

* Aus der „Paraphrasis Evangelii Johannis“ Werke I, 8. —

Und in dieſe Zeit des Reifens tritt Claudius nun ein. Seine Natur rang mit dem Worte der Wahrheit, weniger bei ihm das ſich auflehnende natürliche Erkennen im Zweifel, als ſein Gefühl und Wille in ſchwerem Abmühn. Es iſt der Sieg im Unterliegen, den er hier erlebte.

So wurde die Sehnſucht nach der Herſtellung einer urſprünglichen Natur, die er ſo lange auf poetiſchem Boden zu befriedigen geſucht, nun in der Ganzheit des inneren Menſchen wahrhaftig geſtillt; aber erſt, nachdem das Sehnen ſelbſt und ſein Ziel zuvor gereinigt und erneut ſeinem Geiſt ſich darſtellte — die Natur, um die er ſo inbrünſtig geworben, als die göttliche Ebenbildlichkeit und das verlorene Paradies, die Sehnſucht darnach als die Berührung der ewigen Liebe. Aber auch die Hemmungen auf dem Wege erfuhr er in ſchmerzlicher Selbſterkenntniß. So kehrte das naive Naturleben ſeiner Kindheit zu ſich ſelbſt zurück, nur als ein bewußtes und geweihtes, hindurchgegangen durch die Läuterungszeiten der Sorge, des Kampfes, der Erfahrung von Ohnmacht, Sünde, Schuld, von hinſiechender Trauer zum fröhlichen Auferſtehn des Sieges. Schon früher* ahnte er „jene merkwürdige katholiſche transcendentale Veränderung, wo der ganze Zirkel unwiederbringlich zerriſſen wird und alle Geſetze der Pſychologie eitel und leer werden, wo der Rock von Fellen ausgezogen, wenigſtens umgewandt wird und es dem Menſchen wie Schuppen von den Augen

* Werke I u. II, 61.

fällt; die ſo etwas iſt, daß ein jeder, der ſich des Odems in ſeiner Naſe einigermaßen bewußt iſt, Vater und Mutter verläßt, wenn er darüber etwas ſichres hören und erfahren kann."

Neben dieſem unnahbaren inneren Werden und Bewegen ſtehen Anſtöße von Perſonen und äußeren Erlebniſſen. Von den Eindrücken, die jene lebensgefährliche Krankheit auf ſein Inneres machte, haben wir oben geſprochen; ſie waren entſcheidend. Oft geht ja mit einer leiblichen Krankheit, die den Geiſt abſchließt von der Außenwelt und auf ſich ſelbſt zurückbeugt, das geiſtige Geſunden Hand in Hand. Früher im Äußeren und Unweſentlichen verloren, verliert er nun dieſes Äußere, und während jene Bilder in ihrem ſchönen Schein ferner treten und erblaſſen, erwacht das eigne Seelenbild, und unter Gottes Gnade das innere Urbild und das göttliche Ebenbild. Und wenn die Krankheit an den Rand des Grabes führt, wie mag es die Seele, die von der Wahrheit weiß und lebendige Eindrücke von ihr empfangen hat, hindrängen, ſie in ihr volles Recht einzuſetzen!

Das Aufgeben eines Amtes, das ihm Auskommen und Ehre gewährt hatte, und — was ſchwerer wog, als dies äußere Factum — die demüthigende Selbſterkenntniß, daß er überhaupt nicht geeignet ſei, einen größeren Kreis praktiſcher Thätigkeit zu umſpannen, hatte das Verſtändniß der göttlichen Abſicht zur Folge, daß demnach ſein eigentlicher Beruf ſei, in freier Weiſe für die Wahrheit zu

werden, die er ſich zuvor feſter und eigner gemacht haben müſſe.

Je klarer ſich ihm dieſe Lebensaufgabe darſtellte, um ſo beſtimmter mußten auch ſeine Studien auf dieſen Zweck gerichtet, die Seite der Erkenntniß in dem Glaubensleben mußte gepflegt und ausgebildet werden. Seine Amtloſigkeit, wo der Tag frei und ganz da lag und nur zum kleinen Theil durch Überſetzungsarbeit und eigne Produktionen hingenommen wurde, unterſtützte dies Bedürfen. Wir ſind zwar nicht genau und ausdrücklich von ſeiner Studienordnung unterrichtet, können aber aus Stellen ſeiner Schriften und Briefe ſchließen, womit er ſich vorzüglich beſchäftigte. Er folgte fortwährend auch dem Gang unſrer Literatur in ihren Hauptwerken, Anzeigen aber ſchrieb er nur noch von den ihm verwandteren Schriften, wie Hamann's, Herder's, Lavater's und F. H. Jacobi's. Vorzugsweiſe ſuchte er in unſrer und fremden Literaturen, zu denen er den ſprachlichen Schlüſſel hatte, ſolche Werke auf, die ihn in ſeiner Lebensrichtung fördern und kräftigen konnten. Auch in dieſer Auswahl ſprach ſich das Streben von der Peripherie nach dem Centrum aus. So las er die Hauptſchriften der Kirchenväter, kirchengeſchichtliche Werke, die Schriften der Myſtiker. Unter dieſen war es Tauler vor allen, deſſen Predigten und Schriften ihm theuer und wichtig wurden. Die erſteren wurden ihm ein Haus- und Familienbuch; die anderen beſchäftigten ſein eigenſtes Denken und Leben. Erſcheint doch in dieſem reifſten Ver-

treter der Myſtik des Mittelalters der Grundgedanke dieſer Lebensanſchauung durch Schriftforſchung, innere und äußere Lebensprüfung und ſpekulative Gabe am meiſten vertieft und abgeklärt, am freieſten von pantheiſtiſcher Gedankenverirrung und ſpiritualiſtiſcher Überſpannung. Und gerade durch den praktiſchen Anſchluß an die ethiſchen Bedürfniſſe des Lebens, von welcher Tauler überall, in ſeinen chriſtlichen Volksreden wie in ſeiner „Nachfolgung des armen Lebens Chriſti“ und ſonſt ausgeht, kam er dem was unſern Claudius von nun an ſo ernſt und ſo gewiſſenhaft bewegte, zu Hülfe. Dieſe Unterordnung des natürlichen Wiſſens unter das geiſtliche und göttliche Wiſſen, unter die Vollkommenheit des ſchauenden Lebens und den Gebrauch ewiger Dinge; dieſe Abkehr von den unſtäten und unruhigen Dingen, welche das Herz in Unruhe ſetzen, in der Gott nicht gefunden wird, weil ſeine Stätte im Frieden iſt; dieſe Forderung, daß der Menſch ſchweige, wenn Gott der Herr ſein Wort in der Seele ſpreche und gehört werden ſolle; dies Verlangen, daß aller eigne Willen ausgehe, damit der göttliche eingehe und mit ſeinem Lichte den rechten Willen gebäre und fruchtbar mache in allen Tugenden; dies unabläſſige Sterben der Creatur in der innerlichen Betrachtung des Leidens Chriſti; und alle dieſe Forderungen in der einen des armen Lebens, das Gott ſelbſt ſchaffe und erfülle mit dem Reichthum ſeiner Liebe, — das ſind die vielfach wiederholten und in ſtets neuen Wendungen umgebildeten Gedanken Taulers, die dem Boten ins Herz

griffen und ſich mit ſeinen eignen Erfahrungen verbanden.

Philoſophiſche Studien ſchloſſen ſich an. Namentlich behielt er die Vorliebe für Platon, deſſen Dialoge auch in chriſtlicher Zeit überall da, wo das religiöſe Leben aus Unglauben oder dürrer Scholaſtik ſich losringt, ihren propädeutiſchen Beruf übernehmen. Unter den neueren Philoſophen zogen ihn Pascal und Bacon von Verulam beſonders an; aber auch mit Spinoza, der in der Sturm- und Drangzeit von neuem wieder aufzuleben beginnt, um bald eine ſo große Bewegung in der Geſchichte des ſpekulativen Geiſtes zu erwecken, hat er ſich in den achtziger Jahren viel beſchäftigt. In den beiden erſtgenannten Männern iſt es zunächſt der religiöſe Geiſt, in dem Claudius das Verwandte begrüßt; in Spinoza* der Ernſt des die Wahrheit in Entſagung und Ehrfurcht ſuchenden Tiefſinns, der auch wo er irrt „auf dem Bette der Ehren“ verunglückt. Wenn Pascal in ſeinen Pensées eine ſcharfe Scheidung annimmt zwiſchen der Wiſſenſchaft der mathematiſchen und natürlichen Geſetze als des Endlichen und dem Unendlichen, bis zu deſſen Gränze uns die Mathematik führt; wenn er behauptet, durch dieſe Wiſſenſchaft ſollten wir unſre Unwiſſenheit gründlich kennen lernen und die Vernunft ſolle inne werden, daß ſchon das Natürliche, wie viel mehr das Übernatürliche ſie überſteige; wenn er darauf beſteht, nicht in den geo-

* Werke V, 37 u. 102.

metriſchen Wahrheiten, überhaupt in der Natur nicht offenbare ſich die wahre Unendlichkeit Gottes, ſondern in der inneren Empfindungswelt des Menſchen, — ſo erkennen wir ſchon in dieſen Andeutungen Lieblingsgedanken auch aus Claudius' religiöſen Aufſätzen. Auch Pascal kämpft gegen den Übermuth der Philoſophie und der endlichen Vernunft, ſieht eine Gewißheit nur in der Unmittelbarkeit des Glaubens, für welchen die Natur nur Vorſchule und Stütze ſei. Nicht minder werden wir an Claudius' Lebensanſicht erinnert, wenn Pascal von der hohen Beſtimmung und der niedrigen Wirklichkeit des Menſchen ſpricht und die Quelle dieſes Widerſpruchs in dem Geheimniß des Falls und der Erbſünde erkennt. Und von hier aus findet Pascal den Weg mitten in das Herz der bibliſchen Lehre. Seine Gedanken werden zu einer Apologie des Chriſtenthums. Auch er redet nicht ſyſtematiſch, ſondern in abgeriſſenen, oft wunderbar originellen Eingebungen.

Bacon erſchien ihm als ein Bundesgenoſſe, indem derſelbe vom Leben der Natur und ihrer Beobachtung aus die dürre Scholaſtik bekämpfte, über dem Gebiet des Sichtbaren aber mit großem Nachdruck eine Stätte für den einfachen Chriſtenglauben verlangt. Von ihm hat Claudius einige Bruchſtücke überſetzt.* An dieſe chriſtlichen Mathematiker und Naturphiloſophen ſchließt er die gleichgeſinnten Newton und Robert Boyle an und ſagt ſelbſt über ſeine Vorliebe für ſie:** „Ich leugne Dir

* Werke VII, 82 u. 96. ** VII, 109 folg.

nicht, Andres, daß ich an dieſem Robert Boyle, an dieſem Franz Bacon und an dieſem Iſaak Newton meine große Freude habe. Nicht ſowol der Religion wegen, die kann, verſteht ſich von ſelbſt, durch Gelehrte nicht verlieren noch gewinnen, ſie mögen klein oder groß ſein. Aber es freut, wenn man z. E. ſo einen der fleißigſten und unverdroſſenſten Natur-Forſcher, der in ihrem Dienſt grau geworden war und mehr von ihr wußte und erfahren hatte, als die meiſten von ihr wiſſen und erfahren haben; wenn man ſo einen Vogel Jupiters mit dem hohen und ſcharfen Blick, der den von den Nachkommen bis itzo mehr bewunderten als benutzten Plan und Grund zu einer neuen und wahrhaft großen Philoſophie gelegt hat; und einen der erſten, wenn nicht den erſten, Mathematiker von Europa, der, was Condamine und Maupertius durch Meſſungen unter dem Äquator und am Pol der Erde über ihre Geſtalt fanden, auf ſeiner Studirſtube ahndete und vorherſagte und durch ſeine kühne Mathematik und ſein Attrations-Syſtem den Sternhimmel und die ganze Schöpfung in ein neues Licht ſetzte oet. — wenn man ſolche Männer mit ihren Einſichten ſich nicht weiſe dünken, und ſie, nachdem ſie in die Geheimniſſe der Natur tiefer als Andere eingedrungen waren, lehrbegierig und mit dem Hut in der Hand, wie es ſich gebührt, neben dem Altar und den größeren Geheimniſſen Gottes ſtehen ſieht ... es freut, Andres, und man faßt wieder Muth zu der Gelehrſamkeit, die ihre Freunde und Anhänger wirklich mehr

wiſſen und doch dabei vernünftige Leute bleiben läßt und ſie nicht zu Narren und Spöttern macht.“ Es ſind eben alles ſolche Werke, die auf das Ganze und Weſentliche Bezug haben und darum einen reicheren Austrag geben auch für die Erkenntniß des einheitlichen Lebens in aller Vielheit. Auch wurde Claudius damals beſonders angezogen durch die Bekanntſchaft mit den orientaliſchen Religionsſyſtemen, die in jener Zeit durch kritiſch-hiſtoriſche Forſchungen angebahnt wurde. Die Anregung für Claudius ſcheint von Hamann und Herder ausgegangen zu ſein, ſchon in Darmſtadt finden wir ihn mit dem Perſiſchen beſchäftigt, für welches gerade in jenem Jahre ſein ſpäterer Freund Kleuker die Religionsurkunde des Zend-Aveſta — 1771 von Anquetil franzöſiſch herausgegeben — überſetzte.* Es iſt auch hier wieder die univerſelle Seite des Mannes, aber freilich gerade hier beſonders deutlich mit dem Zug nach dem Mittelpunkt, auf welchen ihn die zerſtreuten Glieder der Menſchheit mit ihrem Aberglauben und den verlorenen Strahlen der Wahrheit hinwieſen. Blos gelehrtes Intereſſe und prinziploſe Wißbegier leitete ihn in dem Gang und der Wahl ſeiner Studien nirgends; er ſucht auch hier die wahre Bildung, das Zunehmen an Weisheit und Erkenntniß Gottes und der Menſchen in ihrer wahren Wirklichkeit. Nur deshalb dehnt er ſeine Studien und Gedanken aus, um ſich ſelbſt deſto enger und feſter

* In 5 Theile 1776—1783.

wieder zu ſammeln, die Vielheit iſt ihm nur eine Entfaltung und Auslegung der Einheit und der Offenbarung. —

Unmittelbarer in ſein Herzensleben griff der Tod ſeiner Mutter, der in dieſe Zeit fällt. Sie ſtarb am 21. Sept. 1780 in Reinfeld. Seit dem Tode ihres Mannes hatte ſie faſt immer gekränkelt und viel gelitten und nach Ruhe verlangt. Wie aber ihr Heimgang innerlich auf Claudius gewirkt, hat er uns ſelbſt im vierten Theil ſeiner Werke* kundgethan. „Vor einiger Zeit", heißt es da, „ſtarb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, ſtill und gelaſſen wie ſie immer war, und konnte nicht leben und nicht ſterben. Einige Tage vor ihrem Ende reiſten wir noch alle zu ihr, und ſtanden da um ihr Bette und ſahen ſie an, einer ſo klug wie der andre. Ich wollte mir mein Herz gerne tröſten und wollte ihr noch ſo gerne was zu Liebe thun; aber eſſen und trinken mochte ſie nicht mehr, mochte auch ſonſt nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Empfindungen der Menſchen: an die Seelen-Lehre, an Newton's Attractions-Syſtem, an die allgemeine deutſche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die gerade und ſchiefe Aſcenſion der Sterne und ihre Parallaxen u. ſ. w., aber es wollte mir alles nichts verſchlagen — und ſie lag out of reach! lag am Abhang und ſollte herunter!

* Passe-Tems, IV, 110.

und ich konnte nicht einmal ſehen, wo ſie hinfiel. — — Da befahl ich ſie Gott, und ging hinaus... und machte ein Sterbegebet, daß ſie's ihr vorläſen. Es war meine Mutter, und hatte mich immer ſo lieb gehabt, und ich konnte doch nicht anders! —" Wenige Jahre ſpäter erfuhr Claudius in ſeinem eigenſten Familienkreiſe den erſten tief ſchmerzenden Verluſt. Es ſtarb, wie oben ſchon erwähnt, nach langen Leiden ſein kleiner Liebling Matthias. Claudius ſelbſt hat darüber in weit ſpäterer Zeit ſeinem Schwiegerſohn Perthes bekannt:* „Ich dachte lange ſchon, mein Glaube ſei feſt und ſtark, in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demuth faſt nicht halten, und der Glaube ward hart geprüft; da erſt lernte ich verſtehen, was es mit dem Menſchenleben auf Erden auf ſich hat; was vorherging, war nur Kinderſpiel." Die Klage- und Troſtesworte am Eingang des fünften Theils der Werke entſtammen dieſem Erlebniß. „Die Mutter am Grabe" klagt und fleht:

„Wenn man ihn auf immer hier begrübe,
Und es wäre nun um ihn geſchehn;
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
Und ich ſollte ihn nicht wieder ſehn,
Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe gehn — —
Unſer Vater, o du Gott der Liebe!
Laß ihn wieder auferſtehn."

* Fr. Perthes' Leben III, 177.

„Der Vater“ tröſtet:

„Er iſt nicht auf immer hier begraben,
Es iſt nicht um ihn geſchehn!
Armes Heimchen, du darfſt Hoffnung haben,
Wirſt gewiß ihn wieder ſehn,
Und kannſt fröhlich von dem Grabe gehn.
Denn die Gabe aller Gaben
Stirbt nicht und muß auferſtehn'. —

Der vierte und fünfte Theil ſeiner Schriften ſind nun auf jenem Boden einer innern Erneuung erwachſen. In dem erſteren iſt das Hauptſtück in belletriſtiſcher Form die kleine, meiſt dialogiſirte Erzählung „Paul Erdmann's Feſt“, die den leiblichen und geiſtigen Segen einer auf Grund gemeinſamen Glaubens wohlgeordneten menſchlichen Gemeinſchaft darſtellen will. Es liegt ein Vergleich mit Zſchokke's Goldmacherdorf und den Dorfgeſchichten nahe; doch ſteht unſre Erzählung an poetiſcher Erfindung weit unter dieſen Dichtungen; das Romanhafte tritt in ihr zurück, ſie iſt poetiſch wenig ausgeführt, hat eine ganz realiſtiſche Tendenz, und wie ſie mehr aus dem Leben gegriffen iſt, greift ſie auch mehr ins Leben ein und iſt dabei, wie wir ſchon oben von den Bauernliedern bemerkten, frei von einer idealiſirenden Oppoſition, die jene Dichtungen hat ins Leben rufen helfen.

Eine tiefere ſittliche Selbſterkenntniß ſuchen auch die ſechs Exempel von „Ernſt und Kurzweil“ zu fördern, die von den wahren und Scheinempfindungen handeln und

davon eine Nutzanwendung auf die Poeſie machen. Auch hier birgt ſich unter der leichten Hülle ein ungewöhnliches Verſtändniß der Gänge und Irrgänge des inneren Lebens und der ſittlichen Gefahren ſeiner Zeit. Ich wähle das fünfte Exempel als das kleinſte aus*. Der kunſtloſe Holzſchnitt darüber zeigt das Meer mit der aufgehenden Sonne, ein Fleckchen Land iſt noch ſichtbar, auf dem ein menſchliches Weſen ſteht. — „Ponamus — ſo lautet das Exempel — der da auf der Anhöhe im Morgendämmer biſt Du und ſiehſt hinaus ins Meer, und nun ſteigt die Sonne aus dem Waſſer hervor! — Und das rührte Dein Herz, und Du könnteſt nicht umhin, auf Dein Angeſicht niederzufallen; .... ſo falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre Dich an Niemand und ſchäme Dich nicht. Denn ſie iſt ein Wunderwerk des Höchſten, und ein Bild desjenigen, vor dem Du nicht tief genug niederfallen kannſt. Biſt Du aber nicht gerührt und Du mußt drücken, daß eine Thräne komme, ſo ſpare Dein Kunſtwaſſer und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.“

Außerdem nenne ich als beſonders ſprechende Zeugniſſe der Art, wie Claudius in dieſem Theil den Leſer in ſeine religiöſe und ſittliche Anſchauung einführt, die Stücke: „Schönheit und Unſchuld, ein Sermon an die Mädchen“, „Über einige Sprüche des Prediger Salomo“, das ſchon angeführte „Passe-Tems zwiſchen mir und meinem Vetter in der Schneiderſtunde“ und vor allem die fünf

* Werke IV, 68.

„Briefe an Andres“* über die Erſcheinung des Heilands und einzelne ſeiner Reden und Thaten.

In dem zweiten dieſer Stücke werden drei Salomoniſche Sprüche beſprochen; der dritte iſt: „Laſſet uns die Hauptſumma aller Lehre hören; fürchte Gott und halte ſeine Gebote, denn das gehört allen Menſchen zu.“** Darüber ſagt Asmus u. a.: „Aber Furcht Gottes und Furcht Gottes iſt zweierlei; und hier liegt der Knoten, dadurch dieſe Lehre zweideutig und räthſelhaft wird. Wir fürchten alle Gott, ſprechen mit Ehrerbietung von ihm, hören mit Ehrerbietung von ihm ſprechen cet., wollen ihn fürchten und thun uns auch wol bei der und jener Gelegenheit mit ſeiner Furcht einigen Zwang an, und übrigens bleibt's bei'm Alten. Solch' eine Furcht Gottes mag als eine feine äußerliche Zucht gelten, ſonſt aber iſt ſie der leibhafte Bediente hinten auf der Kutſche. Der ſteht da auch als ein Schild, daß honette Leute im Wagen ſind, gibt ein Zeichen, daß die Wachen heraustreten, macht die Kutſchenthür auf und zu cet., und übrigens gehen die Beſtien vor dem Wagen ihren ehrbaren Trab oder wilden Galopp, wohin ſie wollen, und der Herr dahinten muß immer mit fort und wird nicht gefragt. Wenn die Herrſchaft recht gnädig iſt, nimmt ſie ihn wol bei einfallendem Regenwetter zu ſich in den Wagen.

Was ſoll ſolch' eine Furcht Gottes? Was kann die für Wirkungen haben, und wie wäre ſie Hauptſumma aller Lehre?

* Die Stücke ſtehen Werke IV, 72, 87, 99, 121.

** Prediger 12, 13.

Das war aber auch nicht die Furcht Gottes der Altväter, die uns in der Schrift zum Muster dargestellet worden. Denn bei denen war die Gottesfurcht nicht Bedienter hinten auf dem Wagen, sondern Herrschaft und Kutscher zugleich. Ihnen war nichts so innig und heilig als sie, nichts so sauer, das sie ihretwegen nicht gethan, nichts so süß, das sie ihretwegen nicht gelassen hätten. Joseph riß sich aus den Armen eines schönen Weibes los und läßt einen Mantel im Stich, weil er ein so groß Übel nicht thun kann und wider Gott sündigen. Abraham schlachtet, als Gott zu ihm sprach, seinen einzigen Sohn und bekümmert sich nicht um sein Vaterherz und um seine Vernunft; — und so muß es sein, wenn was daraus werden soll. Und du, der du Gottesfurcht schmähen willst, könne das; und denn komm' und schmähe, so wollen wir dir glauben. Sonst aber bist du nur ein Faselhans, der nicht weiß, wovon er spricht, du magst lästern oder loben." — Das dritte Stück, das ich oben gemeint, enthält in dialogischer Form treffliche Gedanken über Schwärmerei und Glauben, über die Gränzen des Wissens und die Heiligung des Willens. Aus den Briefen an Andres endlich stehe der Schluß hier:

„— Aber, daß Du so gerne im gelobten Lande sein möchtest! —

Es dünkt einen freilich so, Andres, als wäre von den Wegen, die er gewandelt, von den Bergen, darauf er mit seinen Jüngern gesessen ist, noch der Segen nicht wieder genommen; als werde man auf dem Ölberge noch

Spuren ſeines Nachtlagers, auf dem Tabor noch Strahlen ſeiner Verklärung finden; als ſtehe, wo er die Stadt anſahe und über ſie weinte, wo er niederknieete und betete, wo er das heilige Abendmahl einſetzte, wo er gekreuziget und geſtorben iſt, noch immer ein Kreis Engel, und gelüſte in das Geheimniß hineinzuſchauen und bewache den Ort; kurz, als ſei er uns im gelobten Lande näher. Wir wiſſen aber, daß er Einmal auf Erden erſchienen iſt ſichtbar, damit alle Menſchen wüßten, daß er ſie und weß ſie ſich zu ihm zu verſehen haben; und daß er unſichtbar allenthalben iſt. Und wo er iſt, Andres, iſt das gelobte Land.

Wie geſagt, ſolche Empfindungen, ſo lieblich und lobenswerth ſie ſind, können zu weit führen, und ſie ſind nicht die Sache.

Uns und unſerm verderbten Willen aufrichtig entſagen, und ſeinen Willen thun, das iſt die Sache; und es iſt in keinem andern Heil.

Gott ſei mit Dir, mein lieber Andres, und beſuche mich bald."

Mit dem fünften Theil der Werke (1790) ſchließt dieſe Lebensperiode ab; ja er greift in einigen Stücken und Andeutungen bereits in die folgende, in die Eindrücke der Revolutionszeit über. In ihm ſind die ſieben Kapitel „über die Unſterblichkeit der Seele" und die „Geſpräche, die Freiheit betreffend"* beſonders gedankenreich; ein großer Theil des Bandes wird von der Überſetzung der Pla-

* V, 2 u. 24.

toniſchen Apologie des Sokrates ausgefüllt. In dem zweiten der genannten Stücke regen ſich ſchon die Gedanken des Boten über das ſchranken- und bodenloſe Freiheitſtreben der Zeit; das Zwiegeſpräch ſucht von dem einſeitigen Intereſſe an der politiſchen Freiheit auf die ungleich nothwendigere und ſchwerer wiegende Forderung der inneren ſittlichen Freiheit hinüberzulenken.

III.

Gebrochene Verhältniſſe; alte und neue Freunde.

Wie das Leben der Lehre vorausgeht, ſo wirkt dieſe auch wieder zurück auf jenes, auf das innere wie auf das äußere. So hatte auch Claudius in ſeinen Lebensverhältniſſen die Folgen ſeiner ausgeſprochenen Überzeugung zu tragen.

Gewiß iſt es nun eine der ſchwerſten Lebenserfahrungen des Mannesalters, daß nicht blos der Tod, ſondern auch das Leben ſelbſt alte, dem Anſchein nach für immer geſchloſſene Freundſchaften zerſtört; ohne daß ſo leicht neue mit wirklichem Erſatz an die Stelle treten. Claudius hat dieſe Erfahrung in reichem Maße gemacht. Auch war dieſe chaotiſche Zeit, wo die ſtürmende Jugend zwar von einer gemeinſamen Quelle ausging, ohne aber irgend auf ein klar erkanntes gemeinſames Ziel hinzuſtreben, vor andern ſolcher Erfahrung ausgeſetzt. Man denke an Voß und Stolberg, Göthe und Lavater, Göthe und Jacobi — Freundſchaft auf Leben und Tod in jüngeren Jahren — Kälte, Entfremdung oder offener

Gegenſatz nicht gar lange nachher! Was die Jugend noch nicht zeigt, die wahre geiſtige Geſtalt des Menſchen, die Phyſiognomie ſeines Innern, die er durchs Leben behalten und bewahren ſoll, bildet erſt die Reife der Mannesjahre aus. So entwickelten ſich aus der allgemeinen Naturvergötterung der Dichter jener gährenden Zeit, von der wir oben ſprachen, vornehmlich drei verſchiedene Richtungen: die univerſale Wiſſenſchaft, die Herder vor allen vertrat, die Kunſt als ideale Natur, zu der Göthe ſeine Jugendpoeſie erhob und durchbildete, die Religion als das unſichtbare Reich der Wahrheit, der Claudius ſich ganz hingab. Alle dieſe Richtungen lagen keimend in dem Mutterſchoß jener Zeit. War doch das Gemeinſame einerſeits ein brennender Durſt nach neuem und wahrhaften Leben und innerem Genuß, ſtatt der mumienhaften Überliefrung, die man vorfand. Und dies Verlangen richtete ſich ſo gut gegen den fernſtehenden Dogmatismus und eine ſtolze und kalte Orthodoxie, die ſich um den Nothſtand der Herzen und das Seufzen der Creatur nicht bekümmerte, als gegen die Geſetzlichkeit in der ſchönen Literatur. Selbſterfahrung, deren Leben durch alle Adern des Geiſtes ſich ergoß und in friſchen Lebensäußerungen pulſirte, ſollte auch hier den Meiſter machen. In dieſem Herzſchlag alles Schaffens fanden ſich Göthe und Herder und Lavater und Claudius u. a. zuſammen. Freilich lag da die Gefahr nahe, die objektiven Lebensgeſetze herabzuziehen und die Willkür des Subjekts, der Überliefrung mit maßloſer Kritik den Krieg zu

erklären, das Göttliche menſchlich zu machen. Und ganz konnte die Gefahr nicht vermieden werden. Aber in den edleren und tieferen Naturen lag ein Gegenhalt wider ſolche Ausſchweifungen in der Ahnung von der Einheit alles Lebens, die ſie in ſich trugen. Der Verſtand ſollte nicht vorwitzig werden, die Empfindung nicht vorlaut; der ganze Menſch ſollte ſich ausſprechen und ausleben und in Rapport ſetzen mit dem Einheitspunkte in aller Mannigfaltigkeit der Welt. Wie aber mit den Jahren ſich das Leben konzentrirt und aus der jugendlichen Allgemeinheit zu ſchärferer Beſtimmtheit und einer Theilung der Arbeit überging, ſo ergab ſich das einigende Lebensprinzip für die einzelnen Geiſter aus ihrer vorwiegenden Eigenthümlichkeit — als Schönheit, Erkenntnißwahrheit, Wahrheit des Glaubens; und der Gegenſatz, der in den Prinzipien immer am entſchiedenſten ſich hervorkehrt, war erwacht. Das Finden eines Lebensprinzips oder das Sichfindenlaſſen von einem ſolchen iſt aber in jedem Fall ein Thun, dem ein Leiden folgt wie dem Lichte der Schatten, und je höher und reiner das Prinzip, für welches gekämpft wird, um ſo tiefer das Leiden. Zu einem offenen Kampf ſteigerte ſich indeß der Gegenſatz bei Claudius in dieſer Periode noch nicht; er verfuhr ſeinerſeits nicht angriffsweiſe und ließ die Gegenſtimmen in Recenſionen und ſonſt einſtweilen gewähren. Wie ſcharf aber bereits die Scheidung von früher befreundeten Geiſtern war, erkennen wir an einzelnen vertraulichen Äußerungen.

Zunächst nenne ich Voß. Nachdem dieſer Wandsbeck verlaſſen und ſeine freie Muße mit dem dornigen Rektorpoſten zu Otterndorf im Lande Hadeln vertauſcht hatte, ſcheint die Freundſchaft mit Claudius in Briefen nicht gar lange und eifrig fortgelebt zu haben. Vermuthlich fühlte Voß ſchon in der letzten Wandsbecker Zeit die innere Scheidung, und in Otterndorf in der ſtrengſten Iſolirung, fern von Freundes- und Bücherverkehr aus dem „Geeſtland“, mit äußrer Noth und dem ungeſunden Marſchklima kämpfend, unter überſchwerem Amtsdruck, der ihn freigewählter Arbeit entzog, trat in Voß bei aller Vorliebe für die Freiheit ſeiner Hadeler, die ihm übrigens erſt im Rückblick ſpäterer Zeit die andern Mängel überdeckte, der Geiſt der Verbittrung und einer ſchroffen Selbſtheit, die bei nicht geringem Gefühl des eignen ſelbſterrungenen und ſelbſtgerechten Werthes immer ſchwerer auf fremde Individualitäten einging. Um Oſtern 1779 ſah er Claudius auf einer Reiſe in Wandsbeck wieder und fand ihn nicht ſo munter wie er war. „Es verändert ſich alles“, ſetzt er in dem Brief an Miller* hinzu. Dagegen im J. 1785 heißt es** an denſelben Freund, nachdem er von der Hoffnung geſprochen, ſeinen alten Jugendfreund Fr. Leop. Stolberg „von ſeiner früh eingeprägten Neigung zur Pietiſterei und zum myſtiſchen Unſinne“ zurückkommen zu ſehn: „Nur Claudius verſinkt immer tiefer in den grundloſen

* Briefe II, 106.

** Ebendaſ. II, 111.

Moraſt, der ihm ein Paradies ſcheint. Indeſſen ward er neulich nach einem Geſpräche, das ich mit ihm hatte, ſehr nachdenkend." — Gewiß ein hartes und ſchneidendes, ja liebloſes Urtheil über den alten Freund. Mag man, um billig zu ſein, es begreiflich finden, daß Voß bei ſeiner vorwiegend verſtandesmäßigen Anlage und ſeiner rüſtigen Thatkraft, die ſich aus innerem Intereſſe oder äußerer Nöthigung an immer neue Aufgaben machte, eine natürliche Abneigung gegen das myſtiſche und quietiſtiſche Element in Claudius hatte; er ſah kein Fortſchreiten, keine Werke. Aber wir müſſen dabei einmal dieſe Anſchauungsweiſe, die nicht das Sein des Menſchen, ſondern nur ſein handgreifliches Thun anerkennt, eine dürr rationaliſtiſche Pragmatik nennen, mag ſie am täglichen Leben oder an der Geſchichte geübt werden, ja wir müſſen eine völlige Unfähigkeit darin ſehen, den wahren Gehalt eines Menſchen zu würdigen. Die Art des Seins aber beim Freunde ſo zu verurtheilen, iſt wenigſtens kein Zeichen hoher ſittlicher Bildung. Claudius fühlte doch gewiß nicht minder tief als Voß ihren Zwieſpalt, aber wie anders lauten ſeine Worte über ihn, die er auch an einen Freund und an einen gegen Voß nicht günſtig geſtimmten Freund ungefähr um dieſelbe Zeit vertraulich richtet! Voß wollte nämlich im J. 1784 gern Rektor in Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz werden; Claudius wendet ſich deshalb an Herder*,

* Aus Herder's Nachlaß I, 433—435.

der ſich zum Beſuch in Darmſtadt aufhielt, um ihn zu einer Fürſprache bei dem dort gerade anweſenden Prinzen Karl von Mecklenburg zu beſtimmen. Auf eine Gegenbemerkung Herder's ſchildert er Voß wie folgt: „Voß iſt keine weiche, gefällige Haut, die für andre Leute, noch für Kinder ſanft und luſtig anzufühlen iſt, und darum, glaub' ich, kann zwiſchen ihm und Kindern ſo ein recht herzlicher nexus nicht ſtatt haben. Er hat vielmehr ſeine eigne Form, die ſich nicht anſchmiegt, ſondern bleibt, wie ſie iſt, ſo daß er bisweilen kalt ſcheint und gewiß nicht ſo bedachtſam, als er ſein ſollte, iſt; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. i. er macht ſeinen Bückling ſehr ſchnell und tief herunter und ſo holterpolter ꝛc. Aber Voß iſt auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelſein in ſeinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein ſcharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen ſich oder andre beleidigt glaubt, ſehr heftig und muthig iſt; übrigens iſt er ein wohlgewachſener hübſcher Geſelle." Äußerlich blieben beide Männer noch in einer gewiſſen Verbindung; Claudius liefert hier und da noch einen Beitrag zum Voſſiſchen Muſenalmanach; noch im J. 1786 erfährt „Urian's Reiſe um die Welt" * Einſchal-

* In Voß' M.-A. 1786, S. 166. Das letzte Stück von Claudius in dieſem M.-A., aber ohne ſein Vorwiſſen wieder abgedruckt, iſt das Lied „Wir Wandsbecker an den Kronprinzen" (Werke V, 92). Es findet ſich in dem Jahrg. 1788, S. 163, wo es Voß ein „herzvolles Gedicht" nennt. In den Jahrgg. 1782—1785 ſteht nichts von Claudius.

tungen von Voſſens Hand, und in ſeiner Luiſe ſetzt dieſer dem Freund noch ein kleines Denkmal*. Offene Fehde brach erſt in der folgenden Periode aus.

Haben wir in Voß eine Stimme aus dem Klopſtock'ſchen, unſerm Boten einſt ſo nahe ſtehenden Kreis kennen gelernt, die ſich nun als heftige Gegenſtimme gegen ſein Dichten und Trachten erhebt, — freilich auch nur, indem ſie ſich zugleich dem alten Chorführer und ſeiner Richtung ſelbſt theilweiſe entfremdet, — ſo ſchließen wir als bedeutſamſten Einſpruch aus dem damals glänzendſten Kreis unſrer Literatur den Göthe's an. Die perſönlichen Beziehungen beider Dichter zu einander waren, wie wir geſehen, bis dahin nur dürftig und mittelbar; ja ſeit Claudius' Rückkehr aus dem Süden und ſeiner Freunde Klopſtock und Stolberg Bruch mit Göthe war eine größere Annäherung noch unmöglicher geworden. Aber Göthe erkannte in ſeiner vorweimar'ſchen Periode Claudius' Lieder und die ſeiner eignen Muſe verwandten Klänge darin wohl an; „ganz vortreffliche Stücke" nennt er damals Claudius' Beiträge zum Muſen-Almanach von 1773**. Später wollte er dem Boten nur unter den „Dilettanten in der lyriſchen Poeſie" ein Plätzchen gön-

* In der erſten Idylle: „Plauderten viel und ſangen empfundene Lieder von Stolberg, Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi".

** In einer Recenſion des Alm. in den Frankf. Gel. Anz., ſ. jetzt Ausg. letzt. H. Bd. 33, 61.

der ſich zum Beſuch in F… ihm das R…
einer Fürſprache bei de… inzigen …
Karl von Mecklenbur… Abe…
bemerkung Herder…
iſt keine weiche, …
für Kinder ſanf… …gſten …
glaub' ich, ke… …ekanntſchaft beigu…
herzlicher n… …reiem und ganz geradem
eigne For… … an den Tag brachte. Sie fiel
ſie iſt, … …s Jahres 1784. Claudius beſuchte
ſo bed… …eſehenen Freund Herder; F. H. Ja-
Welt… …eichzeitig zum Beſuche Göthe's. Wir wiſſen
Le… …m Zuſammenſein nur***, daß Jacobi ſehr
f… …oigt davon zur Heimath zurückkehrte, Claudius
…oer ſich nur wenige Tage halten ließ und ſich „wie
ein Vertriebener" nach Hauſe ſehnte, weil es ihm nirgend
mehr wohlbehagte. Göthe, Herder's, Jacobi mit ſei-
ner Schweſter und Claudius machten u. a. eine Fahrt
nach dem nahen Jena zum Beſuch des Major von
Knebel. So ſah Claudius nach mehr als zwanzig Jah-
ren ſeine alte Univerſitätsſtadt wieder. In ſchöner Mond-
nacht fuhr die eigenthümlich gemiſchte Geſellſchaft nach

* A. a. O. 44, 278. Das Schema über den ſ. g. Dilettantis-
mus iſt im J. 1799 in Gemeinſchaft mit Schiller entworfen.

** A. a. O. 20, 374.

*** Man vergl. Düntzer, Freundesbilder aus Göthe's Leben
S. 188 folg. Die Quelle iſt außer Göthe's Briefen an Frau von
Stein ein Brief Herder's und ſeiner Frau an Knebel in deſſen
literariſchem Nachlaß II, 233 folg.

während ... r Zeit, in welcher
...e unte...
...icht
... er Geweihte
...e, ... ie Sonne
...s nah... ämmert
wir sehen werden,
... der Bote mochte unter d r ... rn
...en Umgebung eine sonderbare Rolle spielen.
...nge nach diesem Zusammentreffen macht sich Gö-
...es Abneigung gegen ihn in den italienischen Reise-
briefen an Herder Luft. Alle diese Briefe athmen den
Geist der neugewonnenen Freiheit und zum Theil den
Übermuth in dieser Freiheit. Der lebendige Zug, sich aus
den geistigen und sittlichen Halbheiten seines Weimarer
Lebens herauszuarbeiten und von dort überkommene, ihm
längst lästige Verhältnisse gründlich abzuschütteln, durch-
dringt diese Briefe. Und dieser Durchbruch zur reinen
und klassischen Kunstrichtung, der zugleich sein völliger
Bruch mit dem Naturalismus seiner Jugendperiode war,
gab dem Dichter mit neuen Lebensimpulsen, mit dem
festen und klaren Bewußtsein seines Berufs auch eine
Sicherheit, die, selbstgewiß und auf sich selbst ruhend,
alles Fremdartige abstieß und rücksichtslose Unduldsam-
keit gegen andre Richtungen übte. Daher erklären sich
seine schneidenden Urtheile über Lavater und Jacobi,
die alten so geliebten Freunde, wie über Claudius.
Mit ihnen allen, sagt er, sei sein Verhältniß nur ein

nen*, aber noch im höhern Alter ist ihm das Rheinweinlied, an den sonnigen Ufern des einzigen Stromes gesungen, ein „glückliches Rundwort**“. Aber der innere Zwiespalt, durch die Übersetzung des St. Martin'schen Buches noch vergrößert, war vorhanden, und Göthe's Art war es überall, diesem den kräftigsten Ausdruck zu geben. Dazu mag die persönliche Bekanntschaft beigetragen haben, die bei längerem, freiem und ganz geradem Austausch alle Differenzen an den Tag brachte. Sie fiel in den September des Jahres 1784. Claudius besuchte den lange nicht gesehenen Freund Herder; F. H. Jacobi kam gleichzeitig zum Besuche Göthe's. Wir wissen von diesem Zusammensein nur***, daß Jacobi sehr befriedigt davon zur Heimath zurückkehrte, Claudius aber sich nur wenige Tage halten ließ und sich „wie ein Vertriebener“ nach Hause sehnte, weil es ihm nirgend mehr wohlbehagte. Göthe, Herder's, Jacobi mit seiner Schwester und Claudius machten u. a. eine Fahrt nach dem nahen Jena zum Besuch des Major von Knebel. So sah Claudius nach mehr als zwanzig Jahren seine alte Universitätsstadt wieder. In schöner Mondnacht fuhr die eigenthümlich gemischte Gesellschaft nach

* A. a. O. 44, 278. Das Schema über den s. g. Dilettantismus ist im J. 1799 in Gemeinschaft mit Schiller entworfen.

** A. a. O. 20, 374.

*** Man vergl. Düntzer, Freundesbilder aus Göthe's Leben S. 188 folg. Die Quelle ist außer Göthe's Briefen an Frau von Stein ein Brief Herder's und seiner Frau an Knebel in dessen literarischem Nachlaß II, 233 folg.

Weimar zurück, während ſie Göthe vom Zuſtand der Seele nach dem Tode unterhielt; „nur“, meint Herder's Frau, „ein wenig nicht ſchwärmeriſch genug für das überirdiſche Licht, in dem wir dahinglitten“. Claudius fühlte wol nicht blos bei dieſen Geſprächen, daß er hierhin nicht paſſe; auch das nahe Hofleben war ihm zuwider; Herder, wie wir ſehen werden, hatte ſich mehrfach verändert — der Bote mochte unter d r vornehmen und geiſtreichen Umgebung eine ſonderbare Rolle ſpielen. Nicht lange nach dieſem Zuſammentreffen macht ſich Göthe's Abneigung gegen ihn in den italieniſchen Reiſebriefen an Herder Luft. Alle dieſe Briefe athmen den Geiſt der neugewonnenen Freiheit und zum Theil den Übermuth in dieſer Freiheit. Der lebendige Zug, ſich aus den geiſtigen und ſittlichen Halbheiten ſeines Weimarer Lebens herauszuarbeiten und von dort überkommene, ihm längſt läſtige Verhältniſſe gründlich abzuſchütteln, durchdringt dieſe Briefe. Und dieſer Durchbruch zur reinen und klaſſiſchen Kunſtrichtung, der zugleich ſein völliger Bruch mit dem Naturalismus ſeiner Jugendperiode war, gab dem Dichter mit neuen Lebensimpulſen, mit dem feſten und klaren Bewußtſein ſeines Berufs auch eine Sicherheit, die, ſelbſtgewiß und auf ſich ſelbſt ruhend, alles Fremdartige abſtieß und rückſichtsloſe Unduldſamkeit gegen andre Richtungen übte. Daher erklären ſich ſeine ſchneidenden Urtheile über Lavater und Jacobi, die alten ſo geliebten Freunde, wie über Claudius. Mit ihnen allen, ſagt er, ſei ſein Verhältniß nur ein

gutmüthiger Waffenſtillſtand von beiden Seiten geweſen. Den Boten nennt er „einen Narren, der voller Einfalts-prätenſionen ſtecke“, und ſagt in einem andern Briefe ne-ben ähnlichen Äußerungen voll Bitterkeit: „wenn auch Claudius aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo ſei es offenbar, daß er alles was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſe“*. — Begreiflich iſt Göthe's Proteſt gegen einen Standpunkt, der die Zulänglichkeit der Anſchauung und gleichmäßig fortſchreitender Thätigkeit, die ſein Element war, verneinte und noch neuerdings in dem Jacobi-Mendelsſohn'ſchen Streit ſich geltend gemacht hatte; die Art des Proteſtes aber zeugt gewiß nicht von Billigkeit und liebevollem Verſtändniß. War Göthe nach ſeinem eignen Ausſpruch gerade damals von einem „julianiſchen“ Haß gegen das Chriſtenthum erfüllt, ſo war er freilich mit dieſem Haß im Herzen, der auch das Urtheil trüben mußte, nicht im Stande, chriſtlichem Leben gerecht zu werden. Später, in den neunziger Jahren, nähern ſie ſich wieder unter Ja-cobi's Vermittlung, ja Claudius ladet den Dichter im J. 1794 nach Wandsbeck ein**, bis die Kriegserklärung in den Xenien den Bruch herbeiführt. Es möge hier eine Parallele beider Männer aufgefriſcht werden, die von Hamann's Freund Fr. Bucholz in Münſter herrührt***,

* Werke, Octavausg. Bd. 24, 121. 126.

** Briefwechſel zwiſchen Göthe und Jacobi 192.

*** Aus Boie's Deutſchem Muſ. v. 1777, Novbr. S. 401.

lediglich als ein kleines Denkmal der Zeit, in welcher viele das Verhältniß ähnlich auffaßten.

„Göthe und Claudius“

„Wärſt Du lieber der Sonnenmann oder der Geweihte des Mondes? In ewiger Urkraft flammt hoch die Sonne und weckt zur That um ſich her; der Mond dämmert lebende Ruhe.

Verzehrend in der Nähe iſt ihr Feuer, blendet fern den ſtarren Blick und demüthigt ihn, aber das leiſe Wort des Mondes iſt Sympathie; geheim iſt ſeine aufrichtende Kraft, ſo ein naher ſtiller Lieber, der Frieden um ſich her verbreitet und Genuß in ſeinem kleinen Kreiſe.

Der Mond iſt lieb; die Sonne iſt groß. Der Mond iſt groß, weil er lieb iſt; die Sonne iſt lieb, weil ſie groß iſt.

Wärſt Du lieber der Sonnenmann oder der Geweihte des Mondes?

Beide ſind Dein Meiſterſtück, o Gott! Ich wage nicht zu richten über Dein Werk. Ich bin Menſch und achte mich geborgen in Deinem Widerſchein, zu ſehen, wie doch alles ſo lieb und ſo groß iſt, was an Deiner Hand hervorgeht.“ —

Bei andern alten Genoſſen verhütete wol die räumliche Entfernung einen eigentlichen Bruch; ſo waren Bode, Baſedow fern; auch Campe verließ Hamburg 1783. Gleim, den Claudius im Herbſt 1784 auf ſeiner Durchreiſe nach Weimar beſucht und im Jahre darauf in Hamburg und Wandsbeck wiedergeſehen hatte, ſchüttelt über ſeine myſtiſche Richtung den Kopf; Leſſing ſtarb

ſchon 1781. Mit Klopſtock und dem Hamburger Kreis blieb Claudius fortdauernd noch in leidlichem Einvernehmen. Übrigens vollzieht ſich eine ſolche Scheidung zunächſt nur unter den Trägern einer geiſtigen Lebensrichtung, die das Bedürfniß völliger Durchbildung und Entſchiedenheit haben; für die große Mehrzahl bleibt, wenigſtens in friedlichen Zeiten, der berühmte Namen mit ſeinem unvertilgbaren Zauber beſtehn, auch wenn er einer Perſönlichkeit angehört, die nichts weniger als die „öffentliche Meinung“ vertritt. So wurde der Bote, nun einmal wollend oder nicht wollend ein „öffentlicher Charakter“, von nur zu vielen Fremden und Neugierigen heimgeſucht. Gerade im Lauf der achtziger Jahre wurde er mehr und mehr populär. Im Vaterlande ſelbſt war es der Norden beſonders, der in ihm einen der Seinen erkannte und ihn zu ſeinen liebſten Sängern zählte. Aber auch außer Deutſchland verbreitete ſich ſein Ruhm. Damals namentlich in Dänemark*, das ſeine Schriften wie die eines einheimiſchen Dichters aufnahm, von da kamen ſie nach Norwegen, hinauf bis in die einſamen Fiorde des Nordens, wo ſie Henrich Steffens auf ſeinen Fahrten fand. Und gerade die religiöſe Seite in Claudius war es, welche in jenen Gegenden vornehmlich anzog und ſeine Leſer beſchäftigte. Aber nicht blos ſeine Werke drangen in die Weite, auch mancher Leſer und Verehrer klopfte an die Thür des Boten in

* H. Steffens: Was ich erlebte II, 173 u. ſ. w. A. Öhlenſchläger hat in Kopenhagen auch über Claudius Vorträge gehalten; Selbſtbiogr. II, 172

Wandsbeck. Beſuche der Neugier und leerer Huldigung waren ihm ſtets zuwider; landläufigen Touriſten gegenüber pflegte er ſtill und verdroſſen da zu ſitzen und ſich die Stirne zu reiben. Er kannte die Gefahren wohl, die aus dem „Cultus des Genius“ für den Genius ſelbſt wie für die Geſinnung ſeiner Anbeter erwuchſen, und hat ſich in dem vierten Exempel von „Ernſt und Kurzweil“ bündig darüber ausgeſprochen*. Wir ſehen da im Bildniß das Haus eines berühmten Gelehrten, vor ihm zwei Herren, die den Gelehrten ſehen wollen, und Asmus gibt dieſem Inſtruktionen für ſein Verhalten bei der drohenden Huldigung. Für ſich allein und im Lehnſtuhl könne dieſem die Demuth lieb ſein, aber, heißt es weiter, ‚wenn Dir die beiden Herren mit tiefen Verbeugungen erzählen: wie der Schweif Deines Ruhms ſich von Zenith bis Nadir erſtrecke, wenn ſie eine Handvoll Räucherwerk nach der andern vor Dir abbrennen; ſo kann von dem langen Schweif und dem vielen Rauch Deiner Überzeugung der Kopf ſchwindlicht werden. In ſolchem Fall pflegt man denn den erſten den beſten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Diverſion zu machen. Wenn Du alſo merkſt, daß Dir Dein Concept verrückt werden will, ſo erzähle ihnen geſchwind von dem großen Horn, das in der Unſtrut gefunden worden, oder von dem großen Bankerott in Baſſora und daß die Bankerotts gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird u. ſ. w. Du mußt

* Werke IV, 65.

aber, damit keine Schelmerei daraus werde, ſobald die beiden Herren weg ſind, mit doppeltem Ernſt daran gehen, durch neue Verhacke und Palliſaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubauen.

Haſt Du das alles nicht nöthig; deſto beſſer für Dich und auch für die zwei Herren. Denn wahre, unverſtellte Demuth iſt ſehr lieblich, und wenn ſie Dir je in Deinem Leben vorgekommen iſt, mußt Du ihre Geberde noch in friſchem Andenken haben".

Nur ein paar anekdotenartige Proben von Claudius' Geſinnung in dieſem Punkt mögen hier eine Stelle finden.

Der Lyriker Matthiſſon, der ſich als Hofmeiſter der Söhne einer liefländiſchen Gräfin Sievert im J. 1783 in Altona niederließ und von dort aus, ebenſo wie die Gräfin ſelbſt, in vielfachen Verkehr mit Claudius trat, erzählt uns aus einer etwas ſpätern Zeit, wo er beſuchsweiſe nach Wandsbeck kam, einen heiteren Zug, wie Claudius ſich der zudringlichen Huldigung zu erwehren wußte*. „Täglich beinahe", berichtet er, „wird er von neugierigen Anekdotenſammlern, gerüſtet mit Schreibtafel und Bleiſtift, wie aus einem Hinterhalte überfallen. Er weiß, daß dieſe Menſchenart keine Silbe, welche den Lippen eines von den Edlen im Volke gefeierten Namens entfällt, diesſeits der Druckerpreſſe untergehen läßt, und empfing daher einmal einen Magiſter, von dem er

* Erinnerungen von Fr. v. Matthiſſon Bd. I, 322.

bestimmt wußte, daß er nur wandere, um in der Geschichte seiner literarischen Pilgerfahrt eine Nachteule mehr nach Athen zu tragen, blos mit einer stummen Verbeugung.

Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu einem Spaziergange nach der Wiese eingeladen, wo die Kuh weidete. Fortschweigend, wie ein Karthäuser, ergriff Claudius die Nachtmütze, um das treue Hausthier, welches mit Stechfliegen ganz überſäet war, von dieſer Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich unter der argen Brut eine große Niederlage an. Nun erfolgte eine zweite stumme Verbeugung, und der Reiſende, den Sinn des Auftrittes ahnend, empfahl ſich mit ſichtbarer Verlegenheit. „Je nun", ſagte Claudius, „Thaten ſind mehr werth als Worte, und ich meine, dieſe heroiſche Scene werde ſich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen." —

Ähnlicher Art iſt ſein Zuſammentreffen mit der berühmten Frau Händel-Schütz, die in Wandsbeck bei ihm vorfuhr, um ſeine Bekanntſchaft zu machen. Claudius trat ſelbſt an den Kutſchenſchlag und verſicherte mit abgenommener Nachtmütze, Herr Claudius ſei nicht zu Hauſe.

Wir kehren zu ſeinen alten und neuen Freunden zurück.

Von Herder haben wir ſchon oben* geſehen, daß ſein altes Verhältniß zu Claudius zwar lauer wurde,

* S. 107.

aber doch nie ganz zusammenbrach, wenn auch der einst so lebhafte Briefwechsel, der getreueste Spiegel ihres Verhältnisses, seit der Mitte der achtziger Jahre nur in dünnen Tropfen noch nachtropft. Dieses jahrelange Schweigen hat allerdings theilweise seinen Grund in der Erweitrung von Herder's amtlichen, persönlichen und literarischen Beziehungen sowie in der natürlichen Stockung des Briefschreibens mit zunehmendem Alter, aber nicht minder gewiß in dem weiten Auseinandergehen ihrer geistigen Lebenswege. Schon daß Göthe sein oben angeführtes Verdammungsurtheil über Claudius an Herder richten konnte und durfte, ist hiefür Zeugniß. Aber es ist auch in Herder's Weimarer Periode kaum eine Schrift von ihm erschienen (und seine Schriften ließ er eine Zeit lang nach alter Gewohnheit noch alle nach Wandsbeck gelangen), bei welcher der Bote neben allem tiefen Respekt vor dem Geist und dem lebendigen Wissen des Verfassers nicht zugleich sein bedenkliches „aber" eingewandt hätte. Er sah mit Besorgniß die Stellung des Freundes zur Offenbarung schwankend und unsicher werden und vermochte nicht dem Versuch einer Ausgleichung des Christenglaubens mit den modernen Bildungselementen irgendwie zuzustimmen. Denn bei der Grundverschiedenheit beider Seiten war ihm eine innere Versöhnung undenkbar, ein künstliches Gleichgewicht aber erschien ihm unhaltbar, weil dem Zeitgeist mit seiner Uebermacht der Sieg bleiben mußte. Er sah die religiöse Lebenssubstanz in Her-

der ſich verflüchtigen und mußte mit Schmerz auf die Hoffnung verzichten, ihn als ein geiſtgerüſtetes Werkzeug mit der glaubensfeindlichen Aufklärung den Kampf aufnehmen zu ſehen, wie er ihn in ſeiner kühnen und feurigen Jugendzeit im Streit mit dem poetiſchen Philiſterthum geſehen und liebgewonnen hatte. Es iſt hier nicht der Ort, von Herder's Geiſteseutwicklung des weiteren zu reden. Der Übergang aus einer mehr centralen Stellung zum Kerne des Chriſtenthums zu einem reichen und unendlich anregenden Univerſalismus des Geiſtes in Herder's ſpäteren theologiſchen Schriften iſt bekannt genug — ſeine Bahn näherte ſich eine Zeitlang ſogar wieder der Göthe's und beide gingen gerade während der achtziger Jahre eng verbunden Hand in Hand. Natürlich mußte dieſe Ausweitung ſeiner Weltanſchauung zu einer Lockerung der alten Freundſchaft mit Claudius führen, der ſein Herz und ſeine Liebe wol weiter machen konnte, ſeine Erkenntniß aber gerade zu verinnerlichen und zu verdichten ſuchte zu größter Beſtimmtheit. Öffentliche Ausſprüche des Boten über Herder's Schriften haben wir nicht aus dieſer Periode. Im dritten Theil ſeiner Werke ſind aber früher geſchriebene Anzeigen über zwei Herder'ſche Arbeiten, die Philoſophie der Geſchichte und die Provinzialblätter wieder abgedruckt, und da in dieſen wie in den früheren Recenſionen des Boten auch dem Freund gegenüber offener Freimuth herrſcht, der namentlich überall auf die nothwendige Scheidung von Dichtung und Wahrheit in Herder's Produktionen

hinweiſt, ſo fühlte ſich Herder von einigen Stellen als vermeintlichen Stichen und kränkenden Anſpielungen verletzt und ſetzt den Boten etwas unſanft zu Rede; gibt ihm auch nebenbei den Rath, ſeine „Fratzen und Grillen“ aus dem Kopf zu laſſen. Claudius weiſt dem Freunde ſeinen Irrthum in der Auffaſſung jener Stellen nach, fährt aber fort*: „Ich hätte gegen die Sache, die Ihr mir Schuld gebt, gar nichts, als daß ſie unterm Tiſch und nicht unter vier Augen geſchehen wäre. Ich ſehe es täglich mehr ein, daß niemand gut iſt, als der einige Gott und daß der nur eigentlich Freund oder braver Kerl iſt, der uns hilft, unſrer Narrheit loszuwerden. Wenn ich alſo eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andre Narrheit ſammt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, ſo würde ich erſt meine eigne ausziehen und dann Euch die Zange präſentiren, aber nicht vor dem Publico und unterm Tiſch, ſondern geradezu und ingeheim.“ — Den alten Freimuth übte nun auch Claudius bei den folgenden Schriften Herder's, zu denen er von Jahr zu Jahr mehr prüfend und auswählend ſich verhielt. Von den „Briefen über das Studium der Theologie“ (1781) ſchreibt er: „Das meiſte iſt ſehr für meinen Schnabel geweſen, nur hättet Ihr mir die Myſtiker und Schwär-

* Aus Herder's Nachlaß I, 392 folg. Der Brief iſt irrthümlich in den Sommer 1775 geſetzt worden, er gehört in das Frühjahr oder den Sommer 1778, denn die beſprochenen Recenſionen ſind nicht die in der Note angeführten des I. und II., ſondern des III. Theils (S. 8 und 74).

mer nicht ſo heruntermachen ſollen. Ob Narren unter ihnen ſind, davon iſt die Frage nicht, ſondern nur über die Sache, und da iſt doch klar, wenn wir nicht als Chriſten geboren werden und das Chriſtenthum was Wirkliches iſt, daß es dann wirklich werden müſſe." Herder's größtes Werk, die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" (1784 folg.) begrüßt auch Claudius an ſeinem Theil als eine große Erſcheinung, ſein „Aber" und die Wahrung ſeines Standpunkts unterläßt er indeß auch hier nicht. „Ihr habt eine beſondre Gabe", ſchreibt er, „ein Ding aufzufaſſen und hundert zerſtreute Spiegelſcheiben zu ſtellen, daß ſie die Strahlen auf einen Punkt werfen. Ich glaube auch, daß Ihr in manchen Stücken Recht habt. Die Kapitel von den verſchiedenen Graden des Lebens und der Organiſation haben mir am Beſten gefallen. Doch ob Sie ſelbſt gleich ſagen, daß das inwendige Principium von innen herauswirke und baue, ſo ſcheinen Sie mir doch die Eigenſchaften und Fähigkeiten des inwendigen Principiums zu ſehr von der Organiſation abhangen zu laſſen. Wie es mir vorgekommen iſt, fehlt nach Ihrer Meinung z. E. dem inwendigen Principium des Elephanten nur der Bau des menſchlichen Kopfs und ſein aufrechter Gang, um das Principium des Menſchen zu ſein; und das iſt nach meiner Meinung gar nicht wahr, nicht einmal bei den Thieren, deren inwendige Principia zwar verſchiedener Art, aber doch eines Geſchlechtes ſind, und durchaus nicht von Thier zu Menſch; und der Stu-

fengang von Thier zu Thier kann und muß durchaus nicht wahr ſein, vollends der von Thier zu Menſch, der auf einer ganz andern Art in der Kette ſteht. Es gibt allerdings einen Gang zur Veredlung, die aber iſt keine Sache der specierum und generum, ſondern der einzelnen individuorum ꝛc., wie Ihr mit mehrern leſen ſollt*, wenn mich die Noth zwingt, Euch einen neuen Theil vorzureiten."

Im Mai 1783 beſuchte Herder auf acht Tage den ehrlichen Boten in ſeiner „neuen Burg" zu Wandsbeck, von wo aus er auch auf Claudius' Anregung mit F. H. Jacobi in die erſte briefliche Verbindung trat**. Von dem kurzen Gegenbeſuch des Boten im darauf folgenden Jahre war oben die Rede. Ebenſo leitete dieſer eine Verbindung zwiſchen Jacobi einerſeits, Hamann und Stolberg andrerſeits ein. Bald nach dieſer Zeit tritt ein tiefes und langes Schweigen zwiſchen Claudius und Herder ein, wenn anders keine Briefe ſich verloren haben. Dagegen ſchreibt im Jahre 1795 Herder an Jacobi***, der ſich damals in Wandsbeck aufhielt: „Was macht Claudius? Grüße ihn freundlich und ſchreibe mir etwas von ihm. Gieb ihm doch auch meinen Dichter† zu leſen;

* So geſchehen V, 3.

** Erinnerungen II, 238. Herder's warm entgegenkommender Brief iſt abgedruckt in Jacobi's Werken III, 471 folg.

*** Aus Herder's Nachlaß II, 312, Anm. 1. vgl. auch S. 315.

† Herder's Ueberſetzung von Balde's neulateiniſchen Gedichten.

wenn er ein Exemplar will, ſo ſchreibe mir nur ein Wort. Mich dünkt, er iſt alle dem, was ich ſchreibe oder herausgebe, ſo fern, daß ich ihn mit Zuſendungen zu behelligen glaube*. Erſt im J. 1797 klingt noch einmal der alte Ton in einem Schreiben des Boten an, in welchem er die Verlobung ſeiner Karolina mit Friedrich Perthes den Pathen ſeiner Tochter meldet. So ſchließt ſich auch in dieſem Briefwechſel der Kreislauf des Lebens zuſammen; die Kinder ſind groß geworden, ringen ſich los vom Mutterſchooß des Familienlebens, der ſie getragen, und beginnen ein neues ſelbſtändiges Leben. Das mußte der Freund erfahren. Dann tritt wieder ein Schweigen ein und dies war das ewige Verſtummen. Wenige Jahre darauf ſtarb der große Mann. Noch in ſeinem letzten Briefe dankt Claudius für die Bücher, die ihm Herder von Zeit zu Zeit zugeſchickt, und bekennt, vieles darin habe ihm ſehr gefallen und was in ihn nicht paſſe, das laſſe er ſtehen. Wir ſehen aber, Claudius weiß immer das ewige Theil in Herder von dem zeitlichen zu ſcheiden, es iſt ihm eine Herzensangelegenheit, das zu thun, und die Liebe, die über alle Weiſſagung und Erkenntniß iſt, verläßt ihn im Widerſtreit der Ueberzeugungen nie. Wie Herder über den Jugendfreund ſein ſchon oben* angeführtes Generalurtheil abgibt, ſo äußerte Claudius** ſpäter über den geſchiedenen Freund, er hätte in ſeinem Leben keinen

* S. 216.

** Erinnerungen III, 180. Anm.

Mann geſehen, der einen ſo ſchönen und unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht wie Herder.

Stand aber Herder in ſeiner Lebensanſchauung ſeit ſeinem reiferen Mannesalter auf dem Scheidepunkt, zwiſchen Freund und Feind dem Boten gegenüber, ſo ſchloß ſich dieſem ein kleiner Kreis edler Männer ganz und ohne Vorbehalt, mit Herz und Geiſt an. Vor allen iſt es Hamann, der bekanntlich mit ſeines jüngern Freundes Herder Richtungsänderung keineswegs einverſtanden war. Seine Freundſchaft mit Claudius, die auch ohne Schauen feſt und treu, wenn auch nicht ohne alle Schwankungen blieb, rührt, wie wir ſahen*, aus dem Anfang der ſiebziger Jahre her; aber ſie mußte in ſich gediegener und lebendiger werden mit Claudius' geiſtiger Wiedergeburt, die ja in ihrem Weſen ein Entgegenreifen zu Hamann's unerſchütterlicher Lebensüberzeugung war. Denn in dieſem Manne ſchauen wir wie in keinem zweiten den Elementargeiſt der Sturm- und Drangzeit an in ſeiner Doppelgeſtalt, die ſich wie Jugend und Reife, wie Hoffnung und Erfüllung verhält. Er verlangte als Grund und Anfang alles ächten geiſtigen Lebens und Schaffens, und voran aller Poeſie, die ungetheilte, geſammelte, in ſich lebendige Kraft des Geiſtes, die allein lebensfähige Kinder erzeugen könne; und dieſe innere Einheit des organiſch-natürlichen Lebens war ihm, der hoffnungsgewiſſe Vorhof und Bürge eines in Gott

* Vergl. ob. S. 147 folg.

zu erneuernden und wiederherzuſtellenden inneren Lebens. Aber als er zum Bewußtſein der erſteren Forderung nach ſchweren inneren Kämpfen, Leiden und Verirrungen gekommen war, ſtand auch ſchon die zweite höhere, die ſtarke Glaubensſehnſucht in ſeiner Seele, die ihn dann Blicke in die Geheimniſſe des göttlichen und menſchlichen Lebens thun ließ, die damals nur den erſten Geiſtern und ſelbſt dieſen meiſt nur in ahnendem und halbem Verſtändniß zugänglich waren. Denn freilich war dieſe Harmonie, die er lehrte, in ihm ſelbſt nicht in Wirklichkeit vollzogen; ſie war ſein Ideal und ſeine Hoffnung. Weder ſein ſittliches noch ſein denkendes Leben hatte die durchleuchtete und gereinigte Geſtalt gewonnen, die ihn zu einem Muſter und Beiſpiel ſeiner Lehre geſetzt hätte. Aber Claudius ſtieß ſich an dieſe Gebrechen nicht. Wie manche Berührungspunkte zwiſchen beiden! In der mehr naturaliſtiſchen und ſchöngeiſtigen Periode ſprach ihm Hamann aus der Seele, daß das Heil am wenigſten von den Franzoſen, aber auch nicht von den Alten komme, ſondern daß die Quelle auch ihrer Dichtung, die unſterbliche Natur ſelbſt, zu ſuchen ſei, um zu geſundem Mitſprechen in dieſer „Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts“* zu gelangen. Aber in Hamann's Worten, auch wo ſie andre Gebiete berührten, fand Claudius immer noch eine höhere Wahrheit durchſcheinen, die ihm, ſo umſponnen meiſt die Gedanken waren, doch vertraut

* Kreuzzüge des Philol. (Ausg. v 1762.) S. 163.

und verſtändlich entgegenleuchtete, daß wir „nicht dem Baum der Erkenntniß unſer Glück zu danken haben, daß es einen beſſern, einen höhern Weg gebe als Sprachen und Gnoſtik“. Dabei war in Hamann die Erkenntniß dieſer Wahrheit nichts weniger als Erbſchaft und Tradition, ſondern in eigenthümlichſter Weiſe erlebte, erkämpfte und erflehte Gewißheit. Denn die Schätze einer frommen mütterlichen Erziehung hatte das darauf folgende Leben voll geiſtiger und ſittlicher Entfremdung, Entzweiung und rohſter Verführung wenigſtens bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Dies Gepräge aber des gewaltigen Kampfes, des nicht entliehenen, ſondern erworbenen Gutes konnte ihn allein unſerm Boten anſprechend und lehrfähig machen.

Was die Form und Methode der Produktion anlangt, ſo war zwar in Hamann die Gabe der Spekulation vorherrſchend, in Claudius die unmittelbar poetiſcher Conception, doch dieſer ſcheinbar große Unterſchied glich ſich wieder aus, indem Hamann wie ein ſpekulativer Poet lediglich intuitiv verfuhr, keine dialektiſche und ſyſtematiſche Begabung und Neigung beſaß, Claudius aber von vornherein die poetiſche Kunſtform für nichts achtete und immer mehr zum dichtenden Philoſophen wurde. Beide Freunde gingen von einer breiten Grundlage der Beleſenheit, des Wiſſens, geiſtiger Intereſſen überhaupt aus (wenn auch Hamann's Polyhiſtorie weit ſchwerer wog, aber auch ſchwerer zu bewältigen und zu behandeln war), führten dieſelben aber als Sokratiſches Nichtwiſſen

ns Feld gegen die ſelbſtzufriedenen Lichtfreunde der Aufklärungszeit; Hamann, als der größere Gedankenerfinder, mehr mit ſchwerem Geſchütz tiefſinniger Ideen, der Bote mehr mit den leichteren Waffen von Ernſt und Kurzweil kämpfend; auch ihr Humor unterſchied ſich ſo. Das Formloſe und Unmündige, das beiden gemein war, ging bei Claudius mehr aus freiem Willen und Grundſatz hervor, bei Hamann war es Naturfehler und übertrieb ſich bis zum unverſtändlichen Stammeln. Indeſſen gerade weil ſeine Gedankentiefe und Gedankenſchwere in natürlichem Mißverhältniß ſtand zu ſeinen ſprachlichen und formellen Mitteln, ſo hielt er mit Abſichtlichkeit jenes Dämmerlicht feſt bei großer Helle in den Grundanſchauungen. Claudius hat unleugbar große Einflüſſe durch Hamann's Schriften erfahren, von denen er einige auch kurz angezeigt hat*; namentlich in dem Gebiete der chriſtlichen Philoſophie, zu deren Heranbildung alle Arbeiten des nordiſchen Magus Scherflein und Bauſteine ſind, d. h. in der Erkenntniß des Weltganzen, des Zuſammenhangs aller Dinge von dem einen Mittelpunkt des göttlichen Worts aus, das zwar keineswegs über die ganze Peripherie des Lebens ſelbſt redet, aber in ſeiner Entfaltung und ſeinen Konſequenzen allerdings das Licht auch hiefür in die Hand gibt dem demüthigen und den Spuren der Offenbarung nachgehenden, ſie in innerer Erleuchtung und Erſchauung

* Werke I, 14. 15. III, 73.

ergänzenden Forſcher. Namentlich klingen Hamann's Ideen über das Weſen von Offenbarung, Natur, Sprache, Geſchichte wiederholt, ja bis auf einzelne Ausdrücke, in den Aufſätzen des Boten an — doch nicht als eine bloße Hin- und Aufnahme, ſondern immer eigenthümlich verarbeitet und perſönlich geworden. Ihr Verhältniß war überhaupt ein Verhältniß der Freiheit, nicht der Abhängigkeit und Nachahmung, und in den meiſten Fällen erklärt ſich ihre Gedankenähnlichkeit und geiſtige Gütergemeinſchaft, wie bei Dichtern, aus ſelbſtändigem Finden bei großer innerer Verwandtſchaft.

Um ſo beklagenswerther iſt der Verluſt oder die Unzulänglichkeit des Hamann-Claudius'ſchen Briefwechſels, der muthmaßlich eine reiche ſprudelnde Quelle für die Erkenntniß von dem inneren Leben des letzteren geweſen wäre. Ihr ſchriftlicher Austauſch war ſehr lebhaft. Neben mancherlei brieflichen Äußerungen Hamann's über den Boten exiſtirt auch eine humoriſtiſche, in den pythiſchen Stil des nordiſchen Magus verkleidete Ankündigung der beiden erſten Theile ſeiner Werke in der Königsberger Zeitung*. Freund Hain wendet ſich darin an alle beleſenen und empfindſamen Perſonen in Oſt- und Weſt-Preußen und legt ihnen den „ehrlichen Dorflieger vom ſchönen Geiſte" mit dem „engliſchen Stumpfſchwanz ſeiner Mundart" ans Herz. „Biſt ein guter, lieber Junge",

* Vom 10. Mai 1775. Abgedruckt in Hamann's Schriften IV, 384 folg.

ruft ihm der alte Ruprecht Pförtner zu, „haſt eine feine Seele, die deine iſt, und den Keim myſtiſcher Weisheit“; — „biſt weiſer, denn die Weiſen von Abdera und die Schildbürger des gelehrten Weſens daſelbſt, die auf Steckenpferden um den Seeming mondſüchtiger Unſterblichkeit ſpielen“ u. ſ. w.

Mit Hamann's plötzlichem Tode (1788) ging für das öffentliche deutſche Geiſtesleben, für das der räthſelvolle Mann ohnehin nicht geboren und dem er immer fremder geworden war, nicht eben Viel verloren, um ſo mehr für einen kleineren Kreis edler Menſchen, die dem Ewigen in ſeiner geoffenbarten oder im eignen Ideal angeſchauten Geſtalt zugewandt waren, die in Hamann bei ſeiner inneren Energie und ſeinem ausgiebigen, ſo manchem Bedürfen, Talent und Lebensſtadium gewachſenen Geiſtesreichthum ihre Seele, ihren Halt, ja ihren geiſtigen Vater verehrt hatten. Auch Claudius gehört zu dieſer kleinen Schaar ſtiller aber auserwählter Seelen, die ihren Meiſter ſchmerzlich vermißten*.

Wie ſich die erſte Bekanntſchaft zwiſchen F. H. Jacobi und Claudius angeknüpft, haben wir oben erzählt. Zum letztenmale in dieſer Periode trafen ſie im Herbſt 1789 in Wandsbeck zuſammen, wo Jacobi bei

*) Sogar Herder ſchreibt vor H.'s Tod i. J. 1786 an F. H. Jacobi: „Wenn mir der alte und früheſte Freund, der Freund meiner Freunde, ſtirbt, iſt das letzte Blatt meiner Knospe von außen dahin, und die inneren Blätter derſelben werden es traurig fühlen“. Aus Herder's Nachlaß II, 283.

Claudius wohnte und dann, wie neun Jahre zuvor, mit ihm Holstein durchreiste. Die Bekanntschaft wurde bald zur Freundschaft. In der leicht sich verbrüdernden, das Geistige überall suchenden, das Gleichartige vollends anbetenden Zeit hatte gerade Jacobi das ganz besondre Bedürfniß, ein inneres ideelles Zusammenstreben auch zu einem persönlichen, durch Besuche, Briefe, Aushülfen, Grüße, Schriften- und Gedankenaustausch vermittelten Zusammenleben zu erheben. Er war nichts weniger als ein einsamer Denker, sondern ein Mann der geistig-vornehmen Gesellschaft, der die Gabe, sich persönlich darzustellen und ganz und voll zu geben, in hohem Grade besaß. Seine Verhältnisse hatten ihn zum Geschäfts- und Weltmann bestimmt, seine Neigung zog ihn zum Denken und zum Dichten, so wurde aus der Mischung beider Seiten allmählich sein Hauptberuf, die Ergebnisse seines inneren Lebens und des Mitlebens mit der Literatur dem unmittelbaren Leben einzupflanzen, für dessen Genuß und Pflege er geboren war. Persönlichkeit war sein und seiner Philosophie A und O; und wenn er im Leben diesen Begriff mitunter in schwächlicher Sentimentalität und in der Wissenschaft in halbwahrer Einseitigkeit übertrieben hat, so hat er ihn doch für viele Kreise retten und festhalten helfen, als er durch die entgegengesetzten Verirrungen verloren zu gehen drohte. Seine Gedankenstellung zu seinem „Herzensbruder" Claudius, die er uns selbst später in öffentlichen Dokumenten dargelegt hat, gehört mehr dem folgenden Zeitabschnitt an, wo beide

Freunde räumlich und verwandtſchaftlich eine Reihe von Jahren einander ſo nahe ſtanden. Die innerliche Nähe, die, wie bekannt, in dem allerentſcheidendſten Punkte niemals zu einer Identität geworden iſt, ſpricht Jacobi ſelbſt ſchon frühzeitig aus. Als ihm Claudius den vierten Theil ſeiner Schriften zugeſchickt hatte, antwortet er ihm*: „Es ſteht faſt auf jedem Blatte dieſes Büchleins geſchrieben, daß wir Freunde ſind. Über Schwärmerei** iſt auch die äußerliche Ähnlichkeit unſrer Vorſtellungen frappant. Die innerliche Ähnlichkeit der Gedanken aller Menſchen, die mit Ernſt die Wahrheit ſuchen, die darum bekümmert ſind, iſt überhaupt ganz ſonderbar. Alle dieſe Leute haben einen gewiſſen Tiefſinn — der ſie tiefſinnig macht, und ſie ungefähr daſſelbe finden läßt. Scharfſinn iſt etwas anders; er wird aber oft für tiefſinnig angeſehen, weil er, ſo zu ſagen, tiefſinnig über Form iſt*. — In dem vielbeſprochenen Streit Jacobi's mit Moſes Mendelsſohn über den angeblichen Spinozismus Leſſing's ließ aus dem Gewirr ſtreitender Parteiſchriften auch der Bote ſeine verſöhnliche Friedensſtimme vernehmen***, die allerdings dem Freunde und ſeiner Grundanſicht, daß es eine unmittelbare mit

* F. H. Jacobi's Briefwechſel I, 362 v. 30. Juni 1783.

** Anſpielung auf Claudius' Aufſatz Passe-Tems Werke IV, 99 folg.

*** In der zuerſt beſonders gedruckten Schrift: Zwei Recenſionen in Sachen der Herren Leſſing, M. Mendelsſohn u. Jacobi. Hamburg 1786. Dann in den Werken V, 101 folg. Wieland hatte die Aufnahme des Aufſatzes in ſeinen Merkur abgelehnt.

uns geborene Gewißheit des Glaubens gebe, zustimmt, soweit sie die gegenüberstehende bekämpft, aber auch mit christlicher Gerechtigkeit in Mendelssohn die Spuren der Wahrheit ehrt, wenn er auch seine Halbheit und den Widerspruch in der Ansicht vom Verhältniß der Spekulation zur „natürlichen Religion“ nicht verschweigt.

Unbedingter in der inneren Lebensgemeinschaft mit Claudius stand der berühmte Theolog Johann Friedrich Kleuker, der Freund Jacobi's, Hamann's, Herder's und Lavater's, damals noch Rektor in Osnabrück, später (1798) Professor in Kiel; wenn ein direkter Briefwechsel zwischen beiden sich auch erst im Anfang der neunziger Jahre anknüpft. Er war der gelehrte und gründliche, in Geschichte, Spekulation und Sprachen tiefforschende Apologet des positiven Christenthums, nicht überall des orthodoxen Lehrbegriffs. Und durch diese Eigenschaften, denen ein frommer kindlicher Sinn und männliche Festigkeit höheren Werth verliehen, ward er ein sehr wesentliches Glied des Kreises, von dem ich rede. Er ist durch seine ausgebreitete Kenntniß und Erschließung orientalischer Religionssysteme der eigentliche Schöpfer einer vergleichenden Religionswissenschaft, die Claudius so andauernd beschäftigte, geworden. Mit seinem strengen Bibelglauben, der aber kein wörtlicher Inspirationsglaube war, verband er eine originale theosophische Richtung, und vorzugsweise war das Element seines religiösen Lebens die Anschauung der Herrlichkeit Christi, weniger der evangelische Gegen-

ſatz von Sünde und Gnade*. Stimmt auch in dieſem Kernpunkt Claudius mit ihm nicht völlig überein, ſo doch um ſo mehr in faſt allen übrigen Stücken ſeiner Überzeugung. Auf eine überſchickte Schrift antwortet er ihm freudig zuſtimmend u. a.**: „Die Poſition iſt ſehr beſchwerlich, darin die neuen Theologen ſtehen. Von der Höhe des Berges und dem Fundament haben ſie die Theologie abgebracht und ganz fallen wollen ſie das Ding noch nicht laſſen. Am Abhang aber will es nicht liegen, und macht ihnen das Leben ſauer, und ich fürchte, die Zeit ſei nicht weit, wo ſie die Lawine herunter fahren laſſen".

Mit den genannten Männern im engſten Seelenbund ſtand Johann Caspar Lavater. Auch Claudius trat zu ihm in eine, lange Zeit indeß nur durch Briefe genährte Gemeinſchaft. Leider iſt auch dieſer Briefwechſel für uns verſchloſſen. Aber die Schriften beider Männer geben uns über ihre Gleichheit und Verſchiedenheit hinreichenden Aufſchluß. Da iſt denn bei einer weſentlich gemeinſamen Grundlage, dem treuen Feſthalten an der chriſtlichen Wahrheit, der bei Lavater wie bei Claudius ein eifriges Mitleben mit dem Sturm und Drang der

* Eine eingehende und anziehende Darſtellung der Theologie dieſes in der gelehrt-theologiſchen Welt ſeiner Zeit faſt alleinſtehenden Mannes hat Dorner in: J. F. Kleuker und Briefe ſeiner Freunde v. Ratjen S. 42 folg. gegeben.

** a. a. O. S. 180 folg. d. d. 2. Nov. 1792; der einzige in der Sammlung abgedruckte Brief von Claudius an Kl.

Geniezeit vorher oder nebenher ging, kaum eine größere Naturverſchiedenheit denkbar. Lavater war ungleich mehr in die Geniezeit eingetaucht und beſaß in ſeiner Perſönlichkeit alle die Gaben, der ſo aufgewühlten Zeit als ein Miſſionar das Wort der Wahrheit vorzuhalten, aber die jahrelange Verbrüderung mit der großen Zeitbewegung und ihren Hauptträgern ſowie ſeine eigne wunderbare Beweglichkeit ließen ihn nie zu der Schlichtheit und dem ſtillen Frieden kommen, die unſerm Boten mit der Zeit zu eigen wurden. Er iſt deſſen chriſtliches Gegenbild. Lavater, der amtlich berufene Geiſtliche, Asmus der zurückgezogene Laie; jener mit allen Gaben, in der vornehmen Welt zu leben und zu wirken, dieſer ſcheu davor und mit dem Hausleben zufrieden; er einer der aktivſten Menſchen der Zeit, energiſch, über das Maß produktiv, eine draſtiſche und dramatiſche Natur; Claudius nach außen thatenlos, geiſtig ein weiſer Ökonom, mehr einnehmend als ausgebend, mehr lyriſcher Anlage. Lavater iſt weit reicher angelegt und hatte ein ganz andres Feld der Wirkſamkeit, aber er war nicht ſicher vor eignen Phantaſiegebilden, die er mit dem Geiſt der Wahrheit verwechſelte, vor einem religiöſen Sturm und Drang, der ihn zu chiliaſtiſchen Träumereien, zur verzehrenden Wunderſucht, zur zeitweiligen Theilnahme an krankhaften Erſcheinungen der Zeit und mancherlei Ab- und Irrwegen verführte. So iſt auch ſeine Sprache der getreuſte Abdruck der Geiſtesgährung, dithyrambiſch, oft hochpoetiſch, abrupt oder in aufgewirbelter Wortfülle. Claudius

iſt durchaus einfacher, in ſich beſchränkter aber gediegener, reiner von fremdartigen Zuſätzen; ſein Humor, der ſchon einen freien Stilleſtand in der allgemeinen Unruhe zeigt, fehlt dem Züricher Freunde gänzlich; daher ſeine Aufſätze chriſtlichen Inhalts noch immer lebensfähig und dem Empfänglichen wohlthuend ſind, Lavater nur wenig mehr geleſen wird. Auf ſeine Zeit wirkte er ganz anders wie der Bote, aber die Zeit auch ganz anders auf ihn, und was die Zeit bringt, geht mit ihr unter. Aber die den ſeltenen Mann treibende und bewegende Liebe, dieſe Seele ſeines Lebens, die immer wieder mit ihm ausſöhnt, wenn wir mit Recht an bedenklichen Auswüchſen ſeines überreichen Geiſtes anſtoßen, findet auch Claudius in ſeiner Anzeige der Phyſiognomiſchen Fragmente als den wahren Charakter heraus. Auch dieſem Werk, das ſo manchen Kopf verrückt hat, dem die großen Schöngeiſter mit ſchwindelndem Enthuſiasmus zujauchzten, weil ſie die menſchliche Naturverehrung und den Geniekultus, auch wohl die eigene Eitelkeit dadurch befriedigt ſahen, — wie anders ſtellt ſich ihm der Bote gegenüber*! Denn auch er will nicht ſchweigen, weil „das ſchlecht ſein müßte, wenn er nicht noch weniger von der ganzen Sache verſtände, als ſeine Herren Collegen“. Er verwirft nicht die Sache an ſich, ſie zieht ihn eher an, aber er läßt doch merken, wie viele Täuſchungen dabei unterlaufen müſſen und mahnt indirekt

* Werke III, 19 folg.

zur Beſonnenheit; vor allem jedoch ſetzt er des Urhebers Motiv in die Nächſtenliebe, der er dienen gewollt. „Ein Phyſiognom*, und ſo ſtelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, iſt'n Mann, der in allen Menſchengehäuſen den unſterblichen Fremdling lieb hat, der ſich freut, wenn er in irgend einem Gehäuſe, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderſchaft machen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umſtände wüßte. Der unſterbliche Fremdling im Menſchen iſt aber inwendig im Hauſe, und man kann ihn nicht ſehen. Da lauert nun der Phyſiognom am Fenſter, ob er nicht am Widerſchein, am Schatten oder ſonſt an gewiſſen Zeichen ausſpioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andre Menſchen eine Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienſt zu thun. Mag er bei ſeiner Entrepriſe parteiiſch ſein, übertreiben, tauſendmal neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Weizen ſammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann iſt noch immer die Frage erſt, ob alles wirklich Unkraut iſt, was Du nach Deinem Linneus Unkraut nennſt." —

Beide Freunde ſahen ſich zum erſten und letzten Male auf Lavater's Kopenhagener Reiſe i. J. 1793.

Mit beiden in innerm Verkehr ſtand der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, ja er gerade hat ſchon in

* A. a. O. S. 22 folg.

jüngeren Jahren eine nähere Bekanntſchaft zwiſchen beiden vermittelt. Er ſchrieb nämlich gegen Ende des Jahres 1775 auf der Rückkehr von ſeiner Schweizerreiſe, wo er neben den Wundern der Natur auch Lavater, der ihm wie ein Wunder des Geiſtes erſchien, kennen gelernt hatte, einen Brief voll jugendlicher Begeiſterung über den großen Züricher an den alten Wandsbecker Freund und ließ das Schreiben in das von Boie neugegründete „Deutſche Muſeum“* einrücken. Zugleich aber ſpricht ſich in dieſem Briefe die treue Anhänglichkeit des Grafen an den Boen in unverfälſchter Offenheit aus. Ihre erſte Bekanntſchaft, von der oben die Rede war, wurde ſpäter durch die Nachbarſchaft der Wohnorte und häufiges Wiederſehen — denn Friedrich Leopold lebte bei weitem die meiſten dieſer Jahre in Holſtein —, mehr noch durch die zunehmende Nähe ihrer innern Geſchichte feſter und inhaltvoller. Durch die Kataſtrophe in Stolberg's religiöſen Leben und den widerwärtigen Hader, der im Geleite davon das Verborgenſte auf die Straßen gezerrt und gemein gemacht hat, ſind Licht und Schatten in dieſem edeln Geiſte vielbekannt geworden; wir überheben uns daher aller weiteren Andeutung. Vorzüglich durch Stolberg als äußeren Vermittler wurde der Bote auch in den Kreis chriſtlich geſinnter Edelleute in Holſtein eingeführt, denen er mehr noch in ſeiner folgenden, nach außen bewegteſten Lebensperiode manche Stunde geiſtiger Erquickung und Anregung zu danken hatte. Auf

* Deutſches Muſ. Januar 1776, S. 41—49. d. d. Nov. 1775.

mehreren Edelhöfen des Landes fand ſich noch eine altgläubige lutheriſch-kirchliche Geſinnung in Verbindung mit einer reichen, dem antiken Leben wie den neueren Literaturen entſtammten Geiſtesbildung, dabei ein edler ſittlicher Geiſt, Kraft und Anmuth zugleich. Claudius' Erzählung „Paul Erdmann's Feſt“ beruht gewiß auf Eindrücken dieſer Kreiſe. Der Mittelpunkt und Sammelort der Geſinnungsgenoſſen, doch auch für Andersdenkende offen, war das Gut Emkendorf, zwiſchen Kiel und Rendsburg in reizloſer, nur durch hübſche Anlagen geſchmückter Gegend gelegen, das dem früheren däniſchen Geſandten in London, ſpäteren Kurator der Kieler Univerſität, Grafen Friedrich von Reventlow gehörte; dieſer ſelbſt, ſtreng konſervativ in ſeinen ſtaatlichen und kirchlichen Anſchauungen, aber zugleich ſittlich ſtreng und gerecht, vielſeitig gebildet und von geiſtiger Schärfe; ſeine Gemahlin Julie, geborne Gräfin Schimmelmann, durch Anmuth und Reichthum des Geiſtes wie durch die ſtille Frömmigkeit ihres Weſens, die ihr Kraft in anhaltenden körperlichen Leiden und aufopfernde Treue in ihrem Berufe gaben, eine ſeltene Erſcheinung. Mit unermüdlicher Sorge war ſie auf das geiſtliche und leibliche Wohl ihrer Gutsangehörigen bedacht. Schon aus einzelnen Äußerungen von ihr und über ſie in Jacobi's, ihres Freundes, Briefwechſel iſt dieſe bedeutende Frau dem Leſer näher gerückt. Der Sinn für Muſik, Malerei und Poeſie, ſelbſt bis zum eignen Schaffen, lebte in dem Hauſe, das mit den Kunſtſchätzen alter und neuer Meiſter,

großentheils in Italien gesammelt, angefüllt war. Goethe wurde vor der Erscheinung der Xenien verehrt und hingewünscht, wenn auch sein Wilhelm Meister dem Geist des Hauses widerstand. Das Interesse für ihn scheint übrigens erst Jacobi, der das gräfliche Paar schon in England kennen gelernt hatte, geweckt zu haben; sein eigentliches Dichterideal war und blieb Klopstock.

Claudius stand schon als alter Freund der Schimmelmann'schen Familie auch diesem Hause nahe; außerdem hat wol Schönborn, der als Legationssekretair unter Reventlow in London gearbeitet und die Gräfin Julie durch eine seiner kühn geschwungenen Oden gefeiert hatte, auf den Wandsbecker Freund noch aufmerksamer gemacht. So wandert der Bote nicht selten nach dem gastlichen Hause. Mit der Gräfin steht er in fortdauerndem Briefwechsel. Als sie auf einer italienischen Reise (Sommer 1796) in Rom ihren Landsmann, den berühmten Maler Karstens*, den Propheten der neudeutschen Kunstblüthe, kennen lernt, schreibt sie an Ludwig Nicolovius: „Und dann hat dieser Karstens mir auch das Herz gestohlen, weil er meinem innig geliebten Claudius so ähnlich sieht. Auch Karstens' ganzes Wesen durchfließt eine lebendige Quelle des Lebens". Mit Claudius fanden sich in Emkendorf ein die beiden Stolberge — der ältere Graf Christian war Amtmann in

* Von ihm brachte die Gräfin eine Komposition, die den Aristophanischen Sokrates im Korbe schwebend und sein Publikum apostrophirend darstellte, aus Italien mit nach Emkendorf.

Tremsbüttel zwiſchen Lübeck und Hamburg und mit der hochbegabten Gräfin Luiſe von Reventlow vermählt —, der alte Kanzler J. A. Cramer († 1788) und ſein excentriſcher Sohn Karl Friedrich*, der ſpäter politiſch ſo ganz andre Wege ging; der ältere Hensler aus Kiel; Klopſtock ſelbſt; des Grafen Friedrich Bruder, der Graf Cai Reventlow auf Altenhof bei Eckernförde im Schleßwig'ſchen u. A. Beſonderes Leben brachte in dieſen Kreis die auch dem Claudius'ſchen Hauſe eng verbundene Schweſter des Stolberg'ſchen Dichterpaars, die unverheirathet gebliebene Gräfin Katharina**. Sie war eine ungewöhnliche Erſcheinung, ſagt ein jüngerer Zeitgenoſſe von ihr***; an nachhaltigem, im tiefſten Grund ihres Weſens lebenden Feuer für Religion, Wahrheit und Recht ihren Brüdern vielleicht noch überlegen, an Energie gewiß. Ihr Profil war bedeutend, ohne ſchön zu ſein, es quoll aus ihrer Bruſt mit einer ſeelenvollen Stimme und eigenthümlichen Betonung eine Fülle von innerer Ueberzeugung und Zuverſicht, von warmer Zuneigung für alles Höhere und Beſſere, das dem Menſchen gegeben iſt, eine überſchwängliche Geringſchätzung für alles Gemeine, ja Gleichgültige, die ihre Gegenwart den Schlechten unleidlich, den Flachen drückend, denen, die ſie verſtanden, anziehend machte.

* Er hat auch einen Theil ſeines ſeltſamen Werkes über Klopſtock: „Kl.; Er und über ihn" der Gräfin Julie gewidmet.

** Vgl. oben S. 143 folg.

*** Riſt Schönborn S. 32.

Wie reich war damals das geiſtige Leben Holſteins!

Mit dem katholiſchen Kreiſe in Münſter trat Claudius erſt in der nächſten Folgezeit in Verbindung. Durch Hamann, der dort ſeine letzte Lebenszeit verbrachte, war aber ſchon ein Verkehr eingeleitet. So ſehen wir zunächſt im Norden Deutſchlands ſich eine kleine Schaar von ausgezeichneten Menſchen um die chriſtliche Wahrheit, die in der großen Welt verſtoßen und verfolgt wurde, wie eine ſtille unſichtbare Gemeine zuſammenſchaaren. Die ſchroffen Standesunterſchiede, die in Claudius' Jugendperiode auf dem Grund der Genialität ſich verwiſcht hatten, die damals in Frankreich auf dem Grund der Revolution gewaltſam niedergeriſſen wurden, traten hier zurück auf dem Grund religiöſer Gemeinſchaft. Da der Unglaube ſich ausbreitete, zogen ſich die Glaubenskräfte wie immer, in einzelne Menſchen und kleine Gruppen zurück, um in dieſen und aus dieſen um ſo lebenskräftiger zu wirken. Es ward das Zeichen des Kreuzes mitten in einer innerlichſt widerſtrebenden Geiſteswelt aufgepflanzt, zum Erinnerungszeichen der guten alten Zeit und für die Zukunft als Wegzeiger in die verlorene Heimath.

Die Männer und Frauen in dieſer Diasſpora kannten und verſtanden ſich leicht; der Norden reichte dem Süden die Hand, wo der Lavater'ſche Kreis ſich anſchloß, die bald hereinbrechende Revolutionszeit drängte, wie bei großen ſchreckenden Naturerſcheinungen, die Gleichgeſinnten noch enger und näher zuſammen. —

IV.

Glaubensleben und Lehre.

Das natürliche Ergebniß unſers erſten Buchs war ein Blick auf Claudius' Dichterleben; ebenſo geradeswegs führt uns das dritte Buch zur Betrachtung ſeiner religiöſen Überzeugung. Was wir bisher nur im Werden und in der Bewegung flüchtig angeſchaut, das ſoll uns nun in ſeinen Grundzügen als ein fertiges Sein und als zuſammenhangendes Ganzes entgegentreten.

Wir ſtehen im Mittelpunkt oder auf dem Gipfel ſeines äußeren Lebens, ja wir ſind ſchon über die Mittagslinie hinaus. Auch innerlich ſteht der Mann ſchon lange gereift und entwickelt da, die Folgezeit fügt keine weſentlichen und neuen Züge hinzu, es iſt nur die Ausgeſtaltung und Vertiefung zugleich des eingeſenkten Lebenskerns. Daher iſt der Rück- und Vorblick auf dieſes Licht ſeines Lebens hier an ſeiner Stelle.

Wol iſt es wichtig und intereſſant, ja es kommt allein der geſchichtlichen Wahrheit nahe, wenn man die religiöſe

Stellung eines Mannes wie Claudius, der als chriſtlicher Charakter ſo weithin wirkte, im Anſchluß an die Einflüſſe ſeiner Zeit darſtellt, ähnlich wie wir bei ſeiner poetiſch-literariſchen Stellung verfahren ſind. Zum Theil haben wir es gethan; aber doch nur im engeren Sinn. Wir haben den Faden ſolcher ſichtbaren Einwirkungen nur durch ſein Familienleben, ſeine nächſte Umgebung und durch die Genoſſenſchaft innerhalb der Literatur verfolgt und zugleich auf die ſtärkere Anziehungskraft hingedeutet, welche von Geiſtern vergangner Zeiten auf ihn geübt wurde. Aber hat denn die gleichzeitige Kirche und ihre Wiſſenſchaft, die evangeliſche wie katholiſche, auf Claudius keinerlei Wirkung gehabt? Die theologiſche Wiſſenſchaft, kann man ſagen, faſt nur eine negative und abſtoßende, denn mit ſeltenen Ausnahmen, wie Kleuker, waren ihre Stimmführer Rationaliſten, natürlich mit mannigfacher Abſtufung des Standpunktes. In Kirche und Gemeindeleben lebten und wirkten gewiß noch in manchen Gegenden des evangeliſchen Deutſchlands verborgene Kräfte, der Glaube der Väter war noch nicht allenthalben erſtarrt und erſtorben, aber es waren eben die „Stillen im Lande“, in das öffentliche Leben drangen ſolche Lebensregungen kaum ein. Die Brüdergemeinden ſchloſſen ſich ab nach außen; ob Claudius jemals in einer Verbindung mit ihnen geſtanden, läßt ſich nicht mehr entſcheiden: doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, da ſeine früheren Freunde Graf Haugwitz und Kaufmann denſelben ſo eng verbunden waren, F. L.

Stolberg ſich eine Zeit lang mit dem Gedanken des Eintritts trug und Claudius ſelbſt, als ſein älteſter Sohn eine auswärtige Schule beſuchen ſollte, unter andern Orten auch Barby im Auge hatte. Der Kampf der alten Orthodoxie und des Pietismus in der erſten Hälfte des Jahrhunderts ruhte längſt; wir ſahen an Göze, daß jene Richtung nun einen andern Widerpart hatte, wiewol gerade in Claudius' Abneigung dagegen Elemente des Pietismus mitwirkten. Wo noch allein der Pietismus eine Lebensmacht war, das Schwabenland mit einem Oetinger, Philipp Hahn und andern Männern aus Bengel's Schule ſtand mit dem nördlichen Deutſchland nur in geringer geiſtiger Gemeinſchaft, und andre umher zerſtreute Seelenhirten, wie der mit Claudius ganz gleichaltrige Oberlin im Steinthal bauten ihr ſtilles Reich in Treue und Segen, waren aber eben auch vereinzelte Erſcheinungen. Mit Jung-Stilling ſcheint Claudius nicht in näherem perſönlichem Verkehr geſtanden zu haben, wiewol deſſen unvergleichliche Jugendgeſchichte zu den Lieblingsbüchern ſeines Hauſes gehörte. Ein gläubiger Gemeingeiſt fehlte; die Berührungen mit der katholiſchen Kirche, die wir unten zu beſprechen haben, waren bei Claudius auch nur Berührungen mit einzelnen frommen Katholiken, der Geiſt ihrer Kirche ſtand ihm ganz fern. Das geiſtige Leben der gebildeten Proteſtanten wurde im großen und ganzen durch die ſchöne Literatur und die Zeitphiloſophie beherrſcht und wo überhaupt noch ein Antheil an religiöſen Dingen be-

ſtand, war es ein kritiſcher oder ein unbibliſcher Deismus. Allerdings bleibt es ein räthſelhaftes geſchichtliches Phänomen,* wie das noch in der erſten Hälfte des Jahrhunderts ſo rege religiöſe Leben ſo raſch in einen faſt allgemeinen Abfall umſchlagen konnte — ein ſchmerzliches und mahnendes Zeugniß, wie leicht das Ewige in die Abhängigkeit des Zeitlichen verfällt.

So gehört Claudius zu den einſamen Sternen am dunkeln Himmel, wie eine tröſtliche Verheißung des zukünftigen helleren Tageslichts. In Wahrheit, es liegt etwas Prophetiſches in ſolchen Erſcheinungen. Wer wie er in der Anſchauung des Ewigen lebt und an ſeinem Theil durchſtrömt wird von der ewigen Quelle des Lebens, deren Wirkung mehr in der Vergangenheit ſichtbar war, der iſt gerade durch ſeinen Glauben Bürge der Erneurung und Wiederkehr in der Zukunft.

Was die Form ſeiner Proſaaufſätze angeht, in denen der Kern ſeiner Überzeugungen niedergelegt iſt, ſo iſt dieſelbe jedesfalls durchaus originell, in einem Grade, daß alle Nachahmung daran zu Schanden geworden iſt. Aber ihre Originalität iſt in alter und neuer Zeit vielfach angefochten worden. Manche Einwendungen ſind allerdings wohl begründet; namentlich die, daß das Aphoriſtiſche der Mittheilung, deſſen äußeren Anlaß wir oben** beſprochen haben, oft auch im Ausdruck zu einer Manier

* Claudius ſelbſt macht darüber Bemerkungen in dem Poſtſcript an Andres VII, 110.

** S. 118.

wird, die durch abgebrochene Silben und zugeſtutzte Sätze den Volksſtil erreichen will. Doch kommt davon ein Theil, wie geſagt, auf Rechnung des Urſprungs dieſer fliegenden Blätter. Die neue Idee, Gegenſtände der Bildungswelt volksthümlich und volksverſtändlich zu machen, bedurfte einer eignen und neuen Sprache, in welcher ſich allerdings in der früheren Zeit hier und da Abſichtlichkeit mit Natur miſcht; die Anſicht dagegen, jene Manier habe ſich mit der Zeit feſtgeſetzt und geſteigert, iſt durchaus irrig. Sie verſchwindet gerade mehr und mehr mit der humoriſtiſchen und poetiſchen Einkleidung ſeiner Gedanken; mit dem reinen Ernſt und dem Zurücktreten der bunteren Mannigfaltigkeit der Gegenſtände tritt eine edle Einfachheit des Ausdrucks ohne geiſtreiche Ab- und Seitenſprünge ein; der Bote überſetzt ſeine Mundart mehr und mehr in die ſeines Vetters Andres*. Gegenüber der Hoheit und Heiligkeit deſſen, was er verkünden will, verſtummen die kleinen Erdengötter Humor, Witz, Esprit; aber es bleibt das Streben, das ſeine Natur geworden war, alle künſtleriſche Form fallen und die Sache ſelbſt nach der in ihm perſönlich gewordenen Geſtalt, „ohne alle eigne Gerechtigkeit“ reden und wirken zu laſſen. Die Rhetorik der Kanzel, die konventionelle erbauliche Form wie die Schulſprache des Syſtems verſchmähte er gleicherweiſe; im bequemen Ton des Hausvaters oder Hausfreundes redet er und erreicht damit auch eine Ver-

* Nach dem Vorwort zu Theil I u. II, S. 7.

menſchlichung oder ein herzliches Näherrücken des Überirdiſchen; er denkt dabei, daß wo alles auf die Sache ankommt, die Knechtsgeſtalt des Wortes nicht ſchade, ſondern jene nur heller in ihrem Lichte ſcheinen laſſe*. Und ſoll man ihm eine andre Redeweiſe zumuthen oder aufnöthigen wollen, als die ihm natürliche, wo das Wort eher zu wenig als zu viel ſagt, jedesfalls immer den Vollgehalt einer inneren Wahrheit, ein Lebenszeichen in ſich trägt? Gerade dieſe Eigenthümlichkeit ſichert ihm ſeine Wirkungen. Die Würde des Gegenſtandes und des Schriftſtellers innere Beſeligung ſchützt ihn aber durchweg vor Trivialität, ja wir dürfen ſagen, ſie ſteigert den an ſich ſo ſchlichten Ausdruck in ſeiner eignen Unmittelbarkeit und lebendigen Augenblicklichkeit nicht ſelten zu einer erhabenen Einfalt in Bild und Wort, der man die Vertrautheit und den Einfluß der Luther'ſchen Bibelüberſetzung und der von ihr getränkten Schriften anfühlt. Mit Vorliebe wählt er die am meiſten dem Leben entnommenen und dem geſprochenen Wort nahe kommenden Formen, die Brief- und dialogiſche Form**; auch

* Jacobi Von den göttlichen Dingen S. 46. „Wenn ſich etwas neu und tief empfundenes, oder groß und trefflich gedachtes in ſeiner Einbildungskraft geſtaltet hat, und nun in angebornem Glanze hervortreten will, ſo hält er es an, um ihm vorher die Strahlen zu löſchen; er erröthet, windet und verſteckt ſich — will es nicht gethan haben."

** Nach Hamann Kreuzz. des Phil. S. 102 (Ausg. v. 1762) verhält ſich „die Autorſprache als eine todte zur Sprache des Umgangs".

die Neigung, ſeine Gedanken in Parabeln, nach Baco die älteſte Form des Beweiſes, einzukleiden, bei der ſich der Poet zugleich bethätigen konnte, rührt von dem engen Anſchluß an die heilige Schrift her. So wird unſer Endurtheil über die Form von Claudius' Proſaaufſätzen, beſonders aus ſeiner zweiten Lebensperiode, wo er ſich nach Jacobi's Ausdruck den honoratioribus etwas mehr gleich ſtellt, ſich nahe berühren mit dem oben über ſeine poetiſche Darſtellung ausgeſprochenen. Was ihnen an leiblicher, künſtleriſcher Schönheit abgeht, das iſt ihnen zugeſetzt an geiſtiger Schöne, an jenem inneren Wohllaut der Wahrhaftigkeit und eigenthümlichen Lebens, der die Poeſie einer ſchönen Seele iſt.

Mit den Jahren wurden Claudius' Aufſätze religiöſen Inhalts länger, zuſammenhängender, ja ſie nähern ſich hier und da mehr einer gewiſſen theologiſchen Technik, doch immer mit Feſthaltung des Eigenthümlichen. Es war das ein Bedürfniß bei ihm, den Übergang aus dem Gefühlschriſtenthum zu dem kirchlichen und geſchichtlichen auch in der Form auszudrücken. Er pflegte übrigens, was er ſchrieb, keineswegs raſch hinzuwerfen, ſondern ſann lange über den treffendſten Ausdruck, um das Wort zu einem möglichſt vollgültigen Zeichen des Gedankens auszuprägen.

Syſtematiſch iſt er ebenſo wenig wie ſeine bibliſchen Vorbilder zu Werk gegangen, doch können wir aus den Fragmenten leicht die Einheit, die da iſt, herausfinden und zuſammenſtellen. Natürlich müſſen aus dem tiefen

Brunnen, der hier zum Schöpfen allen bereit ſteht, uns hier wenige Tropfen als Vorſchmack genügen.

Hören wir in Bezug auf ſeine religiöſen Schriften Claudius ſelbſt. „Es ſteht nur wenigen an", ſagt er in der Vorrede zum ſiebenten Theil ſeiner Werke, „das große Thema des Chriſtenthums zu dociren, aber auf ſeine Art und in allen Treuen aufmerkſam darauf zu machen; durch Ernſt und Scherz, durch Gut und Schlecht, ſchwach und ſtark und auf allerlei Weiſe an das Beſſere und Unſichtbare zu erinnern, mit gutem Exempel voranzugehen und taliter qualiter durchs Factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menſchenverſtand — und ein rechtgläubiger Chriſt ſein könne ..... das ſteht einem ehrlichen und beſcheidenen Mann wohl an. Und das iſt am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menſchen zu beſtellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenſter anklopfe." —

Die Stationen ſeines inneren Lebens wie ſeiner Lehre verhalten ſich wie Jugend und Mannesalter. Die Wahrheit wächſt in ihm wie ein geſunder Baum aus lebenskräftiger Wurzel; derſelbe entfaltet ſich immer reicher und blühender vor unſern Augen, aber alles ſind nur nothwendige Verwandlungen und Umbildungen deſſelben Keimes.

Sobald er das Auge des Geiſtes über die ſinnliche Erſcheinung zu erheben anfängt, bewegt ihn in jüngeren

Jahren vorzugsweiſe die Idee und Anſchauung des Vergänglichen, der Zeitlichkeit, des Todes; in ſpäteren die Erfahrung der Sünde. Jener erſcheint auch ihm als der natürliche Feind, die Sünde aber als der geiſtige Feind des Lebens. Hier liegen die Ausgangspunkte ſeiner Anſchauungsweiſe. Die Anſchauung des Todes führt ihn aber zum Begriff der Ewigkeit und Unſterblichkeit im vollen chriſtlichen Begriff eines ewigen Lebens; die Erfahrung der Sünde durch die Erlöſungsbedürftigkeit und Nothwendigkeit an der Hand der Offenbarung zur Thatſache der Erlöſung und von ihr zur Rechtfertigung durch den Glauben, zur Herſtellung der gottebenbildlichen Menſchennatur und zur Lebensheiligung, deren ſchwere Fragen und Sorgen den älteren Mann beſonders beſchäftigen. Aber ſeine „Ethik“ entfernt ſich nie weit von ihrer Quelle, ohne welche ſie verſiechen würde. Schon in dieſer Aufeinanderfolge ſeiner Überzeugungen, die natürlich nur von dem Vorwiegen einer beſtimmten zu verſtehen iſt, bis ſie ſich alle ſammeln in harmoniſchem Leben, liegt angedeutet, daß an die Stelle des ſubjektiv Gefühligen in der Auffaſſung der Wahrheit mit den Jahren mehr und mehr der Sinn für das poſitive und geſchichtliche Chriſtenthum, der Sinn für die göttliche Autorität trat.

Von ſeiner Naturanſicht war oben die Rede. Es ſind die Wurzeln ſeiner Poeſie; aber er wußte wohl, daß Gottes Weſen nicht aus der Natur und ihrer ſtum-

men Sprache erkannt werden kann, daß das Auge, das in dieſe Wunder blickt, nur, wenn es gereinigt und ſonnenhaft, ſchon von dem Strahl der göttlichen Wahrheit getroffen und erhellt iſt, findet was es ſucht. „Aus endlichen Halmen läßt ſich keine unendliche Garbe binden," und „wer die Leiter anlegt, muß vorher ſchon wiſſen, wo er hinſteigen will."* Vergänglichkeit und Tod weiſen ſchon auf dieſe Wahrheit hin; der Tod, dieſer „eigne Mann, der den Dingen dieſer Welt die Regenbogenhaut abſtreift und das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit aufſchließt."** Denn „offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was ſichtbar iſt, die Augen wegwenden, wenn man das Unſichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht ſchön und des Anſehns werth wären. Sie ſind wohl ſchön, und ſind da, um angeſehen zu werden. Sie ſollen unſere Kräfte in Bewegung ſetzen, durch ihre Schöne an einen, der noch ſchöner iſt, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn ſie das gethan haben, dann haben ſie das Ihrige gethan, und weiter können ſie uns nicht helfen. Der Menſch iſt reicher als ſie, nnd hat, was ſie nicht geben können. Alles, was er um ſich her Leben haben ſieht, ſtirbt; und er weiß von Unſterblichkeit. Er ſieht in der ſichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Ört-

* V, 10 u. 11.

** IV, 89.

liches; und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen"*.

Dieſe Menſchennatur war ein Hauptgegenſtand ſeines Studiums. Er wußte wohl, daß eine wahre und vollſtändige Menſchenlehre auf den Weg zur Gotteslehre führt, daß eine gründliche Anthropologie die erſte Sproſſe auf der Leiter zur Theologie iſt.

Geſchichte und Selbſterkenntniß — die Erfahrung alſo an der Hand des göttlichen Worts hatten ihn ein Bild der Menſchennatur erblicken laſſen, ganz unähnlich dem Trugbild, wie es die Stimmführer der Aufklärung zeichneten. Ihm beſtand das Weſen der Menſchennatur nicht in der abſoluten Erkenntnißfähigkeit und Erkenntnißthätigkeit, der ſich alles unterzuordnen habe; er glaubt nicht, daß die Vernunft aus ſich und durch ſich der höchſten Vervollkommnung, der Freiheit und Wahrheit fähig ſei; ihm liegt in der Verbreitung des Lichts im Sinne des Zeitgeiſtes keineswegs das ganze Geheimniß aller Bildung und Erziehung beſchloſſen; in ſeinen Augen hat dieſes Licht mit nichten die Wunderkraft, den ſittlichen Organismus des Menſchen zu erneuern, das ideale Urbild der Menſchheit in ſeiner Schöne und Reinheit herzuſtellen. Ihm iſt die Annahme einer Erbſünde als unüberſteiglicher Schranke dieſer edeln Beſtrebungen nicht Traum, nicht Aberwitz, nicht eine Erfindung

* VI, 106. Man vergl. u. a. die naturphiloſophiſchen Ideen des Boten im „Morgengeſpräch zwiſchen A. und dem Candidaten Bertram", beſonders VIII, 73—80.

des „ſchwarzgallichten Auguſtinus“ *, da er die Schranke der natürlichen Erkenntniß im Ringen nach Wahrheit und die Kluft zwiſchen dieſer Erkenntniß und dem Willen und zwiſchen dieſem wieder und dem Vollbringen gar wohl kennt.

Dieſer Einſeitigkeit und Hoffahrt des Jahrhunderts tritt Claudius ernſt und ſcharf, oder witzig und lächelnd gegenüber; er ſagt ihr die Wahrheit. Denn „der Schmeichler, bemerkt er gelegentlich **, buhlt um Beifall, macht die Menſchen groß in ihrem Sinn, und ſie werden klein; der beſſere Mann macht ſie klein, auf daß ſie groß werden“. — Doch erkennt Claudius im Menſchen einen Trieb zur Wahrheit und zum Guten; weder den Werth der Vernunft verkennt er, noch, richtig verſtanden, des natürlichen ſittlichen Adels. „Die Vernunft“, ſagt er*** „iſt mehr als eine Gabe. Sie iſt, ſo zu ſagen, ein Theil des Gebers. Aber ſie iſt, wie Vulkan, durch den Fall lahm geworden. Zwar hat ſie immer noch ihren Muth, wirft immer noch Strahlen von ſich; und wo ſie unterrichtet iſt und ſich au fait ſetzen kann, thut ſie noch Wunderdinge. Nur ſie geht an Krücken und krüppelt.“ — Auch der Aufklärung, nach der alles ruft, läßt er in ihrem Bereich, zur Regulirung der Begriffe, ihr Recht. „Nur“, heißt es †, „wer mit dem Meduſenkopf

* Wie ſie Campe in ſeinem Theophron nennt.
** IV, 48.
*** VIII, 67.
† VI, 24. vgl. IV, 45. III, 107. VIII, 68 unt.

der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern denkt, der ist unrecht berichtet. — Es ist zwischen den Begriffen und dem Wollen im Menschen eine große Kluft befestigt. Das Rad des Wissens und das Rad des Willens, ob sie wol nicht ohne Verbindung sind, fassen nicht in einander. Sie werden von verschiednen Elementen umgetrieben, und sind etwa wie eine Wind- und Wassermühle.* — So sehr also Claudius auch in der Vernunft ein Unterpfand göttlicher Ebenbildlichkeit erkennt, so sieht er in ihr, wie sie wirklich und im kreatürlichen Leben ist, doch auch einen Abfall von ihrem ursprünglichen Wesen, eine Trübung; nur im Bunde mit der Erfahrung vermöge sie unsre Begriffe zu eigentlichen Einsichten und Begriffen zu erheben und das höchste, was sie selbst dann erreiche, sei die Erkenntniß der Schranke und Gränze ihres Vermögens, wo sie, wie Moses auf dem Hügel stehend, ins „gelobte Land" einen Blick werfe. Wer in der Vernunft und ihren edeln Äußerungen, Kunst und Wissenschaft, das Ziel selbst statt des Weges sieht und darin hängen bleibt, „der", heißt es*, „verkauft seine Erstgeburt um ein Linsengericht, der sattelt in der Wüste ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu lassen, mit dem er weiter und ins gelobte Land reiten sollte, wo der Almosenpfleger wohnt". —

* VII, 156. Aus dem besonders schönen „Valet an meine Leser".

Und ebenſo kennt Claudius auf dem ſittlichen Gebiet den Unterſchied zwiſchen Gut und Edel.

„Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes iſt gediegen Gold.“ —

ſagt er im güldnen A.-B.-C.* „Gut iſt ein ander Ding“, heißt es anderswo**, „als edel; und Freiſein ein ander Ding, als an ſeiner Kette reißen und rütteln. Edle Menſchen gibt es von Natur, aber gut iſt Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat“. Denn*** „edel iſt: Ahndung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre und mit ſich kämpft und ſtreitet, daß er's ſei; der iſt ein edler Mann“. Denn „ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menſchen, und ohne Kampf kennt er die Kluft nicht, die in unſerm Inwendigen zwiſchen wollen und ſein, zwiſchen Edel und Gut befeſtigt iſt, und kann ſie nicht kennen. Erfahrung macht den Meiſter. Und nur die, welche ſich in den Defileen jener großen Kluft verſucht und mit den ſeltſamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedens gekämpft und ſich ſelbſt daran gewagt haben, nur die können wiſſen: ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heilgen Zweigs be-

* VII, 74.
** VI, 102.
*** Daſ. S. 103 folg.

darf oder nicht". — So führen also nach Claudius Lehre Vernunft und Moral an eine Schranke, die keine Natur übersteigen kann; „Moral", sagt er, „führt freilich zur Religion, aber kurz und gut, wie Armuth und Bedürfniß vor die Thür des reichen Mannes führt". — Aber neben der Trübung der Vernunft und der Ohnmacht des Willens und dem Gefühl dieser eignen Hülflosigkeit, das nach Claudius* „zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menschen gewesen", liegt ihm die Ahnung der Möglichkeit eines bessern Zustandes. Die Sehnsucht nach Freiheit entspringt aus der Erinnerung des verlorenen Paradieses und ist zugleich der sicherste Bürge für die einstige Wiederherstellung. „Einem jeglichen Menschen", sagt Claudius schon in jungen Jahren**, „ist Arbeit aufgelegt nach seinem Maße, aber das Herz kann nicht bleiben; das trachtet immer zurück nach Eden, und dürstet und sehnt sich dahin. Und der Psyche wird ein Schleier vor die Augen gebunden, und sie ausgeleitet zum Blindekuhspiel. Sie steht und horcht unterm Schleier hin, hüpft auf jeden Laut zu und breitet die Arme." — Der Mensch kann dies Gefühl übertäuben, überhören kaum. Er kann den Schwerpunkt dieses Strebens und Sehnens nach Befriedigung und Glückseligkeit aus sich heraus in Außendinge verlegen. Aber man erfülle, sagt der Bote***, dem Ehrsüchtigen,

* IV, 49.

** In dem „Impetus Philosophicus" I, 5. —

*** Aus „Passe-Temps" IV, 105.

Geldgeizigen, dem Wollüſtling, dem Mann von Eitelkeit „alle ſeine Wünſche, und was iſt's denn? — das Auge ſieht ſich nicht ſatt und das Ohr hört ſich nicht ſatt, und ich habe noch keinen dieſer Art geſehn, der ſich ruhig in die Arme genommen und geſagt hätte: ich habe genug. All ſolch Glück iſt mehr mühſeliges Hinſtreben zum Genießen als wirklicher Genuß, iſt keine Flamme, die aus ſich ſelbſt brennt, ſondern man muß beſtändig neue Reiſer anlegen, neues Öl zugießen, daß ſie nicht verlöſche, und am Ende verlöſcht ſie doch! — Nein, es muß für den Menſchen eignes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, iſt ja nicht eigen". — Immer wieder lenkt Claudius auf die innere Welt zurück. Er weiß wohl, daß die Mängel des Erkennens und die „Umneblung" der Wahrheit nicht die einzigen, nicht die größten Mängel unſers Weſens ſind. Daß dieſem in dem Stand der Natur Frieden und Freiheit fehlen, davon erkennt er den Grund in dem zielloſen Kampf der beiden Naturen in uns. „Ach du weißt ja wohl", ſagt er*, „wo uns der Schuh drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus bifrons in uns iſt, ein Kopf mit zwei Geſichtern, die nach verſchiedenen Seiten ſehen." — „Daß der Menſch keinen Hausfrieden in ſich hat, das mein' ich; daß man das Beſſere wiſſen kann und das Unedle thun; daß wir von uns ſelbſt geriſſen und gehudelt werden!

* A. a. O. S. 106 folg.

Und uns ſelbſt bringen wir allenthalben hin, uns ſelbſt treffen wir überall an".

„In dir ein edler Sclave iſt,
Dem du die Freiheit ſchuldig biſt." —

Dieſer kurze Vers des Boten aus ſeinem güldnen „A.-B.-C."* bezeichnet das große Thema von dem Fall der Menſchennatur. Beſonders eindringend und kräftig, nicht ſelten erhaben, führt er es in dem „Valet" an ſeine Leſer weiter aus. „Man tröſtet ſich", heißt es dort** u. a., „mit der innerlichen Größe des Menſchen und gloriirt über das Hohe und Göttliche ſeines Verſtandes und ſeiner Vernunft. Ja wohl, iſt der Menſch groß und göttlich; aber gerade hier iſt es, wo einem das Glorüren vergeht und die Thränen in die Augen treten, wenn man ſieht und gewahr wird, daß das Große und Göttliche wider ſeine Natur in uns gehemmt iſt; und es ſollte walten." Ein tieferes Gefühl von dem Elend des Falls*** und der Sünde hat kaum Jemand gehabt, als Claudius, ſchwerlich Jemand zu ſeiner Zeit dies Gefühl ſo ergreifend ausgeſprochen.

Aber dies Gefühl der Leibeigenſchaft ſetzt die Ahnung der Freiheit voraus, auf welche die unterdrückte höhere Natur, der „unſterbliche Fremdling" in uns hinweiſt und

* VII, 75. Mit Bezug auf Röm. 7, 23 geſagt.

** VII, 156.

*** Man vgl. den Aufſatz: „Verflucht ſei der Acker um deinetwillen", IV, 116 folg.

an welche dem Menſchen eine Rückerinnerung geblieben iſt, wie ſie andrerſeits das ſicherſte natürliche Zeugniß für die Unſterblichkeit bleibt. „Es ſind in dem Menſchen die Ruinen eines großen heiligen Weſens“, ſagt Claudius*. Auch in der Vernunft ſieht er dieſen Keim der Erneurung. „Wer die Vernunft kennt“, ſchreibt er**, „verachtet ſie nicht. Sie iſt ein Strahl Gottes, und nur das radikale Böſe hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber, es ſchwebt noch um den blinden Tireſias etwas Großes und Ahnungsvolles, und ſie hat, wie der König Lear, auch wenn ſie irr redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne.“ — Und ſo wird die Herſtellung eben darin beſtehen müſſen, daß der „edle Sclave“ frei wird von dem Drucke des beweglichen ſinnlichen Geſetzes, der niederen Natur, die, wie Claudius ſagt, jene „aufwärtsſtrebende überall hindert, die ihr Licht und Luft dunkelt und färbt, die ungeſtüm und unbändig iſt, und auf dem Bauche kriechen und Staub eſſen will“***. — Auch das Ziel dieſer Freiheit, wo nach einem andern Bilde† „der Adler, dem die Flügel gebunden ſind, der zwar eigentlich nur an der Erde hinflattern kann, aber doch die Kraft und den Beruf in ſich fühlt, durch alle Himmel zu fliegen“, dieſem urſprünglichen Zuge ſeines Weſens ungehemmt folgen kann,

* Aus dem Aufſatz „Ueber die Unſterblichkeit der Seele“ V, 18.
** Aus „Von und Mit“ VIII, 189.
*** V, 8.
† VIII, 188.

auch dieſes Ziel, dieſen Triumph der Herſtellung hält uns Claudius vor. —

— Das iſt das Bild der Menſchennatur in ihren Höhen und Tiefen, das Claudius dem des Rationalismus entgegenſtellt. Er langt an bei der Gebundenheit der göttlichen Natur in der menſchlichen als einer feſten Thatſache, bei der Sehnſucht zugleich nach Rettung und Löſung, deren Spuren er in dem einzelnen Menſchengeiſt wie in der Menſchheitsgeſchichte mit Vorliebe aufſucht. Seiner Zeit, ſoweit ſie zu Wort kam in der Mehrzahl der Schriftſteller, war dieſe Lehre eine Thorheit; — der geſunden, die des Arztes nicht bedurfte. Aber, wir ſehen, nicht die Vernunft an ſich iſt es, die Claudius angreift, ſondern ihr Mißbrauch, ihre Verunſtaltung, in welcher die Aufklärung einen neuen Götzen anbetete. Kein Wunder, daß man glaubte, Claudius ſehe am hellen Tage Geſpenſter und wolle die alte Nacht heraufbeſchwören helfen; kein Wunder aber auch, wenn er dem Grundirrthum in ſeine Schlupfwinkel nachgeht und von den „chineſiſchen Spitzköpfen der Deiſten“, oder von der „Windmühle“ und „von dem Johanniswurm der allgemeinen Vernunft“ wunderliches zu erzählen weiß, der, ſtatt auf der Erde, ſeiner Heimath, fortzukriechen, ſich kühn über die Religion erhebe*. „Die Religion aber aus der Vernunft verbeſſern, heißt es anderwärts**, kömmt mir ebenſo vor, als wenn ich die Sonne nach

* Aus „Neue Apologie des Buchſtaben H.“ I, 15.

** III, 106. vgl. 107.

meiner alten hölzernen Hausuhr ſtellen wollte." — Dem ſelbſtherrlichen Hochmuth ruft Claudius mahnend die ſchönen Worte zu*: „Wir ſind nicht groß, und unſer Glück iſt, daß wir an etwas Größeres und Beſſeres glauben können".

Und damit führt er uns weiter in das Innere ſeiner Lebensanſchauung. Die Vernunft, an ſich und aus ſich, iſt ihm unfähig, die ewige Wahrheit zu finden und ſich anzueignen. Denn dieſe Wahrheit iſt, wie er ſagt**, „ein Rieſe, der am Wege liegt und ſchläft; die vorübergehn, ſehen ſeine Rieſengeſtalt wohl, aber ihn können ſie nicht ſehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Naſe ihrer Vernunft". — Die ſittliche Kraft, die vielgeprieſene, der Menſchennatur erſcheint ihm in letzter Inſtanz als Unkraft, als Ohnmacht, und das demüthige Bekenntniß der abſoluten Hülfloſigkeit verhehlt er nicht. Aber Claudius bleibt bei dem Gefühl der Zerſchlagenheit oder ſchmerzlicher Reſignation nicht ſtehn. Er weiß von dem „großen königlichen Weg zur Freiheit, der Niemand gereuet"***. — Alles ſehnt ſich nach ſeinem Urſprung zurück, das Erſchaffene nach dem Unerſchaffenen; die Quellen, Bäche und Ströme nach ihrem Element im Ocean, die Pflanze zur Erde, und der Menſch, fährt er fort†, „der aus

* Schluß von „Passe-Temps" IV, 111

** III, 109.

*** Schluß des Aufſatzes „über die Neue Politik" VI, 40.

† Aus dem „Morgengeſpräch" u. ſ. w. VIII, 75.

Gott entſprungen iſt, ſehnet und ängſtiget ſich immerdar, und findet und hat keine Ruhe als in Gott*. — Wie der Vergänglichkeit der äußeren Natur als der Schatten- und Nachtſeite die Lichtſeite der Unſterblichkeit, ſo ſteht der Sünde die Thatſache der Erlöſung mahnend, rettend, verheißend zur Seite.

In ſeiner Anſicht von der Erlöſung ſtellt ſich Claudius ganz auf den Boden des göttlichen Wortes. „Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte feſt am Wort*, ſchreibt er ſchon in früherer Zeit an Andres*. Und wie er in der heiligen Schrift lebte, wie ſie von Kindesbeinen auf ſein täglich Brod geweſen, wie er in ihr und an ihrer führenden Hand innerlich geworden und gereift, das ſagt uns ſeine Lebensgeſchichte, deutlicher aber faſt jedes Blatt ſeiner Schriften von jenen jugendlichen Worten über das Johannesevangelium an bis zur Predigt eines Laienbruders, mit der er von der Leſewelt Abſchied nahm. Die Richtung des Rationalismus, die bei Aufrechterhaltung der Bibel auf natürliche Wundererklärung hinauslief, ſtellt er unter allen Kampfesarten gegen das Chriſtenthum am tiefſten, denn „es ſei viel ſchwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten“**. — Aber trotz dem innigen Anſchluß an das Gegebene in Gotteswort, verleugnet ſich doch nie ſeine Eigenthümlichkeit in der Aneignung. Man fühlt ſeinen Worten das Leben an, aus

* IV, 121.
** VI, 99.

dem ſie hervorgegangen, mitunter iſt noch der Leidenszug der inneren Kämpfe daran kenntlich, öfter die fröhliche Gewißheit des gläubigen, in ſich gefeſtigten Herzens. Nie verfällt er in ſeinen ſo anziehenden und liebenswürdigen Bibelerklärungen in den gewöhnlichen dogmatiſchen Lehr- oder Erbauungston. Und dieſe wunderbare Friſche gerade, die ſtille aber gewaltige Macht der einfachen Wahrheit, die überall hervortretende Geſundheit übt ihren Zauber und gewiß auch ihren — Segen. Denn „durch Worte und Floskeln", ſagt Claudius ſelbſt* in einem höheren Zuſammenhang, „wird aus dürrem Winterholz kein grünes; wohl aber durch ein gleichartiges Leben".

Von der Art, wie Claudius theils im allgemeinen die Glaubenswahrheiten, — die Thatſache der Erlöſung und den Weg der Heilsordnung darſtellt, kann nur die Beſchäftigung mit ſeinen Schriften ſelbſt eine ausreichende Vorſtellung geben. Einen kurzen Abriß der Chriſtenlehre hat er in dem zunächſt ſeinen Kindern beſtimmten „einfältigen Hausvaterbericht über die chriſtliche Religion" niedergelegt. Es iſt aber kaum eine Seite dieſer großen Lebensfragen, die er nicht noch beſonders berührt hätte. Wie könnte ich darum den Reichthum und die Neuheit in dem ewig Alten auch nur ahnen laſſen? —

Zunächſt und vor allem iſt es die Perſon des Heilandes ſelbſt, „des allgegenwärtigen ſouverainen Tröſters,

* VI, 112.

des Stillers alles Haders*, auf die er wieder und wieder zurückkommt. Die Anfänge dazu finden wir ſchon in den früheſten Schriften, und zwar nie, ohne auch die menſchliche Seite nahe zu bringen. „Und nun, ſchreibt er an Andres**, ein Erretter aus aller Noth, von allem Übel! Ein Erlöſer vom Böſen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Herrn Chriſtus darſtellt, der umher ging und wohl that und ſelbſt nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlege; um den die Lahmen gehen, die Ausſätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten aufſtehen und den Armen das Evangelium gepredigt wird; dem Wind und Meer gehorſam ſind, und der die Kindlein zu ſich kommen ließ und ſie herzete und ſegnete; der bei Gott und Gott war und wol hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte und verkleidet in die Uniform des Elendes zu ihnen kam, um ſie mit ſeinem Blut frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er ſein Werk vollende; — der in die Welt kam, die Welt ſelig zu machen, und der darin geſchlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! —

Andres, haſt Du je etwas Ähnliches gehört, und fallen Dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es iſt freilich ein Geheimniß, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn

* VII, 158.

** IV, 122 folg.

ſie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes.

Man könnte ſich für die bloße Idee wol brandmarken und rädern laſſen, und wem es einfallen kann zu ſpotten und zu lachen, der muß verrückt ſein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an." —

In ſpäterer Zeit ſchreibt er an denſelben*: „Keiner hat je ſo geliebt, und ſo etwas in ſich gutes und in ſich großes, als die Bibel von ihm ſaget und ſetzet, iſt nie in eines Menſchen Herz gekommen und über all ſein Verdienſt und Würdigkeit. Es iſt eine heilige Geſtalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet und ſein innerſtes Bedürfniß, ſein geheimſtes Ahnden und Wünſchen erfüllt". — Einzelne ſeiner Wunder und Reden beſpricht er eingehender zum Theil in Betrachtungen, die zu dem Schönſten gehören, was er geſchrieben; die Reden ſind ihm**, wie der Heiland ſelbſt, „in ſich Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig: armes Fleiſch und Blut und Knechtsgeſtalt". — Daran ſchließen ſich namentlich ſeine zwei Betrachtungen über das Vaterunſer und das heilige Abendmahl an. — Die perſönliche Aneignung des Erlöſungswerkes, die Heilsordnung bildet ſodann das dritte Glied in ſeiner chriſtlichen Lebensanſchauung. Gerade hier legt ſich uns ſein eignes inneres Leben offen,

* VI, 98.
** IV, 128.

es ist jedes Wort ein Beitrag zu seiner inneren Lebens- und Bildungsgeschichte, an deren Höhepunkten er uns theilnehmen läßt. Zuerst wehrt er die Feindesangriffe gegen den Glauben ab. „Ihr thätet besser", ruft er den Rationalisten zu*, „wenn ihr suchtet, die Vernunft gläubig zu machen", als umgekehrt, „denn es ist etwas rechtliches und gutes darin, wenn ein Mensch von Scharfsinn und Talent, am rechten Ort, seine Einsicht aufgiebt und für nichts achtet, um einer höheren zu huldigen, zu glauben und zu vertrauen." — Ja dieser Glaube ist ihm so sehr und so allein das wahre und natürliche Verhältniß des Menschen zu Gott, daß er ihn „den einzigen sicheren Bürgen für Wahrheit und Recht in der Welt, das wahre Palladium des Menschen" nennt**. „Wer es ihm antaste und störe, der bringe ihn um sein Glück, was er ihm auch dagegen wieder bringe und gebe". — In einem eignen, besonders tiefsinnigen und gedankenreichen Aufsatz „Geburt und Wiedergeburt" behandelt Claudius die endliche Wirkung des Glaubens, die Herstellung einer neuen Natur. Wie in der alten Natur zwei Prinzipien im Menschen, ein verständiges und sinnliches, einander bekämpfen, das verständige, das seiner Würdigkeit nach thätig sein sollte, leidend; das sinnliche, das leidend sein sollte, thätig ist; so ist das Wesen der Wiedergeburt Herstellung des richtigen Verhältnisses, indem „der

* Aus dem „Morgengespräch" VIII, 70.

** „Vom Vaterunser" VIII, 56. man vgl. VII, 158.

partielle eigne Wille, aller Unordnung und Noth Urſache und Anfang in den großen allgemeinen Willen wieder eingegangen iſt"*. — Freilich wehrt und ſträubt ſich die Vernunft, wie Claudius an ſeinen Vetter ſchreibt**, gegen den Anſpruch des Chriſtenthums, „alle Höhen zu erniedrigen, alle eigne Geſtalt und Schöne gar dahinzunehmen, damit ein Neues daraus werde". — Aber er war fern genug von geiſtlichem Hochmuth und hatte an ſich und andern Lebenserfahrung genug, um zu wiſſen, daß in dieſem neuen Leben des Glaubens das Wachen und die Arbeit am eignen Innern erſt wie neu beginne unter neuen Bedingungen, mit neuen Aufgaben. Der gute Kampf war ihm ein Kampf durchs Leben. Nicht ein ängſtliches Planmachen, kein Vorherrüſten empfiehlt er, ſondern „wenn dem großen Strom des Böſen ſein Waſſer geſchmälert werde, ſo vertrocknen die kleinen Bäche, die aus ihm abfließen, von ſelbſt"***.

„Zerbrich dir nicht den Kopf zu ſehr,
Zerbrich den Willen, das iſt mehr" —

ſchließt das güldne A.-B.-C. „Im Willen allein iſt Rath", heißt es anderwärts†, „den gilt es, zu ſtärken und zu üben. Doch iſt allen Ernſt und Entſchloſſenheit Noth; denn die ſinnliche Natur, die bei allen im

* VIII, 92.
** III, 108.
*** „Vom Gewiſſen" VIII, 129.
† A. a. O. S. 130 u. 131.

Wege ſteht, iſt ſchwer zu überwinden. Ihr wachſen für einen abgehauenen Kopf drei andre wieder, und der Menſch iſt ihr Freund, und redet ihr immer das Wort, und iſt behende und ſchlau, Künſte und Auswege zu finden, um ſie zu retten? Darum muß der Sinn für das göttliche Geſetz täglich und bei einem jeden Anlaß wieder errungen und wieder gefaßt werden, ſo oft und ſo lange, bis er in unſerm Inwendigen einheimiſch geworden, und ſo feſt und beſtändig iſt, wie in dem Inwendigen einer Eiche der Trieb zu wachſen, den Wind und Wetter und andere äußerliche Zufälle und Umſtände hindern und ſtören, aber ſo lange die Eiche ſteht, nicht vertilgen können". — Und ſolche Arbeit im Namen Gottes und in der Kraft des Glaubens führt zu dem Triumph, den Claudius mit Worten, denen man die nahende Siegeshoffnung anfühlt, in ſeiner Betrachtung über die „Neue Politik" preiſt: „Wohl ſind unſre Sinne und Leidenſchaften die Hörner, Cymbalen und Zinken, die den Laut und die Stimme der Wahrheit in uns zerrütten, verdunkeln und überſchreien. Sie ſind die hundert ſchweren Ketten, die uns arme Menſchen feſſeln und halten, und uns mit Schmach bedecken. Wer ſich nur von Einer losgemacht hat, iſt ſchon ehrlicher; und ſo immer weiter den langen ſauern Weg hinan. Und, wer ihn ganz erſtiegen hat; wer, durch ſein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen ſo weit gekommen iſt,

daß alle Ketten abgefallen ſind und keine mehr an ihm klirrt; der iſt wahrhaftiglich ein freier Mann. — Er iſt los von der Erde und allem kleinen Intereſſe: auf ihn wirkt, von nun an, Nichts, ihm gilt nichts, ihn treibt und bewegt nichts, als das Wahre und Gute. Er hat den Rock des Fleiſches ausgezogen, nährt ſich mit der Speiſe der Götter, und ſchifft auf dem Ocean der reinen Liebe". Hat der Menſchengeiſt dies Ziel erreicht, dann wird er* „auf dieſer Erde, den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenſtrahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer ſein als was ihm begegnet, der hat immer genug, vergibt und vergißt, liebt ſeine Feinde und ſegnet die ihm fluchen; denn er trägt in dieſem Glauben die beſſere Welt, die ihn über Alles tröſtet, und wo ſolche Geſinnungen gelten, verborgen in ſeinem Herzen, bis die rechten Schätze zum Vorſchein kommen".

Wie nun Claudius in dem Heiland und ſeiner Heilsthat das Centrum jedes einzelnen Menſchenlebens ſieht, das ihn entweder anzieht oder abſtößt, ſo erkennt er ihn auch als den Mittelpunkt der Weltgeſchichte, zu dem Vor- und Rückwärts in ähnlicher Stellung und dieſe Weltbedeutung Chriſti, deren Betrachtung in der Reformationszeit zurücktrat, gegenwärtig aber nach dem Vorbild der erſten chriſtlichen Jahrhunderte wieder aufgenommen wird, war ihm beſonders lebendig. Mit be-

* Aus dem Valet VII, 158.

ſonderer Vorliebe ſtellt Claudius den Zuſammenhang der altteſtamentlichen Vorgeſchichte und Verheißung zum Erſcheinen des Herrn dar, und gerade hier, glaube ich, hat er die Anfänge der neueren gläubigen Theologie in ihren Jüngern mannigfach angeregt und befruchtet. Was er gibt, ſind Winke und Blicke, aber es ſind Goldkörner darunter und jedesfalls eigne urſprüngliche Gedanken. — Aber nicht minder ſucht er die Stellung der vorchriſtlichen heidniſchen Völker zu dem kommenden Heil auf; er geht den Spuren der Wahrheit in ihren Religionsanſichten und ihren Cultuseinrichtungen wie in ihren Philoſophieen, ich möchte ſagen, mit zartſchonender Liebe nach, um mit der menſchlichen Hülle den göttlichen Keim und Kern nicht zugleich zu zertreten. Ihm hangen alle wahre Weiſen und Männer Gottes ſeit der Welt Anfang mit Chriſtus zuſammen, wie die Ströme und Flüſſe mit dem Meer. Es iſt dieſe univerſale Auffaſſung in Claudius, deren andre, der Gegenwart zugewandte Seite ſeine lebhafte Theilnahme für die Miſſion iſt, theils ein Ausfluß ſeiner natürlichen Liebe zu den Brüdern, zu der Menſchheit; theils eine Folge des Herder'ſchen Einfluſſes, der in allen Lebensäußrungen der Völker die zerſtreuten Glieder des großen Leibes ſah. Aber beides — dieſe ethiſche Seite und dieſe wiſſenſchaftliche wurden in Claudius verklärt durch den Glauben. So ruft er in dem Vorwort zur Überſetzung von Ramſay's Reiſen des Cyrus aus*: „Nun die blinden Heiden! Es hat mir

* IV, 82.

immer nicht recht eingewollt, daß ſie von dem letzten bis zu dem erſten alle ſo entſetzlich blind geweſen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken ſo viel, die gerade wie die iſraelitiſchen ausſehn!" Es ſchwebt ihm hier eine ähnliche Anſchauung vor, wie ſie ein auf dem Höhepunkt heutiger theologiſcher Erkenntniß ſtehender Dogmatiker ausſpricht, daß „alle heiligen Wahrheitskörner, welche in dem Heidenthum gefunden werden, von dem Sohne Gottes in die Seelen der Menſchen eingeſäet ſeien"*. — So gehört es zu ſeinen frühen Lieblingsgedanken, auch das Band mit dem griechiſchen und römiſchen Heidenthum feſtzuhalten und die adlichen Geſtalten dieſer Zeiten und Völker für das Bewußtſein und die Bildung der chriſtlichen Neuzeit retten zu helfen. Vor allen iſt ihm Sokrates nahe und werth. „Es hat von jeher nicht an Politikern gefehlt", ſagt er in ganz früher Zeit**, „die von Sokrates ſeiner Fahrt nicht viel Gutes vermuthet haben. Da er ein Heide war, ſagen ſie, ſo iſt er hingefahren, wo die Heiden hingehören. Es iſt freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philoſophen ohne Unterſchied zu Chriſten machen wollen, weil ſie eine hohe Moral gepredigt haben; aber auf der andern Seite iſt zu Sokrates Zeiten drei und eins ſo gut vier geweſen als itzo, Waſſer hat damals ſchon Feuer gelöſchet und ſo auch Selbſtverleugnung ihre guten Folgen haben müſſen". Dieſe Ideen bildete

* Martenſen Chriſtl. Dogm. (neue Ausg.) S. 221.

** Neue Apologie des Sokrates u. ſ. w. I, 13.

er weiter aus durch die nähere Bekanntſchaft mit dem Orient, der gerade damals durch eine Reihe von literariſchen Entdeckungen und Veröffentlichungen aufgeſchloſſen wurde. Claudius las die religiös-mythologiſchen Schriften der Inder, Chineſen und Perſer mit Eifer und hat die Ergebniſſe ſeiner Anſichten im ſiebenten Theil ſeiner Schriften, unter dem Titel „Eine aſiatiſche Vorleſung“ niedergelegt — eine längere Abhandlung, die zwar keinen wiſſenſchaftlichen Werth hat, um ſo intereſſanter aber für Claudius' Anſchauungsweiſe iſt. Wir gehen alſo hier nicht in das Material ſelbſt ein — nur ſeine Grundanſicht hebe ich hervor. Zunächſt ergibt ſich ihm aus den Reliquien der altorientaliſchen Völker in ihren Bauwerken, Sprachen und Religionen die Anſicht von einer ungeheuern Lebenskraft, zu der wir Neuern uns nicht wie fortgeſchrittene, ſondern wie zurückſchreitende verhalten. Mit dieſer Geſchichtsanſicht tritt er der rationaliſtiſchen Lieblingsidee von einem Urzuſtand der Verwildrung und einem ſteten Fortſchritt zu Wahrheit und Glückſeligkeit, ſchroff entgegen. „Dieſe Völker“, ſagt er in der genannten Vorleſung*, „mußten nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeiſterei ausgemergelt und ausgedorrt ſein“. — Bei ihnen „ging's aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Velinpapier und an Fiebelbrettern ſchreiben, ſo ſchrieben ſie unter'm Himmel an ihren Felſen und Bergen, mit Rieſenbuchſtaben. Und

* VII, 23.

dieſe Bergſchriften betreffen nicht etwa einen Chan oder Conſul, ſondern die Angelegenheiten der Menſchheit*. Mit der Zeit wurde „die Barre aus dem Bergwerk immer dünner und dünner geſchlagen, gehämmert, am Ende bleibt es freilich Blattgold zum Vergolden und andern Zierrathen, aber keine Barre mehr*. — Dieſe ihrem Urſprunge nach näher ſtehenden Völker haben aber namentlich in ihrem religiöſen Glauben eine auffallende Familienähnlichkeit, die ebenfalls auf einen gemeinſamen Urſprung ſchließen läßt. So beſonders in der Vorſtellung von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sündfluth; — und dieſem „goldnen Faden*, wie er ihn nennt, ſpürt Claudius überall nach*. „Alle die großen Begebenheiten, welche die chriſtliche Religion zum Theil vorausſetzt und zum Theil darauf ſich gründet, hallen in den älteſten Schriften der aſiatiſchen Nationen wieder. — Gott weiß, daß ich um einen neuen Beweis für die Wahrheit der Religion nicht weit gehe; aber ich kann es doch nicht gleichgültig anhören, wenn Parther und Meder und Elamiter, Kreter und Araber die großen Thaten Gottes reden; wenn die Söhne eines Vaters Dinge aus dem väterlichen Hauſe, die ihnen zum Theil nicht zur Ehre gereichen, alle aus einem Munde erzählen*. — Sein Reſultat iſt**: „Was die Kinder verſchiedenes haben. das haben ſie, denke ich, ein jedes von ſich; was ſie aber alle gemein haben, die Familienzüge und Ähnlichkeiten, die

* A. a. O. S. 6.
** A. a. O. S. 46.

haben ſie vom Vater, und können ſie nicht anders haben als vom Vater". — Dann aber verweilt Claudius beſonders gern, ja mit Rührung und Andacht bei den Verſuchen zur Wiederherſtellung des getrübten und gefallenen Urbildes, die allen heidniſchen Völkern, auch den Griechen und Römern, gemein ſind; — den Büßungen, Opfern, Reinigungen; — freilich fruchten dieſe Verſuche der Selbſthülfe „von außen hinein" ſtatt von „innen heraus" nichts, aber als ein Ringen nach dem höchſten unter Furcht und Zittern ſind ſie ihm ehrwürdig und intereſſanter als vieles im Leben, das weit und breit berühmt iſt*.

Die Geſchichte des Chriſtenthums ſelbſt, dieſe Nachfolge Chriſti in der Zeit, tritt in Claudius' Schriften, ſoweit ſie Geſchichte der Kirche iſt, weniger und ſeltener hervor. Woher ſollte ihm damals Intereſſe an der Kirche kommen? Um ſo mehr ſucht er einzelne vor- und nachreformatoriſche Zeugen der Wahrheit um ſich zu ſammeln, nicht als ob dadurch die Wahrheit befeſtigt werden könnte, denn, ſagt er gelegentlich,** „ich denke, die Wahrheit muß durch alle Menſchen nicht gewinnen können, aber ein jeder Menſch durch die Wahrheit"; — aber um ſich ſelbſt zu ſtärken durch den unſichtbaren Bund mit Gleichgläubigen. Von dieſen wie von ſeinen mitlebenden Glaubensgenoſſen iſt in ſeiner Lebensgeſchichte die Rede. Dort wie hier erkennen wir,

* M. vgl. „Vom Gewiſſen" VIII, 120.

** V, 117.

daß er ſich durch konfeſſionell-kirchliche Verſchiedenheit nicht abſchrecken ließ; die Armuth an geiſtlicher Verwandtſchaft zu ſeiner Zeit brachte es mit ſich, daß man dem Zug der Gemeinſchaft des Glaubens an den Erlöſer überall hin nachging, und daß man, je entſchiedener die Stellung zum Unglauben der Zeit war, um ſo milder und nachſichtiger im eignen chriſtlichen Lager wurde. Man ſah nicht blos in denen draußen den gemeinſamen Feind, ſondern bekämpfte ihn auch als ſolchen und betrachtete ſich wirklich als Bundesgenoſſen. Gewiß war dies die richtige Erkenntniß und Stellung in jener Zeit, wo es die Aufgabe der zerſtreuten Treuen ſein mußte, in dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, was zu retten war, nicht Unterſchiede zu ſcharf zu betonen, die den Streit für ein gemeinſchaftliches Gut hemmen und alles Nachdrucks berauben mußten. So finden wir bei Claudius z. B. wiederholt Schutzworte für das Kloſterweſen und das Faſten* — aber freilich beide mit dem Hinweis auf die großen Gefahren, mit Einſchränkungen und Abweichungen von der geläufigen katholiſchen Anſchauungsweiſe; er blieb ſich wohl bewußt, daß alle Asceſe aus der lebendigen Sehnſucht nach Fortſchritt in wahrhaftiger Gerechtigkeit entſpringen müſſe. Wo die großen Trennungsfragen in Rede kommen, iſt Claudius durchaus evangeliſch-lutheriſcher Chriſt, wenn auch in der Gebundenheit frei genug, wie noch gegen Ende ſeines Lebens

* In Paul Erdmann's Feſt VI, 29 folg. „Vom Gewiſſen“ VIII, 123—128.

ſeine Schrift „über das heilige Abendmahl“* beweiſt, um innerhalb ſeiner Konfeſſion auch Mängel und Menſchlichkeiten zu ſehen. Aber der Kampf war damals größer und mehr auf das weſentliche gerichtet, als der an Menſchlichkeiten reichere konfeſſionelle Kampf der Gegenwart. Dieſer Zug zur Einigung oder Wiedervereinigung und das treue Feſthalten am Gemeinſamen in der zeitlichen Verſchiedenheit und Vielgeſtaltung des Kirchenlebens bildet eine weſentliche Eigenthümlichkeit in Claudius' Charakterbild. Wie er noch am Abend ſeines Lebens die verheißende Morgenröthe eines lebendigeren Chriſtenthums erlebte, und wie ſein altes Auge noch hell genug war, in den großen geſchichtlichen Vorgängen die ſtrafenden und mahnenden Gedanken Gottes zu erkennen, das wird uns ſpäter entgegentreten.

* Werke VIII, 3 folg.

Drittes Buch. 1790—1815.

I.

Zeitſtürme und Kämpfe.

Ein halbes Jahrhundert von dem Leben unſers Boten liegt hinter uns, vor uns noch ein volles Drittheil ſeiner Lebensjahre. Dem Gang der Natur nach, die ſchon die Vorboten des Alters ankündigte, hätten es Jahre des äußeren Friedens und ſtiller Sammlung ſein ſollen, wo die Seele im Beſitz des Erfahrenen, Erkämpften und Erlittenen aus der Unruhe des Wiſſens und Lebens eine feſte Lebensweisheit und aus dem Wechſel das Dauernde rettet, und wo ihr die bewegten Bilder vergangener Zeiten nur noch einmal in Kindern und Enkeln wieder aufleben. Dem Boten war es anders beſchieden. Sein Botendienſt war noch nicht zu Ende, ja jetzt gerade muß er, wohl oder übel, den „ſpitzen Stachel in ſeinem Knotenſtock“ * feſter einſetzen, um die Güter eines funfzigjährigen Lebens und einer gewiß gewordenen Überzeugung gegen den feindlichen Andrang der Zeit tapfer zu ſchützen.

* Von dem ſein Recenſent Friedrich von Meyer in den Heidelberger Jahrb. 1813 N. 31. S. 485 ſpricht.

Die Stürme der franzöſiſchen Revolution ſind es zunächſt und vor allem, die auch an ſein ſtilles Haus anklopfen. Und dies geſchah um ſo lauter, weil er nicht blos das Brauſen und Wogen aus der Ferne hörte, ſondern weil einzelne Wellen mit der einſtrömenden Emigration, die ſich erſt hinter der Elbe recht ſicher fühlte, ſich bis in jene Gegenden verloren. Ja gerade in Claudius' unmittelbarſter Nähe, in Hamburg wimmelte es von Emigranten, die ſich von da nach Kiel, an den Eutiner Hof, auf den Holſteinſchen Edelhöfen und weiterhin verbreiteten. Und gerade weil das eigenſte Intereſſe Hamburgs, der Welthandel durch die Revolution und ihre Kriege ſo tief und mehrere Jahre hindurch mit ſolchem Glück berührt wurde, nahm man dort in geſteigertem Grade Antheil an den Vorgängen in Frankreich. So ward Hamburg, wie fünf und zwanzig Jahre früher in der literariſchen, jetzt in der politiſchen Bewegung der Hauptort im Vaterlande. Die kleine altberühmte Republik, nur noch in loſem Zuſammenhang mit dem zerfallenden Reichskörper und ſelbſt angeſteckt von dem Haß gegen alle ariſtokratiſchen Elemente, erfuhr die Anziehungskraft der verwandten demokratiſchen Strömungen Neufrankens. Neben ausgewandertem franzöſiſchem Adel ließen ſich franzöſiſche Kaufleute in Hamburg nieder, und die Gährung, der Kampf der Anſichten entſprach dem Wetteifer der materiellen Intereſſen. Auch deutſche Auswanderer geſellten ſich zu den franzöſiſchen, als das Land zwiſchen Rhein und Elbe nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs von 1794 nicht mehr ſicher ſchien;

viele wohlhabende und angeſehene Männer aus Oſtfriesland, dem Oldenburgiſchen und Hannöverſchen zogen ſich in die überfüllte Stadt. Im Ganzen und in den einflußreichen Kreiſen waren die Bewegungsideeen der Revolution, beſonders in ihrem Beginn, die herrſchenden; dieſelbe erſchien wie eine Erfüllung und praktiſche Ausführung der Gedanken und Wünſche, von denen oben* die Rede war. Es waren auch hier wieder die Häuſer Reimarus, Büſch und Sieveking die Mittelpunkte und Vertreter dieſer Richtung. Reimarus ſchrieb eine Reihe politiſcher und nationalökonomiſcher Schriften, in denen er die Adelsvorrechte und das Zunftweſen bekämpfte. Den Staat wußte er nach Rouſſeau's mechaniſcher Anſchauung nur als Geſellſchaftsvertrag zu faſſen, vermöge deſſen nach freier Übereinkunft und unter dem Schutze einer geſetzmäßigen Obrigkeit keiner den andern in ſeinen Geſchäften beeinträchtigen dürfe. Dies war im allgemeinen, wenn auch die Ausnahmen nicht fehlten, das politiſche Glaubensbekenntniß des gebildeten Hamburgs. Klopſtock, von Alters her Hausfreund und Ehrengaſt in dieſen Kreiſen, ſtand wenigſtens im Anfang mit aller Leidenſchaft auf der Seite der Revolutionsfreunde, wurde ſogar zum Dank ſeiner zujubelnden Oden franzöſiſcher Ehrenbürger — eine Ehre, auf die er freilich bald verzichtete. — Zu den aufgeregteſten Anhängern der republikaniſchen Ideeen und Thaten gehörte der berühmte Kapellmeiſter J. F. Reichardt, der Komponiſt auch vieler Lieder des Wandsbecker Boten,

* S. 84 folg.

der eine Zeit lang in Neumühlen, dem Landsitz der Familie Sieveking, eine Zuflucht fand und gleichzeitig die Journale „Frankreich“ und „Deutschland“ herausgab.

Aus dem entgegengesetzten Grunde, dem tiefsten Abscheu gegen die Revolution, — den er besonders seit dem August 1789 aussprach — fand sich unter den deutschen Auswandrern auch ein alter Freund von Claudius, F. H. Jacobi in den überelbischen Landen ein. Im Frühjahr und Sommer des Jahres 1794 hatten die Franzosen unter Pichegru und Jourdan die Niederlande erobert; am 6. Oktober wurde Düsseldorf, damals noch Festung, von ihnen beschossen*. Schon einige Tage vorher hatte Jacobi, von seiner Schwester Helene und seiner Tochter Clara begleitet, seinen bedrohten Pempelforter Musensitz verlassen und suchte Halt und Trost unter den längsterworbenen norddeutschen Freunden, die ihn auf einen solchen Fall eingeladen hatten. Zehn Jahre brachte er in diesen Gegenden als ein sehr lebendiges Glied der uns bekannten Kreise zu, theils in Hamburg und Wandsbeck, wo er außer kürzeren Besuchen von 1796—1797 ununterbrochen über ein Jahr lang lebte, theils in Eutin, Emkendorf und als flüchtiger Gast noch auf andern holsteinschen Rittergütern. Zwei Jahre später folgte ihm auf kürzere Zeit (von 1796—1798) Göthe's Schwager, Johann Georg Schlosser, den gleichfalls die Kriegsstürme aus seiner Stellung in Baden aufgescheucht und

* Französisch wurde die Stadt erst am 6. Sept. 1795 durch Jourdan's Einnahme.

nach einem kürzeren Zwiſchenaufenthalt in Ansbach gen Norden, nach Eutin geführt hatten. Beide Männer brachten der revolutionsfeindlichen Partei Verſtärkung und neue Waffen. Dem Pempelforter Philoſophen namentlich, dem ſonſt ſo milden und von aller Schroffheit faſt überfreien Charakter, iſt kaum ein Ausdruck ſtark und heftig genug zur Bezeichnung der franzöſiſchen Zuſtände. Dieſe Geſinnung theilten, vollends als der blutige Theil des Drama's ſich entwickelte, die oben aufgeführten adlichen Kreiſe in Holſtein, die Reventlow's, Stolbergs u. a., wiewol der jüngere Graf Stolberg mit ſeinem poetiſchen Altmeiſter anfangs auch der Nationalverſammlung zugejauchzt hatte. Beſonders hartnäckig und reaktionär gegen das um ſich greifende Bewegungsfieber traten die beiden Grafen Reventlow zu Emkendorf und Altenhof auf, beide durch Geiſt, Kraft und inneren Adel hervorragende Männer; den einen der Brüder, den Grafen Cai (nach des jüngeren Bernſtorf, ſeines Schwiegervaters, Tod däniſcher Miniſter), nannte Friedrich Perthes' ſpäter „den letzten großartigen Adlichen einer vergangenen Zeit".* Ihr Widerſtand gegen die Revolution wurzelte zwar auch, wie natürlich, in ihrer Familientradition und ihrem Stand, war aber tiefer gegründet durch geſchichtliche Bildung und religiöſe Geſinnung. Daß auch in manchen nichtadlichen Kreiſen des Herzogthums ſich der Zeitgeiſt an der Klarheit der Erkenntniß und an der Feſtigkeit eines treuen Sinns brechen konnte, ſehen wir z. B. an

* Aus einem Briefe nach des Grafen Tod (1834). Fr. Perthes Leben I, 125.

der Jugendgeſchichte des großen Niebuhr, deſſen Vater in Meldorf im Süderditmarſchen lebte. Die erſten politiſchen Gedanken des Knaben waren eine entſchiedene Abneigung gegen die Revolution. Die franzöſiſchen Emigrirten reizten und verſtärkten natürlich dieſe Geſinnung. Beſonders ward ihnen in Emkendorf ein Aſyl geöffnet. Dort fanden ſich die Flüchtlinge vom Fructidor 1797 mit ihren Familien ein, der General Mathieu Dumas, der unter dem Namen Funk lebte; Portalis, der ſpätere Graf. Ab und zu gingen Charles Villers, der Überſetzer von Jacobi's Woldemar, Quatremère von Quincy, Vanderbourg, der Graf d'Angiviller, der Jugendfreund Ludwigs XVI., der als Charles Trueman ſich in Kiel aufhielt und mit deutſcher Literatur ſich die Muße vertrieb. Zu Billwerder bei Hamburg lebte ſeit 1796 in ſtiller Zurückgezogenheit der Sieger von Jemappes Dumouriez. Claudius hat mit den meiſten dieſer Verbannten verkehrt. Doch fehlte im Lande auch keineswegs, wie wir ſehen werden, eine Gegenpartei und die Reibungen, Verſtimmungen, Verbitterungen ſtörten bald die alte Eintracht und friedliche Gemeinſchaft.

Claudius ſtand von vornherein, als die meiſten Schöngeiſter und Schriftgelehrten noch von der Völkerfrühlingsſonne geblendet wurden, mit der Selbſtändigkeit eines im Innern freien Mannes gegen die Revolution. Freilich mußte er auch dieſe Stellung durch innere Leiden und äußere Anfechtung theuer erkaufen. Wenige haben ſo wie er die ſchwere Zeit durchlebt und durchlitten; oft verlor er die alte Heiterkeit; nicht ſelten unter dem

Druck und Eindruck, den die Entwicklung und Verwirklichung der Revolutionsideeen übte, auch das innere Gleichgewicht, und nur der immer wiederkehrende Glaube an den Sieg und die Wiedergeburt von Recht und Wahrheit schützte seinen Kummer vor Verkümmerung.

Man hat in Claudius' politischem Standpunkt ein Symptom der Abhängigkeit und einen ärgerlichen Widerspruch mit seiner früheren poetischen Freiheitslust finden wollen, die beim Ausbruch der Revolution nicht Stich gehalten und den Rückzug genommen habe. Beides ist irrig. Claudius hatte ganz die nämlichen politischen Ansichten über Königthum und Adel (wie die Erzählung ‚Paul Erdmann's Fest' zeigt), schon im Anfang der achtziger Jahre; zu einer Zeit also, wo noch von keinem dänischen Gnadengehalt — wenn man denn ja bei einem Claudius an so schmutzige Quellen auch nur denken will — die Rede war und noch kein Adelsverkehr bestand. Eine Verschiedenheit dagegen dieser Ansichten seiner Mannesjahre mit seinen Jugendträumen besteht allerdings, aber kein Widerspruch. Daß ein junger, mitten in seiner inneren Bildung begriffener Mensch, der eben anfängt, die Augen aufzuschlagen in der weiteren und größeren Welt, schon das politische Programm für sein Leben aufstellen soll, ist ein absurdes Verlangen — Sinn und Treue für das Große und Edle, für Wahrheit und Recht soll er haben und behalten, er soll begeistrungsfähig und darum streitfähig für diese Güter sein und bleiben und in dem Naturgrunde alles staatlichen Lebens, dem Hang zum Vaterland, mit kindlicher

Liebe ſtehen, aber die Beurtheilung praktiſcher Fragen iſt eine Sache der Erfahrung und der Einſicht in die Bedingungen und Beſchränkungen des Lebens, welche die Jugend weder haben kann noch ſoll. Hier iſt es eine Wohlthat, daß der Menſch veränderlich geſchaffen iſt, weil allein hierin die Möglichkeit der Bildſamkeit und der Befreiung von angebeteten Irrthümern liegt. Allerdings lautet einer der früheſten Klänge des „Wandsbecker Leiermanns“:

„Und deine Fürſten (ſollen ſein) groß und gut!
Und groß und gut die Fürſten!
Die Deutſchen lieben, und ihr Blut
Nicht ſaugen, nicht Blut dürſten!

Gut ſein! Gut ſein! iſt viel gethan,
Erobern iſt nur wenig;
Der König ſei der beſſre Mann,
Sonſt ſei der beſſre König!“

Es ſteht dieſe unſchuldige poetiſche Licenz im Einklang mit den oben berührten Ideeen der Sturm- und Drangzeit, die von der Losgebundenheit des Individuums und ſeiner ſchrankenloſen Ausſpannung ausging; ein beſtimmtes politiſches Intereſſe hatte Claudius damals nicht, es wurden nur Freiheits- und Tyrannenoden, wie die von Schönborn*, an ihn gerichtet, er ſelbſt ſchrieb keine. Gut-

* S. oben S. 67. Übrigens iſt es ſeltſame Übertreibung, wenn Niebuhr, ſonſt Claudius' warmer Verehrer, in den Vorleſungen über das Zeitalter der Revolution (I, 85) ſagt: „die früheren Gedichte von Cl. würde man gegenwärtig (1829) nicht herausge-

müthige und ernſtgemeinte Seitenblicke auf die drückende Laſt der Krone, auf den läſtigen Überfluß des Hoflebens, auf den Unſegen der Kriegs- und Eroberungsluſt, auf die Schmeichler, die allen Fürſtengelüſten das Wort reden und in ihren Neigungen Winke der Götter ſehen*, — das iſt ſeine Jugendpolitik. Es ſind immer nur die allgemeinſten, menſchlich-ſittlichen Fragen, die Elemente des Gemeinſchaftlebens, für deren Beurtheilung ein natürlich geſundes Gefühl oder die Lehre der heiligen Schrift ausreicht. So entwirft er in der mehrerwähnten Audienz in ſchönen warmen Worten das Bild eines wahren Regenten nach Gottes Willen**, der „Vaterſtelle" an ſeinem Volk vertreten ſoll, aber, ſo ſtark er Pflicht, Gewiſſen und Verantwortlichkeit des Regenten betont, — den Gehorſam der Unterthanen verlangt er doch „nicht allein gegen die gütigen und gelinden, ſondern auch gegen die wunderlichen Fürſten" ***. Und dieſer Satz war bereits anno 1777 geſchrieben. Ähnliche Gedanken kehren in „Paul Erdmann's Feſt" wieder†, wo aber namentlich die Adelsfrage beſprochen wird. Klingt da auch die Anſicht vom Urſprung des Adels mehr wie eine geſchichtliche Idylle, ſo iſt doch ſeine wahre Idee und Stel-

ben dürfen; unter der mildeſten Regierung würden ſie als Staatsverbrechen beurtheilt werden; er aber ſchrieb ſie ganz naiv hin". —

* Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan. Werke III, 60 u. 69.

** A. a. O. S. 64 folg.

*** Nach 1 Petr. 2, 18.

† B. B. III, 25 u. 32 folg.

lung durchaus treffend bezeichnet. Daß Asmus sehr wohl Unterschiede zu machen weiß, zeigt eben die Rolle des Herrn von Saalbader, in dessen Person das lüderliche, französirte, flach freigeistige und innerlich rohe Junkerthum gebrandmarkt wird. Aber eine lebendige Verschiedenheit und ständische Gliederung, eine klare und entschiedene Anerkennung der fürstlichen Alleingewalt, ein patriarchalisches Regiment, wenn man will, als göttliche Ordnung, aber eben auch nur als solche, wo mit der Auffassung der Obrigkeit als einer von Gott eingesetzten um so lauter die Pflichten dieses Amtes in das Gewissen der Regierenden gerufen werden, — das sind seine wenigen politischen Leitpunkte. In diesem Sinne sagt der Dichter*:

„Jeder König sei des hehren,
Großen Rufes werth! —
Doch dann muß er nichts begehren,
Was ein Mensch begehrt;

Muß nicht seine Wege wandeln,
Alles Eignen rein
Nur vor Gott und mit Gott handeln,
Sonst ist er nicht Sein;

Muß, wie Gott, zu allen Zeiten
Nur barmherzig sein,
Und nur Licht und Recht ausbreiten;
Sonst ist er nicht Sein;

Und durch jede seiner Thaten,
Wo er deß vergißt,
Hat er Gott den Herrn verrathen.
Dessen Bild er ist;

Und der Königliche Segen,
Licht und Kraft und Glück,
Kehrt zu dem, von dessentwegen
Er sein war, zurück;

Kehrt zurück — der Geist entflieget.
Weil ihm Leid geschah,
Und die große Leiche lieget
Zur Verwesung da."

* Kron' und Scepter. 1795. Werke VII, 66. — m. vgl. VI, 32. Das Gedicht stammt aber in Wahrheit schon aus dem J. 1792, wo es Cl. unterm 30. Nov. in die Hamburger Neue Zeitung einrückte, unter dem Titel: „Wiegenlied für die neugeborne Prinzessin von Dänemark". Es gehen daselbst 6 Strophen dem nunmehrigen Anfang voraus und es folgt dem Ganzen eine dreistrophige „Apostrophe an unsern geliebten Kronprinzen". Ohne die ersteren

Dieſen im allgemeinen ſchon feſtſtehenden Anſichten trat nun das Rieſenereigniß der franzöſiſchen Revolution mit ſeinem donnernden Nein entgegen. Claudius hat ſich nicht einen Augenblick von dem politiſchen Sturm und Drang, der auch manchen ſeiner nächſten Freunde ergriff, hinreißen laſſen, ohne ſich darum gegen die Mißbräuche des abſoluten Staats zu verſchließen. Und es war das nicht bloßer Quietismus, träge und müde Paſſivität, die nicht mehr lebendig und beweglich genug iſt, um auf eine neue und große Zeit einzugehen, auch nicht ausſchließlicher Sinn für das Privatleben, das durch Amt und Haus eben erſt feſter gegründet und geſichert war und nun ſo heftig aufgeſchüttelt werden ſollte. Gewiß ſprachen auch dieſe Neigungen mit, aber der Hauptbeweggrund, der ihn, den ſchon alternden Mann ſo reizbar und unruhig machte, war ein poſitiver, ſtammte nicht von weltlichen Rückſichten her, ſondern aus der tiefen Überzeugung, dieſe franzöſiſche Bewegung ſei in ihrer Wurzel wie in ihrer Entfaltung vom Argen, ihr etwaiger Einfluß auf unſer Vaterland ein Unglück. Darum war ihm die Sache des Eifers werth*; „und die Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, pflegt nicht mit dem Schwanz zu wedeln“. In einzelnen Punkten ſeiner Beurtheilung konnte er dabei hundertmal irren und hat er geirrt. Weil ihm das Prinzip der ganzen Bewegung zuwider war, machte ihn dieſer Widerwille oft auch gegen ein-

findet ſich die auch ſonſt mehrfach anders lautende alte Form im Halliſchen Volksblatt für Stadt u. Land, 1849, S. 1133.

* VI, 5.

zelne wirkliche Beſſerungen innerhalb derſelben ungerecht. Aber auch in edleren Verſuchen ſieht er die Abſtraktion walten ſtatt der geſunden Kenntniß des Lebens und der wirklichen Bedürfniſſe des Volks; er ahnt ein Übergewicht der politiſchen Form ſtatt der Fülle der konkreten Anſchauung, die nicht blos das Große und Weite, ſondern auch das Kleine und Nahe im Lichte des Größten und Höchſten mit Liebe pflegt. Sein Staatsſinn, ſoweit er vorhanden war, hängt im tiefſten Grunde mit ſeinem Familienſinn als natürlicher Inſtinkt zuſammen. Dem philoſophiſchen Weltbürgerthum, dem hochmüthigen Überſehen der ſittlichen Mächte des Volkslebens trat er entgegen; Sitte ging ihm vor Recht. Und dieſen Weg hatte ihm ſeine ganze Lebensführung gewieſen. Erwachſen aus dem Volk beſaß er von Jugend auf Anſchauungen aus bäuerlichen und gutsherrlichen Kreiſen, den Stammhaltern der alten Sitte. Was in dieſem Standesleben geſchichtlich erwachſen und gut war, ſollte nun von den Zeitſtürmen entführt, und das Neue aufgebaut werden auf dem Grund der vermeinten Reinheit und Güte der Menſchennatur. Das griff aber in das Innerſte ſeiner Überzeugung. Ein Staatsmann war der Bote freilich nicht; das handelnde und geſchichtliche Leben in ſeiner dramatiſchen Verwirrung und Entwirrung zog ihn nicht genug an, aber den Grundton aus dem Gewirr der Stimmen und Töne, der Wünſche und Träume herauszuhören, dafür hatte er, gerade wie auch in dem Literaturleben, ein feines Gehör und ein unbeſtochenes Urtheil. Ihm war allerdings das Ewige näher und weſentlicher

als das Zeitliche und die völlige Harmonie der Betheiligung an den Dingen dieſer Welt und der Verſenkung in das Hoffen einer höheren keineswegs in ihm hergeſtellt; ihm galt die innere Bildung und Freiheit des Individuums vor allem, und das Beglücken von Außen ſtatt von Innen, durch Änderung der äußeren Lage ſtatt durch Reinigung des inneren Zuſtandes, bei einzelnen wie bei einem Volksganzen war in ſeinen Augen ein Werk des Leichtſinns und eine gleiche Verkehrtheit, als „wenn man am Zeiger drehen wollte, daß das Werk in der Uhr recht gehe“ *. Außerdem aber glaubte er ſchon in den Grundſätzen der Nationalverſammlung, in ihrem Begriff von Freiheit, in der Aufſtellung einer Gleichheit, in welcher die Keime aller Zerrüttung lagen, in dem abſtrakten Schematismus der Menſchenrechte und ihren naheliegenden Konſequenzen einen Abfall von der gottgeſetzten Ordnung, einen Ausfluß der Impietät und falſchen Aufklärung des Zeitgeiſtes zu ſehen, der zu allem ächten und ſoliden Schaffen untüchtig und unfruchtbar ſei. Eine Beleuchtung dieſes „neuen Syſtems“ hat er verſucht in dem ſehr charakteriſtiſchen Aufſatz „Über die Neue Politik“ **. Er hat es darin keineswegs auf eine Verherrlichung des alten Syſtems in ſeiner Wirklichkeit abgeſehn, deren Gebrechen und Mißbräuche er vielmehr kennt. Aber „die Beſſerung müſſe nicht ärger als das Übel ſein, das man beſſern wolle“, und „unbeſehends iſt Anhänglichkeit und Vorurtheil an und für

* VI, 6.

** Werke VI, 1—40. Zuerſt als Flugſchrift gedruckt 1794.

das Alte edler, als Vorurtheil und Anhänglichkeit für und an das Neue". Und auf alle Fälle ist ihm* „die Procedur etwas voreilig. Wir irren Alle mannigfaltig. Es könnte doch sein, daß wir auch hier irreten; hier: wo der Irrthum so leicht zu begehen und so schwer zu vermeiden ist; wo der Bogenschütze nicht blos vor sich zu sehen hat, sondern auch: was der Pfeil thun und anrichten werde, wenn er von seinem Bogen dahin und nicht mehr in seiner Gewalt ist; hier: wo es nicht genug ist, daß der Regenbogen in der Luft mit schönen Farben spiele, sondern wo er auch auf die Erde muß können niedergebeugt werden, ohne seine Farben zu verlieren, und wo eine ungemeine Erfahrung und eine feine Matheſis dazu gehört, die Strahlenbrechungen bei der Operation im voraus sicher zu berechnen". Die alte Ordnung erscheint ihm für die menschliche Natur, wie sie ist**, als eine heilsame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbstsucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edeln Vertrauens, des Gehorsams, der Bescheidenheit. Denn „was soll man***, Ausnahmen verstehen sich von selbst, von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles selbst sehen und betasten will und immer über seine Rechte brütet? Wenn der nicht auf sehr festem Felsen steht, so stößt ihn die neue Einsicht um; und, unbesehends, ist er kein guter Nachbar. Er führt natürlich immer die Liste

* A. a. O. S. 4.
** Man vgl. a. a. O. S. 20.
*** A. a. O. S. 10.

ſeiner Rechte bei ſich, iſt ungeſtüm, mißtrauiſch, prätendirt immer nicht weniger als er kann, und weiß Alles beſſer. — Und nun ein ganzer Staat von ſolchen Rechtsgelehrten!“ —

Er will die unwiderſtehliche Kraft der regierenden Obrigkeit nicht gebrochen ſehen, ohne welche kein Staat zu denken, „wie ohne einen feſten, unbeweglichen Punkt wol eine in paraboliſchen und Schnecken-Gängen wild durcheinander laufende Figur, aber kein regulärer Cirkel gemacht werden kann“. Darum will er die auflöſende und ätzende Wirkung der Vernunftkritik, die an jenen wohlthätigen, ſo weislich und mühſam geknüpften und unentbehrlichen Banden rüttle, den Selbſtwillen wieder aus dem Verborgenen hervorgrabe, dem Menſchen das Herz aus dem Leibe nehme und ihn zu einem dürren, ſelbſtklugen Hirnſchädel ohne Freude für ſich und Andre mache, von dem Staate ebenſo fern halten helfen, als er es der Kirche gegenüber geſucht. „Aber“* ſoll denn Liebe, Glauben und Vertrauen ewig lieben, glauben und vertrauen, damit ſie ewig betrogen und gemißbraucht werden können? — Sollen denn Viele ſich ihrer Rechte begeben, damit Einer oder Einige ungeſtraft Gewalt und Unrecht üben können?

Das ſei ferne! — Betrogene Liebe iſt wie Menſchenblut; ſie ſchreiet aufwärts um Rache. Nein! Recht muß Recht ſein und Recht bleiben. Ich ſtreite nicht wider, ſondern für das Volk — und wo dem Kleinen Un-

* A. a. O. S. 31.

recht und Gewalt geſchehen ſoll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao*, und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern.“ — Daran ſchließt er das Bild eines wahren Regenten, das im weſentlichen dem oben erwähnten poetiſchen Bilde gleicht.

Mag, wie geſagt, dem Boten, der kein Botſchafter war und ſein wollte, der ſ. g. praktiſche politiſche Blick und eine umfaſſende geſchichtliche Bildung abgehn und manche Anſicht in unſrer hierin ſo weiſen und ſatten Zeit als kindlich belächelt werden, ſo bleibt es doch ſeine Ehre, daß er durch die Wolke von Enthuſiasmus und Schwindel mit hellem Seherblick den Grund und dämoniſchen Kern dieſer Zeiterſcheinung durchſchaute. Und er iſt mit ſolcher Anſchauung auch unter ſeinen ſonſt gleichgeſinnten Freunden nicht der Nachtreter und Geleitete, ſondern eher der Vorgänger und Leiter geweſen. Denn, wie er ſagt**, „auch die Gutgeſinnten waren nicht allerdings ſchußfrei. Ihr edler Unwille über die Schmach und Schande, die Menſchen zu allen Zeiten von der Tyrannei haben erdulden müſſen, konnte ihnen ins Auge treten, und es ſo, in dieſem Syſtem, was es gerne ſehen wollte, Land ſehen machen; ſie konnten, indem ſie für ihr Geſchlecht einen Tag des Heils heimlich herwünſchten, ſich durch den Schein eines Anbruchs übernehmen laſſen: das Heil von dieſer Seite zu erwarten, und ihm mit Freudengeſchrei entgegen gehen“.

* Nach Hebr. 11, 24.

** VI, 5.

Die Gräuel der franzöſiſchen Umwälzung ſelbſt ſtraft Claudius in dem einfach-ernſten Gedicht „Klage“, aus dem Jahr 1793*.

„Sie dünkten ſich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weiſe,
Und gingen übermüthig neue Gleiſe
Von aller wahren Weisheit fern,
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Gelüſte,
Und machten elend nah' und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden ſich einander, morden gern,
Und tanzen um das Blutgerüſte.

Sie wollten ohne Gott ſein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn;
Und ſind nun auch dahin gegeben,
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unſre Bruſt gelegt,
Der ſeines Weſens Stempel trägt,
Und ſich in allen Menſchen regt,
Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unſerm Glücke freier ſchlägt,
Als ob er aus dem Grabe ſich erhübe —
Der Keim des Lichtes und der Liebe
Der iſt in ihnen ſtumm und todt;
Sie haben alles Große, alles Gute Spott.

* VIII, 107.

Sie beten Unſinn an, und thun dem Teufel Ehre,
Und ſtellen Greuel auf Altäre.

Der Chor.

Erbarm' dich ihrer! —"

Der Ernſt der Zeit war ganz dazu angethan, das kleine Häuflein der im Land zerſtreuten Freunde, die in der Ferne ſich doch nahe waren, dichter zuſammenzuſchaaren und ihre Geſinnung zu noch größerem Ernſt anzuregen. Ihnen wurde der aufgepflanzte Freiheitsbaum noch in tieferem Sinn ein Baum der Erkenntniß als im blos politiſchen, und die zeitweiſe berauſchten Anhänger, wie Stolberg, kehrten bald zur Beſinnung zurück. Die Zeit erſchloß ihnen die Menſchennatur in ganz andrer Weiſe wie der Alltagsgang der Geſchichte; ein handelndes Volk wie eine nur erweiterte Perſönlichkeit, das ſchrittweiſe die ganze Hefe der Bosheit und Verderbniß ausſchüttet!

Stolberg's heftige Ausfälle gegen den weiteren Verlauf der Revolution ſind aus ſeinen Gedichten und Briefen bekannt. Jacobi theilte von vorn herein Claudius' politiſche Geſinnung, wenn auch die geiſtigen Motive bei beiden Freunden nicht ganz die gleichen waren. Claudius ging, wie wir geſehen, überall aus von einer religiöſen Gottes- und Menſchenerkenntniß und machte dieſe zum Maßſtab ſeiner politiſchen Urtheile. Man kann ſagen, die Bibel und die zehn Gebote waren auch ſein politiſcher Kanon. Bei Jacobi wirkte mehr die philoſophiſche und geſchichtliche Einſicht in das Weſen des Staats, ſein feiner Sinn für harmoniſche Ordnung und Gliedrung öffentlicher Verhältniſſe, die Beſorgniß vor traurigen Kultur-

rückſchritten, die bekanntlich auch Göthe'n zu einem ſo entſchiedenen „Reaktionär“ machten. Dabei erkannte er indeß ſchärfer die Haltloſigkeit deutſcher Zuſtände und ſuchte durch den Wuſt und Graus der Revolution, die ja als ſolche ſchon den Ausdruck zeitlicher Vergänglichkeit zur Schau trug, in eine hellere Zukunft und ein neues ſtaatliches Werden zu blicken. So nahe ſich in ihren Reſultaten alſo die politiſchen Anſichten beider Männer berührten, ſo groß war bei aller Verwandtſchaft in den Vorfragen ihre religiöſe Differenz. Jacobi war zwar des Glaubens, eben ſo wie der Bote, die Perle des Chriſtenthums zu ſuchen und zu ſchätzen, nur über das was ihm Schale dünkt, über die hiſtoriſche Seite der Offenbarung gingen ihre Wege auseinander. Er findet in der Anerkennung dieſer Seite eine Beimiſchung von religiöſem Materialismus, er will in ihr nur das Verhältniß von Körper und Bekleidung zu der inneren Wahrheit und Weſenheit der Sache d. h. zu der urſprünglichen Selbſtoffenbarung Gottes in der menſchlichen Vernunft als der Möglichkeit aller Wahrheitserkenntniß gelten laſſen. In den bibliſchen Überlieferungen von der Erſcheinung des Heils ſieht er inſofern — aber auch nur inſofern kein abſolutes Hinderniß für ſeine Denkweiſe, als dieſe zum Anſtoß und zum veranſchaulichenden Symbol jenes Kerns dient, aber eine Art unſchuldiger Illuſion bleibt ihm darum dieſer Glaube doch; der göttliche Grundtrieb zur Wahrheit auf der einen, zum Guten auf der andern Seite ſtellt ſich ihm in der Menſchennatur urbildlich und abbildlich dar. Jacobi hat dieſe Anſichten, auf die wir

nur hinzudeuten vermögen, in ſeiner Schrift „von den göttlichen Dingen“* dargelegt und ſich mit dem Boten darin auseinandergeſetzt. Der Ton, in dem er dies thut, iſt zwar hier und da etwas vornehm als die Sprache des „Philoſophen von Profeſſion“**, doch leuchtet weit mehr die warme Liebe und Hochachtung gegen ſeinen Freund durch; die einleitenden Worte namentlich ſind innig und gemüthvoll. Und daß ihm die Glaubensgewißheit des Boten doch wie eine Lebenskraft vorkommt und imponirt, ſcheint der Vorbericht zu der genannten Schrift in den Werken zu beweiſen, wo er im Hinblick auf Claudius „diejenigen glücklich preiſet, denen ein helleres Licht, eine noch freudigere und feſtere Zuverſicht geworden iſt“.*** Den Frieden hat dieſer edle Geiſt nie gefunden und von früh an geahnt, daß im geiſtigen Leben zwiſchen der Genialität eines Göthe, die ſich zeitweiſe aller Gedanken an göttliche Dinge entſchlägt und ſchaffend ihrer ſelbſtgenugſamen Kraft inne wird, und dem ſeligen Glauben eines Claudius, der von ſolcher Kraft

* Ich citire die Originalausgabe von 1811. Bekanntlich iſt die ganze Schrift aus einer eingehenden Recenſion von Claudius' ſechſtem Theil entſprungen.

** Eine harte Zurechtweiſung hat Jacobi wegen ſeiner Polemik gegen Claudius' Offenbarungsglauben durch Schelling erfahren, der eine Mittelſtellung zwiſchen den beiden Parteien, der vorausſetzungsloſen Spekulation und dem poſitiven Chriſtenthum nicht gelten läßt und ſeinen Gegner zu dem Nicht-kalten und Nicht-warmen (nach Offenb. Joh. 3, 15.) verwirft; ſ. Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen. 1812. S. 174 folg.

*** III, 255. Man vgl. damit die intereſſante Stelle „Von den göttl. Dingen“ S. 103.

nichts weiß und in einer anderen ſich ſtark fühlt, nur eine Mitte voll aufreibender Unruhe denkbar iſt. Dieſe Überlegenheit in aller Unſcheinbarkeit hat er, wie wir ſahen, ſchon bei der erſten Bekanntſchaft mit Claudius gefühlt.

J. G. Schloſſer hatte neben der politiſchen Geſinnungsgemeinſchaft zugleich eine religiöſe Verwandtſchaft mit dem Wandsbecker Boten. Auch auf ihn hatten die Zeitereigniſſe tief eingewirkt. Er war ein Mann von ſeltener Geradheit und Lauterkeit, voll herzlicher Liebe für das Volk, die er in einem mehr als zwanzigjährigen mühe- und opfervollen Amte bethätigt hatte, von geſundem und ſcharfem Verſtand, ausgezeichneter Juriſt, ein praktiſcher Philoſoph, der mit ſeinen einſamen Gedanken den Gang der Welt in alter und neuer Zeit verfolgt hatte, und genährt von dem Mark der klaſſiſchen und neueren Literaturen, deren Sprachen er redete und ſchrieb' aus denen er manches Werk — namentlich Platoniſches* — überſetzt hat — ein durchaus ungewöhnlicher Geiſt und an Kraft und Treue des Charakters, an lauterer Frömmigkeit und ächter Vaterlandsliebe eine der wohlthuendſten Erſcheinungen des vorigen Jahrhunderts. Ihm erregte der Geiſt der Revolution ein Grauen, er ſah in ihm** die hereinbrechende „Barbarei des Herzens, das

* Seine Ueberſetzung von Platon's Briefen (1795) hat er Claudius gewidmet, die Zuſchrift iſt abgedruckt in J. G. Schloſſer's Leben u. literar. Wirken von A. Nicolovius S. 248 folg.

** Aus einem Brief an Georg Forſter vom 3. Auguſt 1792. a. a. O. S. 215.

Stocken des Gefühls der edleren Seelen, die Öde der Seelen, den kalten Egoismus, den Vorboten und die Folge der Sclaverei". Und in der Philosophie der Zeit, der Kantischen, deren Gegner er war, wollte er kein Heilmittel für diese Gefahren erkennen, für den „großen Riß in das Band der Menschheit", der ein großer Riß auch in sein Herz war*. Außer seinem Schwiegersohn Nicolovius, der in Eutin eine Anstellung gefunden hatte, zog ihn gerade Claudius vor allen nach Norden, und er hätte Wandsbeck selbst zum Wohnsitz gewählt, wenn sich ihm dort für die Bildung seiner Kinder die nöthige Gelegenheit geboten hätte.

Außer den beiden Flüchtlingen aus Westen und Süden trat der katholische Kreis in Münster, der sich um die Fürstin Amalie von Gallitzin und den Minister von Fürstenberg gruppirt**, unserm Boten und seinen Holsteiner Freunden nahe. Wir wollen hier das seit Katerkamp's Vorgang wiederholt gezeichnete Lebensbild der großen Frau und jenes einzigen Staatsmannes nicht noch einmal nachzuzeichnen versuchen. Die Art, wie sie aus einem freigeistigen und geistverlassenen, glänzenden und innerlich bettelarmen Weltleben zu sich selbst und zu Gott kam, die wunderbare Energie, die sie in dem Kampf der Lösung von allen hindernden Verhältnissen und in dem schwereren inneren Kampf bewiesen hat, reihen sie

* An J. Georg Jacobi s. a. a. O. S. 223.

** Damals besonders Overberg, Katerkamp, Kistemaker, Bucholz die drei Brüder Droste: Caspar, Clemens August und Franz.

den vornehmſten weiblichen Charakteren aller Zeiten ein. „Es war, ſagt Jacobi* von ihr, eine unermeßliche Fülle von Schönheit und Größe in ihr.“ Ihr Katholicismus bildete ſich zu einem beſtimmten und dann auch ausſchließenden kirchlichen Bewußtſein erſt im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts aus, doch unterhielt ſie auch dann noch den alten lebendigen Verkehr mit ihren proteſtantiſchen Freunden in Wandsbeck und Holſtein, von denen Claudius doch gewiß außerhalb der Treffweite des Proſelytismus ſtand. Sie beſuchte im Frühjahr 1791 und im Sommer 1793 und 1797 in Begleitung ihres Beichtvaters Overberg Wandsbeck und Holſtein; auch die Brüder Droſte und Katerkamp erſchienen bei Claudius. Dieſer erwiderte die Beſuche in Münſter. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß ſich Claudius und die Seinen durch die Konfeſſionsverſchiedenheit nicht ſtören ließen und daß ſie recht daran thaten. Auch die Fürſtin Gallitzin kannte und anerkannte in dem Claudius'ſchen Hauſe ein Gemeinſames über den Streit und eine Bundesgenoſſenſchaft, wenn ſie auch in dem Proteſtantismus an ſich eine unentwickelte und unvollkommnere Form des Chriſtenthums ſah. Sie hat bei Claudius' vorletztem Sohn und noch bei ſeinem älteſten Enkel Pathenſtelle vertreten. Und in welcher Weiſe ſie in der Familie des Boten heimiſch wurde, zeigt eine Briefſtelle, die Claudius' älteſte Tochter Karoline Perthes i. J. 1806 während der tödtlichen Krankheit der Fürſtin ſchrieb**. „Durch nichts

* An L. Nicolovius d. d. 9. Mai 1794. Briefw. II, 165.

** Fr. Perthes' Leben I, 128.

in der Welt habe ich einen ſo großen und ſo bleibenden Eindruck wie durch die Fürſtin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich ſie zuerſt ſah, iſt ſie mein Leiter zu Gott geweſen.“ — Aus einem andern ungedruckten Briefe* des Boten an die Fürſtin vom 12. Febr. 1792 theile ich einige Stellen mit. „Gnädige Fürſtin, denn wenn einige Fürſtinnen ſich nicht gefallen laſſen, Frau zu heißen, ſo müſſen einige Frauen das wieder gut machen und ſich gefallen laſſen, Fürſtin zu heißen. Liebe gnädige Fürſtin, ich ſchriebe Ihnen gerne öfter, aber — es iſt denn ſo mit dem Schreiben. Von Mund zu Mund hilft man mit wenigem ſich nach, wohl ſo halb und halb durch, in Briefen verraucht ein weniges gar.

Ich danke ſehr für den Auguſtinus, er ſoll bald mit den Broſamen zurück kommen. Dieſe Broſamen enthalten doch viele Kleien, uud der gute Terſtegen ſcheint das Mehl für ſeinen „Weg der Wahrheit“ ausgeſichtet und geſpart zu haben. Die Confeſſiones des Auguſtinus habe ich Latein; wenn Sie ein Exemplar im Franzöſiſchen über haben, ſo nehme ich's gern für die nicht Latein verſtehn. Die Catharina von Siena kenne ich nicht, auch von dem Joh. Klimakus weiß ich nicht mehr, als was in dem Leben der Altväter von ihm ſteht.

* Dieſer Brief zeigt, daß nicht blos: habent sua fata libelli. Von der Nordſeeküſte iſt er in die Hochalpen verweht und verſchlagen worden, wo ihn der unermüdliche Fußwandrer K. Bädecker aus Coblenz in der Autographenſammlung des Bezirkscommiſſars Wieſer zu Zell im Zillerthale gefunden und abgeſchrieben hat.

Ich habe einen guten Freund, der viele ſolcher Schriften hat und täglich dazu kauft; ich bin dieſer Tage bei ihm geweſen, ſeine neuen acquisitiones zu beſehn, und will wieder einige von den vorzüglichſten herſetzen, wenn ſie Ihnen etwa nicht bekannt wären.

1. Joh. a. Cruce, geiſtreiche Schriften. Er iſt der Lehrer und geiſtliche Vater Ihrer Thereſe.

2. Der Weg zum Sabbath der Ruhe durch den Seelenfortgang, ein Werk der Wiedergeburt. Soll von einem Engländer Bromley ſein und iſt etwas in der Art des J. Böhme.

3. Freimüthige und chriſtliche Discurſe betreffend verſchiedene Materien des inneren Lebens;

4. Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geiſtes in einer Erklärung der Offenbarung Johannis. Beide ſind von einem gewiſſen Marſay, der noch verſchiedene andere Schriften der Art geſchrieben hat.

5. Joh. Angeli Silesii, Cherubimiſcher Wandersmann. Der Verfaſſer iſt Proteſtant geweſen und katholiſch geworden.

6. Das verborgne Leben mit Chriſto in Gott — von Joh. v. Bernières — Louvigni.

7. Reich Gottes in der Seele von P. Johannes Evangeliſta.

8. Theologia mystica von Chriſtian Hohburg.

9. Margarita Evangelica, von einen unbekannten Verfaſſer.

Die vier letzten Nummern ſollen ſonderlich ſehr gut ſein, faſt alle ſind ſelten, das Nr. 9 ſehr ſelten.

Sollten Sie einige davon nicht kennen, will ich Ihnen, wenn ich ſie geleſen habe, näheren Beſcheid davon thun.

Man hat freilich, wie der ſelige Hamann ſagt, an einem Scheffel Linſen genug, durch ein Nadelöhr zu werfen, doch hat es ſein Gutes, vorausgeſetzt daß die autores probat ſind, zu ſehn, wie Ein und dieſelbe Sache in mehreren Eins und verſchieden iſt, und man kann ſich in ſich ſelber beſſer finden, auch die Linſe auswählen, die unſern Fingern am beſten convenirt.

Heute iſt es gerade ein Jahr, als die Schulmeiſterin aus Weſtphalen* hier zuerſt kam, und wir (nach ihrem Gleichniß) einen bis dahin nicht gekannten Strom der neueren Geographie, der zum Meer eilt und treibt kennen lernten. Wir denken oft an ihn und werden ihn ſchwerlich vergeſſen, ſo lange unſre Ufer halten. Alle Kinder, beſonders die älteren, empfehlen ſich Ihnen beſtens, und ſie danken für das ſchöne Neujahrsgeſchenk. Legen Sie gelegentlich immer noch ein paar Exemplare bei; ich habe eins an die Gräfin Reventlow für ihr Pflegekind geſchickt, und die Katharina Stolberg ſoll noch einige für die Kinder des Fritz Leopold haben. Auch giebt's ſonſt noch Plätze, wo dies Geſchenk hinpaßt, und es gehört überhaupt zu den Geſchenken, die, wo ſie hinpaſſen und wo ſie nicht hinpaſſen, zur Zeit und zur Unzeit gegeben werden mögen. Ich lege Ihnen dagegen einige Lieder von Taulerus bei, zum Behalten und Abſchreiben, wie

* Die Fürſtin ſelbſt, die ſich unter dieſem ſcherzhaften Incognito bei Claudius einführte.

Sie wollen. Sie ſtehen in einer uralten Ausgabe ſeiner Werke und können wenigſtens den Satz des Opitz rechtfertigen: daß die Poeſie anfänglich ein Unterricht von göttlichen Dingen geweſen ſei.“ — „Wir haben neulich von Jemand gehört, daß es mit Ihrer Geſundheit ein wenig beſſer gehe, und das iſt uns ſehr lieb. Wir grüßen Sie von ganzem Herzen und hätten gern wieder einige Tage Verkehr mit Ihnen. Auch ſollte der Verkehr eigentlich in dieſer Welt getrieben werden, denn in der andern haben wir wol ſonſt zu thun nnd keine Zeit dazu? Die Lerchen im Käfich und mit gebundenen Flügeln leben und weben nachbarlich unter einander, aber wenn der Käfich zerbrochen und die Flügel losgebunden werden, zieht eine jede eine andre Straße und wartet ihren Geſang ab.“ —

Das iſt der norddeutſche Kreis, der unter den Anfechtungen der Aufklärung und der Revolutionsſtürme wie eine zerſtreute Gemeinde zuſammenhält und das höchſte Ziel des Menſchenlebens, eine Gemeinſchaft der Liebe mit gleichem Glauben und gleicher Hoffnung darzuſtellen ſucht. Wie andersgeſinnt auch viele Beurtheiler ſein mögen, das ſollten ſie doch nicht vergeſſen, daß dieſer Kreis inmitten der theoretiſchen und praktiſchen Franzoſenherrſchaft eine Pflanzſchule treuer und hingebender Vaterlandsliebe geworden iſt, zu der die Nüchternheit des Rationalismus keine Kräfte hergab. Man denke an das tiefe Mit-Leiden und die hohe Mit-Freude zur Zeit der Unterdrückung und des Befreiungskriegs bei Claudius,

bei Stolberg, der seine Söhne in den Kampf schickte und den Tod des einen ertragen mußte, bei Jacobi, Perthes, Nicolovius, Niebuhr!

Auch die polemische Vertretung seines Standpunktes nach Außen wurde in diesen Jahren für Claudius nothwendig. Menschenfurcht war ihm unbekannt; er handelte nach seinen ausgesprochenen Grundsätzen:

„Bespricht dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr' zu, gleich zu, wie Paulus thut;" und
„Greif nicht leicht in ein Wespennest;
Doch, wenn du greifst, so stehe fest". —*

Drei Gegensätze besonders hatte er, direkt angegriffen oder in dem Gefühl der Pflicht zu reden, wo Schweigen ihm sträfliche Unterlassung schien, zu bekämpfen: die politische Neuerungssucht, die Kantische Philosophie mit dem Rationalismus und die schöngeistige Richtung, die in den Xenien ihn herausforderte. Wir können hier auf diese Kämpfe nicht tiefer eingehen. Es sei nur wiederholt, daß in Hamburg und hier und da in Holstein auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiet eine der eben geschilderten entgegenlaufende Richtung herrschend war. Ihr literarischer Mittelpunkt war die mit den Zeitbewegungen neu entstandene Zeitschrift der „Genius der Zeit" (1794—1803), ihr persönlicher der Herausgeber dieser Blätter, der dänische Kammerherr und Ober-Commerz-Intendant August von Hennings zu Plön, ein kräftiger und

* Aus dem güldenen und silbernen A. B. C. Werke VII, 74 und 78.

ſchroffer Anhänger der Aufklärung in Staat und Kirche, verwandt mit der Reimarus-Sieveking'ſchen Familie und mit Voß, dem Mitarbeiter der Zeitſchrift, im engen Bund. Dem Berliner Nicolai geiſtig und perſönlich nahe ſtehend ſtritt er wie dieſer zugleich gegen die tiefere und reichere Entfaltung unſrer Poeſie wie gegen alles, was ihm religiöſe Schwärmerei und politiſcher Obſcurantismus dünkte; wie dieſer wurde er daher von Göthe in den Xenien an den Pranger geſtellt und lebte mit den lebendigern chriſtlichen Kreiſen in friedloſer Fehde. Zu welchem Grad von Nüchternheit dieſer Mann in ſeinen Urtheilen über Dichter und Dichtungen herabſinken konnte, zeigt ſein Verdikt über Göthe's Hermann und Dorothea. Er ſchreibt darüber an ſeinen Freund v. Halem:* „Ich würde mich in der Geſellſchaft des halb betrunkenen Wirthes, des kutſchirenden Paſtors, des dröhnenden Apothekers, der imperativen Wirthin, des martialiſirenden Sohnes und der charakterloſen Huldin der Landſtraße ſehr unglücklich fühlen und konnte mich nicht an dieſem Teniers'ſchen Gemälde weiden". Mit Hennings hatte nun Claudius bald mancherlei Reibung. Der Ankündigung des Genius der Zeit (1793) trat Claudius, der darin das Streben, zwiſchen Regierern und Regierten Mißtrauen zu ſäen, zu erkennen glaubte, mit einer Warnung in der Hamburger neuen Zeitung entgegen und kündigte in demſelben Blatt eine gegen den Genius gerichtete Wochenſchrift an, die indeß nie erſchienen iſt. Dies führte zu

* v. Halem's Selbſtbiographie S. 198.

einer Privatkorreſpondenz zwiſchen beiden Männern, und da dieſelbe keine Verſtändigung brachte, zu einer Reihe von Inwektiven gegen Claudius im Genius der Zeit. Als dieſer im April 1798 von dem Herausgeber des Journals den Beweis oder die Zurücknahme ſolcher Angriffe öffentlich verlangte, gab Hennings den leidigen Handel mit den gewechſelten Briefen und einer unerquicklichen Erzählung des Streites heraus in dem Büchlein: „Asmus, ein Beitrag zur Geſchichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts“, das von Literatur ſo gut wie nichts und von Geſchichte faſt nur perſönliche Geſchichten enthält. Man hielt Claudius auch auf der gegneriſchen Seite für den Verfaſſer des „Schreibens eines holſteiniſchen Kirchſpielvogts über die neue Kirchenagende 1798“, in welchem die von dem jüngeren Miniſter von Bernſtorf kurz vor ſeinem Tode eingeführte, von dem Generalſuperintendenten Adler entworfene neue Agende als im Widerſpruch mit der heil. Schrift und der Augsburgiſchen Konfeſſion angegriffen und das Feſthalten am Alten den Gemeinden empfohlen ward. Fr. Leop. Stolberg aber war der Verfaſſer.

Im Oktober des Jahres 1795 ließ Claudius gegen die in Dänemark ſeit Struenſee beſtehende Preßfreiheit ſeine berühmte „Fabel“ im Hamburger Korreſpondenten drucken*. Im aufgeklärten Thierreich nämlich kommt man um Abſchaffung des Cenſors Brummelbär ein, um die Gedanken- und Schreibefreiheit ungehemmt walten

* S. Werke VI, 50 folg.

zu laſſen. Der König genehmigt die Bitte. Da aber alsbald die edleren Thiere in dem neuen Zuſtand ſtill ſchweigen und ſich zurückziehen, dagegen das ganze Heer des Ungeziefers und Raubviehs ſich regt, ſchüttelt der Löwe den Kopf und ſpricht:

„Ich rechnete aus angeſtammtem Triebe
Auf Edelſinn und Wahrheit-Liebe —
Sie waren es nicht werth die Sudler, klein und groß,
Macht doch den Bären wieder los!“

Aus dem Kreiſe der Gegenpartei brach darauf neben andern namentlich Voß eine poetiſche Lanze mit dem alten Freunde in dem Gedicht „der Kauz und der Adler, keine Fabel“, das Kant* ſelbſt einer „Hekatombe“ für werth hält. Ein Kauz kommt darin zum König Adler und verklagt in einer längeren Rede den Hahn als Trompeter der Aufklärung und begehrt den Uhu zu ſeinem Cenſor;

„Der Adler that, als hört' er nicht,
Und ſah ins junge Morgenlicht.“ —

Im Jahre darauf ließ Claudius das Lied „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung oder Urian und die

* Berliner Monatsſchrift 1796, Mai S. 398. Darauf bezieht ſich Claudius' kleines Epigramm „Eine gewiſſe Anmerkung betreffend“ VI, 73, wo der kritiſche Poet aus dem Kategorienhimmel in den Hühnerhof tritt und den Hühnern des griechiſchen Leuen Hekatomben wie Haber ſtreut.

Dänen"* folgen, worin der Freiheits- und Gleichheitsſchwindel in Verſen, die allerdings Apoll nicht diktirt hat, durchgezogen werden.

„Ein neues Licht iſt aufgegangen,
Ein Licht, ſchier wie Karfunkelſtein!
Wo Hohlheit iſt, es aufzufangen,
Da fährt's mit Ungeſtüm hinein.
Es iſt ein ſonderliches Licht;
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht" u. ſ. w.

Die Angriffe blieben nicht aus; in Verſen und Proſa, offen und inkognito ward der Bote hart mitgenommen, zum Theil wirklich mit Schmutz beworfen. Ein Gegner vergleicht ihn z. B.** mit einem „alten genialiſchen Pavian, der durch ſeine Schnurren Hof und Land eine Zeit lang mit ziemlichem Glück beluſtigt habe", nun aber, nachdem man ſeiner Späße müde geworden, auf den Cenſor Brummelbär antrage, um auch den übrigen Schreibern das Handwerk zu legen. Es iſt eben ein Bild im Kleinen von dem leidenſchaftlichen Parteigeiſt, der damals ſo manche Verhältniſſe in Deutſchland vergiftete.

„Ihr geht gar unbarmherzig dran***,
Und ſchmähet Alles um und an,
Schmäht den Poeten und den Mann,

* Anfänglich als Flugblatt bei Fr. Perthes, Claudius' nachherigem Schwiegerſohn, als deſſen erſter Verlagsartikel 1797 erſchienen; dann Werke VI, 65 folg.

** Bemerkungen über des Herrn O. K. R. und Generalſuper. J. L. Calliſen Verſuch über den Werth der Aufklärung unſerer Zeit. 1795. S. 32. Anm.

*** Werke VI, 69.

Und Perthes und den breiten Giebel* —
Nehmt doch die Wahrheit nicht so übel!"

Er blieb trotz aller Erbitterung fest bei seinen Grundsätzen und verlor seinen Humor nicht:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich sehe;
Gut eingerieben thut sie wehe." ** —

Der oben angeführten, zunächst gegen den holstei.nischen Generalsuperintendenten Callisen gerichteten Schrift haben wir von Claudius' Hand die Flugschrift „Von und Mit dem ungenannten Verfasser der Bemerkungen" u. s. w. (1796) zu verdanken, in der bei einer Reihe trefflicher Gedanken doch in dem Persönlichen ein spitzerer Stachel und das Gefühl der Kränkung, weniger der alte gute Humor sich kund thut. Die letzte schriftstellerische Theilnahme des Boten an den kirchlich-politischen Händeln in Holstein bestand in einer plattdeutsch geschriebenen Flugschrift „an den Naber mit Radt" (1805), in der er seinen Freund, den damaligen Curator der Universität Kiel, Grafen Friedrich Reventlow wegen einiger amtlichen Maßregeln gegen die rationalistische Gegenpartei, namentlich gegen den Angreifer Pastor Funk in Altona in Schutz nimmt.

Die Hauptpunkte der Anklage, die Claudius widerlegt, betrafen die Berufung des Oberkonsistorialraths Hermes, der bei Friedrich Wilhelms III. Thronbesteigung in Preu-

* „Hinter dem breiten Giebel" in Hamburg, einer jetzt verschollenen Örtlichkeit, lag Fr. Perthes' anfängliches Geschäftslokal.

** Werke VI, 75.

ßen abgesetzt worden war, als Professor der Theologie nach Kiel und die Entlassung des rationalistischen Professors Müller von der Leitung des dortigen Schullehrerseminariums. Interessant ist die Schrift als erste und einzige Probe, wie der geborene niederdeutsche Volksschriftsteller die Mundart seines Landes handhabt. „Naber — so beginnt die Schrift — wath secht He! ..... Dath süht yo schlim vör uns uth: Docter Luther schal affsettet werden! De Rördümpe schryen ym Middage! De Süune ä de Muun hefft eren Schyn vorlaren, unde de „Fürst der Finsterniß" wil inne breken — — Un Holsteen leth de Flünke hängen" u. s. w.

Die Kantische Philosophie, ihre Ausbreitung und ihr zunehmendes Übergewicht in der deutschen Bildung der neunziger Jahre, vorzüglich aber in der Theologie, erfüllte den Boten, ähnlich wie Hamann, Herder, J. G. Schlosser u. a. mit banger Besorgniß vor einer einbrechenden, alles religiöse Leben aufzehrenden Scholastik. Daß er bei dieser großen wissenschaftlichen Erscheinung, die doch im Grunde auch in der Theologie der flachen Aufklärung wie der eudämonistischen Leichtfertigkeit gegenüber einen sittlichen und geistigen Fortschritt bezeichnete, nicht überall die rechte und gerechte Unbefangenheit behielt, ist wahr, aber gerade in der alten unspekulativen Aufklärungstheologie hatte Claudius keinen furchtbaren Feind gesehen, dagegen jetzt, wo sich der Feind in die glänzendste Rüstung der Zeit warf und überall siegreiche Waffen führte, schien ihm die Gefahr ungleich größer, die Verflüchtigung alles biblischen Christenthums

und die Erniedrigung der Glaubensidee zu einer bloßen Hülfsidee sah er als einen tödtlichen Angriff auf seine heilige Lebensüberzeugung an. Die Stellung Kants zum Christenthum war schon vor Erscheinen seiner hierfür maßgebenden Schrift, der „Religion innerhalb der Gränzen der reinen Vernunft“ (1793) durch seine „Kritik der praktischen Vernunft“ (1787) klar und entschieden geworden. Die Religion, die ihm die Anerkennung unsrer Pflichten als göttlicher Gebote ist, führt er auf die Moral zurück; der reine Vernunftglaube, des historischen Elements der Offenbarung als eines gleichgültigen und der mystischen Hülle der h. Schrift als einer störenden Verhüllung der Wahrheit entkleidet, erscheint ihm als die Annäherung des Reiches Gottes. Der menschlichen Vernunft muß sich das Wort der göttlichen Offenbarung beugen. Daß für viele Theologen der Kantianismus nur eine formale Propädeutik, eine geistige Waffenübung wurde, die sie später gerade für den positiven Offenbarungsglauben nutzten, ahnte freilich Claudius nicht, aber wie konnte er es auch ahnen? Oft ängstigen solche Zeiterscheinungen und ihre kräftigen Irrthümer gerade die Naturen am meisten, welche bei vorwiegend poetischer und mystisch-anschauender Begabung wol einen sehr sicheren Instinkt jenen gegenüber haben, denen aber die Waffen der Dialektik fehlen, ins einzelnste auf sie einzugehn, sie zu zerlegen und zu widerlegen. Es ist wie ein Alpdruck, der sie quält. Auch Claudius fühlt diese Qual wie von einer unheimlichen Macht; er wird zwar keinen Augenblick in seinem Glauben beirrt, aber er möchte mehr

thun, als ſein Glaubensbekenntniß dagegen ſetzen*. Um nicht von vornherein ſich in das Labyrinth der neuen Philoſophie begeben zu müſſen, wandte ſich Claudius an den Weiſen in Pempelfort** mit der Bitte, einen Leitfaden durch das Syſtem für ihn aufzuſetzen. Jacobi ging auf den Wunſch mit allem Eifer ein, indem er ihm eine acht Bogen ſtarke Überſicht in drei Abtheilungen zuſchickt, die denn auch bei andern Freunden die Runde macht. Durch einen glücklichen Zufall ſind Claudius' originelle Antwortſchreiben an Jacobi in meine Hände gekommen, von denen ich Einiges mittheile.

I.

„Wandsbeck, d. 6. Dez. 1791.

Großen Dank für Deine vier Bogen; ſie kommen immer noch zu rechter Zeit. Alle Sonnabend iſt hier bei

* Ich überhebe mich der Anführung ſeiner zerſtreuten Anſpielungen und Angriffe gegen die Kantiſche Philoſophie in den Werken, da die unten folgenden Briefe ſeine Anſicht noch charakteriſtiſcher bezeichnen. Über ein hierher gehöriges, in die Werke nicht aufgenommenes Gedicht ſ. den Anhang. Ich füge noch eine Stelle aus einem ungedruckten Brief der Gräfin Katharina Stolberg an L. Nicolovius d. d. 5. Juni 1797 bei. „Geſtern haben wir alle bei Jacobi's (in Wandsbeck) ſoupirt, es wird kantiſirt, fichtiſirt; endlich ſagte Claudius, es käme ihn dieſe Philoſophie ſo vor, als nähmen wir ſeinen Freund und ſchnitten ihn in tauſend kleine Stückchen und Fädchen und ſagten dann, das iſt alles mein Freund; aber ſo wie dieſe Fädchen verweſen und ſtinken müſſen, wird auch dieſe Philoſophie verweſen und ſtinken.

** Man vgl. Jacobi an Kleuker v. 29. Nov. 1791, bei Ratjen S. 163; denſelb. an denſ. v. 29. Mai 1792, S. 173, wo als Anlaß von Claudius' Wunſch angegeben wird, er ſei mit der Über-

uns general und große Wäſche, wo allen Kindern mit einem in Seifenwaſſer getränkten wollenen Lappen der Hals und die Geſichter gewaſchen werden. Es fallen bei der Gelegenheit allemal Sprünge und ſonderbare Geberden vor, und ſonderlich grimaſſirt der Hans unter dem Wollenlappen entſetzlich und will nicht ſtille ſtehen. Ich muß dir dies erzählen, weil es mir ſo lebendig bei Deinem Briefe, darin Du mir mit Seifenlappen die Augen auswäſcheſt, eingefallen iſt, ich habe auch Grimaſſen gemacht wie Hans, habe aber doch gehalten wie ein ehrlicher Kerl, und du ſollſt noch Freude an meinem Geſicht erleben. Ich will Dir aber nichts davon zeigen, bis Du es durch die Bogen, die noch kommen ſollen, auch wirſt gebügelt haben. Das Rein habe ich wol begriffen, Kant hat auch den Namen nicht unrecht gewählt, denn ich merke ſchon, daß es bei ihm **rein** genug iſt.

II.

Hochgeehrter Präceptor, lieber Herr!

Nun, lieber Fritz, ein Schwindel hat dem andern in meinem Kopf etwas Platz gemacht. Ich danke Dir nochmals gar ſchön für Deine Lections, und es thut mir faſt leid, daß Du ſo viel daran gewandt haſt eines ſo rohen und undankbaren Sünders wegen, als ich bin. Es war wirklich auch meine Abſicht, als ich Dich bat, nicht, Dich

ſetzung des Tableau naturel beſchäftigt geweſen; alſo doch wol mit dem T. n. des rapports qui existent entre Dieu, l'Homme et l'Univers v. St. Martin 1782. Dieſe Überſetzung ſcheint aber nicht zu Stande gekommen oder veröffentlicht worden zu ſein; eine ſolche v. einem Ungenannten war bereits 1783—85 herausgekommen.

in eine ſolche Depenſe zu bringen. Aber freilich mit einem Münzcabinet aus neuer — und faſt lauter Scheidemünze läßt ſich ſo kurz nicht umſpringen. Du haſt Dich en maître acquittirt, ſo weit ich's aus Deinen Lections ſelbſt und dem Auszug von Schmidt beurtheilen kann — wenn die Tage länger werden, will ich den Kant ſelber leſen. — — In Deiner zweiten und dritten Lieferung möchten noch einige Böhmſche Dörfer für mich liegen, die andern meine ich ſo ziemlich begriffen zu haben.

Vor allen Dingen möchte ich Dich fragen, ob Du meinſt, daß Kant ſein ganzes Syſtem im Ernſt ſelbſt glaube. Ich kann es bisweilen kaum meinen. Bei andern Menſchen, Philoſophen und wes Standes und Denkart ſie ſonſt ſind, geht das Treiben immer von Nichts zu Etwas, von Ideeen zu Sachen. Kant treibt gerade umgekehrt von Etwas zu Nichts; er verriegelt und verrammelt ſich mit unſäglicher Mühe und Aufwand gegen alle Sache, um auf der weißen Wand ſeines reinen Bewußtſeins der Laterna Magica obzuliegen und ſich an Bildern zu weiden, die nichts in der Welt ſind als Bilder, und mit nichts in der Welt Ähnlichkeit haben als mit ſich ſelbſt. Und wenn bei anderen Syſtemen, je nachdem ſie der Wahrheit näher ſind, das Etwas, dazu ſie führen, deſto reeller iſt, ſo iſt beim Kantiſchen Syſtem vermöge einer beſondern eigenthümlich künſtlichen Einrichtung, wenn und je mehr er Recht hat, die 0 deſto größer und ſicherer.

Zuerſt von der Zeit, die bei Kant alles gut macht und aufklärt, da nach der wahren Philoſophie gerade ſie alles verdirbt und wirrt.

Es iſt allerdings wahr, daß alle ſinnliche Eindrücke Modifications unſerer ſelbſt ſind und daß die Beſchaffenheit des Dinges, das modificirt wird, auf die Art der Modification influire und durch ſie eine Regel geſetzt und gegeben werde. Aber alle das Weſen von reinem Bewußtſein, reinen Formen und rein dies und rein das kann ich für weiter nichts halten, als für die bloße Fähigkeit auf die beſtimmte Art modificirt werden zu können. So iſt das reine Vermögen zu hören die Fähigkeit zu hören, wenn's was zu hören giebt; ſo iſt das reine Vermögen des Sundes die Möglichkeit, daß kleine und große Schiffe durch ihn aus der Nord- in die Oſt- und aus der Oſt- in die Nord-See ſegeln können. Ich will gern glauben was Du ſagſt: daß, wenn ich das ganze Vermögen zu hören kennte, ich dann von Orgel und Waldhorn, von Allegro und Presto Beſcheid geben könnte, ohne dazu Erfahrung nöthig zu haben. Aber ich möchte mir gern von dieſen Philoſophen erklären laſſen, wie ich ohne Erfahrung dies Vermögen ganz kennen lernen kann, und ich zweifle nicht, daß hier ein Cirkel in herbis liege. Habe Du zehn oder hundert Glasglocken; jede von ihnen hat ihren beſtimmten Ton, G oder Gis ꝛc., einen andern Ton kann ſie nicht geben, wenn ſie berührt wird, als der in ihr iſt; aber ſie gibt gar keinen, wenn ſie nicht berührt wird. Kurz alle die Wunderdinge aus dem reinen Wollen in meinem Kopf können nicht zur Welt kommen, und ich kann, auch nach

Kant ſeiner Methode das a priori nicht abſehen und begreifen. Es mag einmal vor der Hand mit Kant ſeiner Zeit und ſeinem Raum ſeine Richtigkeit haben, und mit ſeinen Kategorieen und Schematibus — die mir übrigens vorkommen wie leere Bouteillen in einem Weinkeller, oder wie Marktſchuhe, die auf den Kauf vorläufig gemacht ſind und dazu die Füße geſucht werden — es mag einmal pur und put a priori herausoperirt und deſtillirt ſein, wiewol Du, bei näherer Unterſuchung, in — und unten im Keller — Ingredienzen finden und ſpüren wirſt; ſo iſt das alles zuſammengenommen der Ton, den die Glasglocke hat. Aber damit haben wir noch nichts als ein — altum silentium. Ich kann dann höchſtens eine reine Logik denken, aber keine reine Naturlehre ꝛc. Höchſtens reine analytiſche Grundſätze, aber keine ſynthetiſche. Dieſe fordern etwas poſitives, einen Schlag an die Glocke und wie der in der Theologie nur von Offenbarung herkommt, ſo kann er hier nur von der Erfahrung herkommen, und das iſt nicht a priori. Erkläre mir das Ding beſſer, wie geſagt, ich weiß auch nach dieſem Syſtem, von keinen a prioriſchen Grundſätzen. Selbſt das Principium Contradictionis und rationis sufficientis möchte ich nicht Grundſätze, ſondern lieber die Zeit und den Raum der Vernunft nennen".

In den bekannten Xenienſtreit, den die Göthe-Schiller'ſchen Epigramme in dem Muſenalmanach vom Jahre 1797 hervorriefen, wurde auch der Wandsbecker

Bote verwickelt durch das ihm gewidmete Xenion Göthe's*:

Erreurs et Vérité.

Irrthum wollteſt du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, ſie war dir zu ſchwer; Irrthum, den brachteſt du fort!

Dieſe empfindliche Erinnerung an ſeine ſo übel aufgenommene Überſetzung des Buchs von St. Martin reizte den Boten leider zu poetiſchen Entgegnungen, die ziemlich unpoetiſch ausfielen. Er hätte bei ſeiner inneren Stellung und damaligen Fernhaltung von der ſchönen Literatur beſſer gethan, ungereizt von den kleinen Stechfliegen, ganz zu ſchweigen oder, wollte er reden, wenigſtens nicht mit gleicher Waffe, ſondern in ernſter Proſa ſeinen Gegenangriff ausführen ſollen. Seine Kleinigkeiten, wie er ſie ſelbſt nennt, bilden in neunzehn Nummern den Anhang zu „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung"; in ſeine Werke hat er keins der Epigramme aufgenommen. Indeß, ſo gering der äſthetiſche Werth der Kleinigkeiten auch iſt, ſo trifft ihr Inhalt doch ſcharf genug einige ſittliche und geiſtige Gebrechen ſeiner großen Antipoden, die er als den ſentimentalen Widder von der Saale mit den entliehenen Hörnern und als den realen Stier an der Ilm mit vollen Hörnern und

* N. 18. vgl. C. Boas Schiller und Göthe im Xenienkampf I, 57 u. II, 87 folg.

Knochen aufführt*. Mit Schiller hat Claudius nie in irgend einem Verhältniß geſtanden; es fehlte zwiſchen ihnen noch mehr als zwiſchen Göthe und dem Boten jedes Bindemittel. Dieſe innere Fremdartigkeit hatte ſich ſchon vor dem Xenienſtreit andeutend ausgeſprochen. Schiller ſoll nur durch Herder abgehalten worden ſein, in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung** den Boten namentlich anzugreifen, doch hält es nicht ſchwer, ihn unter den „Kamönen an der Elbe", denen Schiller ihre Nachahmung der wirklichen Natur und ihren platten Charakter in herben Worten vorrückt***, zu erkennen. Ebenſo wegwerfend hatte ſich Schiller's nächſter Freund und Geiſtesgenoſſe W. von Humboldt, der im J. 1796 in Wandsbeck geweſen war, über Claudius ausgelaſſen; er wiſſe, ſchreibt er an Schiller, durchaus nichts von ihm zu ſagen, er ſei eine völlige Null. Bekanntlich wußte der helleniſch gebildete und weltgewandte Humboldt auch von Lavater, den er in Zürich aufſuchte, nicht viel mehr zu ſagen; für beider Eigenart ging ihm alles Verſtändniß ab, und beide mochten ſich dem fremden ſtolzen Geiſt auch nicht ſonderlich aufſchließen.

Von den Kleinigkeiten mögen einige hier ſtehn.

* Aus der Rubrik „auch ein literariſcher Thierkreiß" S. 19.
** In den Horen v 1795 u. 96
*** Schiller's Werke (Duodezausg. v. 1838) Bd. XII, 252.

Tabula votiva.

„Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligthum auf".

Du ſollſt nicht Heiliges anrühren!
Das Gute nicht unnützlich führen!
Du ſollſt den Schmetterling verachten!
Du ſollſt nach Sein im Herzen trachten!
Du ſollſt das Schöne nützlich wenden!
Du ſollſt nicht Freundes Antlitz ſchänden!

Klage. Oder: die Götter und der Menſch.

Sie liebten ihn; vertrauten ihre Gaben
Ihm an, und hatten ihm ihr Kleinod zugedacht.
Doch er verſchmähet ſie, will nichts von ihnen haben,
Und glaubt nicht an ihr Glück, an ihre Lieb' und Macht;
Will lieber darben Tag und Nacht,
Und lieber irre gehn, und, wie die Henne, kratzen
In Sand und Spreu, und treibt ſich ewig um
In Kunſtgeſpinnſt und genialiſchen Fratzen,
Und ſchwatzt und hört nicht auf zu ſchwatzen —
Du lieber „Chineſe in Rom"!*

Göthe's Wilhelm Meiſter, deſſen Erſcheinung in jenen norddeutſchen Kreiſen beſonderen Anſtoß erregte, wird wiederholt gegeißelt, z. B.**

* Anſpielung auf Göthe's gegen Jean Paul gerichtetes Diſtichon.
** N. IX.

„Er ſingt und pfeift und ſpielet mit dem Zügel,
Und ſinnt und ſinnt, wohin er will; —
Und fährt durch Dick und Dünn, und über Berg und Hügel —
Und hält bei Vetter Michel ſtill.“

Von Göthe ſelbſt, gegen den er ſich vornehmlich richtet, während ihm Schiller als Nebenperſon gilt, heißt es in dem Epigramm: „der Schriftſteller und der Menſch“:

„Er ſchrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menſchen gethan!
O, hätteſt du den Götzen* nicht geſchrieben;
So wären deine Götter in dir geblieben.“

Claudius hatte für dieſe Gegenwehr mehrfach zu leiden. Er ſah aber in dem Bund der beiden Meiſter nicht blos die Schönheit und den Glanz; er beſorgte, das geiſtige Leben der Gebildeten im Volke möchte ſich in Kunſt und Poeſie als höchſten Lebensäußerungen ausleben und ableben darin ſeine volle und alleinige Befriedigung ſuchen; über den heiteren Feſtzügen zu dem klaſſiſchen Parnaß den ſchmalen Weg der ewigen Wahrheit verlieren und den heißen Pfad ſittlicher Thatkraft verſchmähen lernen. Wie der Wiſſenſchaft und der neuen Politik gegenüber ſetzt ſich Claudius auch hier feſt in ſeinem Lebensmittelpunkt, deſſen Gründung ihm ſo ſehr das Eine Nothwendige iſt, daß er ſelbſt vor einſeitigem Urtheil über andre Beſtrebungen keine Scheu trägt. Es war für ihn aber die

* Natürlich meint er den Götz von Berlichingen.

letzte Einmiſchung in die ſchöne Literatur und ein völliger Bruch mit ihrer glänzendſten Entwicklung. Schöner freilich und wohlthuender würde dieſer Abſchiedsruf geklungen haben, wenn er ohne perſönlichen Anlaß und eigne Gereiztheit, unter freudiger Anerkennung der hohen Kunſtſchöpfungen des letzten Jahrzehnts ſich frei und kühn als ein Mahn- und Weckruf erhoben hätte für die Rettung der Güter des Volks, die keine Poeſie, und wenn ſie mit Engelzungen redete, und keine Philoſophie wiedererwecken kann, ſobald ſie einmal von ihnen hinweggeſchmeichelt und hinwegſpekulirt ſind.

II.

Familienleben.

Noch einmal betreten wir die Schwelle des Wandsbecker Boten. Wer ihn da ſah mit ſeinem ſchlicht zurückgeſtrichenen, von einem Kamme zuſammengehaltenen Haar, die kaum mittelgroße Geſtalt im bequemen Hausrock, wer ihn in plattdeutſcher Mundart reden hörte, der würde ſchwerlich den in dem ſeltenen Manne verborgenen Schatz geahnt haben, wenn nicht ein himmliſches Feuer aus dem herrlich-blauen Auge geſprochen hätte*. Dieſer Spiegel ſeines innern Lebens blieb ihm hell und klar bis ins Alter, auch nachdem ſein braunes Haar bleich geworden war. Seine Geſichtszüge waren durchaus ſprechend; eine gebogene Naſe und eine ſtark vortretende Unterlippe gehören zu ihrer Eigenthümlichkeit. Claudius war auch

* Wie dieſer Satz zum Theil, ſo ſind im Folgenden noch einzelne über die Perſönlichkeit des Boten und ſeine Hausſitte aus Fr. Perthes' Leben I. Bd. entnommen, dem genaue Familienüberlieferung zu Grunde liegt.

leiblich eine durchaus geſunde Natur; mit Ausnahme ſeines letzten Lebensjahres iſt er ſeit ſeiner ſchweren Krankheit in Darmſtadt kaum jemals bettlägerig geweſen.

Die überſprudelnde Fülle von Scherz und Fröhlichkeit in ſeinen jüngeren Jahren wurde, wie wir ſahen, temperirt und gezügelt durch ſeine innere Umbildung; ausgeſtorben aber iſt die alte Munterkeit niemals. Zwar war er nicht mehr der Bote, der ſchöne Wiegenlieder ſang, auch beſang er den Rheinwein nicht mehr, und der neueſte „Urian“ beklagte nicht blos die allgemeine Narrheit der Menſchen; aber ſeinen Humor hatte er im Familien- und Freundeskreiſe noch keineswegs verloren. So fand ihn der nicht gleichgeſinnte Generalſuperintendent Ewald* aus Detmold, der ihn gegen Ende des Jahrhunderts beſuchte und überraſcht war, den Boten ſo freundlich, harmlos, ungeſpannt, ſo deutſch-humoriſtiſch wie ehemals zu ſehen. „Was man alſo auch“, fährt er fort, „von ſeinen religiöſen und politiſchen Meinungen ſagen, für was man ſie halten mag, der Mann iſt kein anderer geworden. Er hat keinen finſtern Blick bekommen, iſt allen Menſchen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Menſch. Er lacht herzlich über manche Dinge, worüber ſich viele unſrer Toleranz- und Humanitäts- und Stoizismusprediger halb todt ärgern würden.“ Weniger in äußerer Lebhaftigkeit als in innerer Lebendigkeit that ſich Claudius' Weſen um dieſe Zeit kund.

* Fantaſien auf einer Reiſe durch Gegenden des Friedens von C. P. v. B. Herausgegeben v. J. L. Ewald, 1799. S. 46 folg.

Stets hat er gern und viel mit Menſchen verkehrt, doch in ſpäteren Jahren mit ſtrengerer Auswahl und vorzugsweiſe mit gleichgeſinnten. Seine Bewegung in der Geſellſchaft war natürlich, frei und gewandt. Ein junger Mann, der im Jahre 1809 das Haus beſuchte, ſchreibt über ihn in ſeinen Erinnerungen*: „Claudius trug einen ſanften Ernſt, der aber nichts von abſtoßender Feierlichkeit hatte, in ſeinem Geſichte. — Er ſprach wenig und in kurzen Sätzen. Aber in dem, was er ſagte, war Witz und Laune ebenſo unverkennbar als Herzlichkeit und Humanität. Dabei verließ zwar jener Ernſt ihn niemals, und ſo zutraulich man auch ſehr bald gegen ihn wurde, wenn er die Unterhaltung mit einem launigen Einfall würzte, den er, ohne Aufhebens davon zu machen, hinwarf, ſo ins Feine gehend waren doch durch ſein Betragen die Gränzen gezogen, die von den Kindern gegen ihren Vater, von den Jünglingen gegen den Greis beobachtet werden müſſen. — Komplimente, Abgemeſſenheit und Formalität in Worten und Handlungen kannte hier Niemand. Wer unter dieſen Leuten leben wollte, der mußte ſich losmachen von Manchem, was ſonſt die Konvenienz ihm als unerläßlich vorſchreibt. Ich blieb einen Tag und eine Nacht in dieſem freundlichen Hauſe, aber weder durch meine Anweſenheit noch durch einige andre Beſuche wurde etwas in der hier ſonſt gewöhnlichen Lebensordnung geſtört oder verändert".

* Aus dem Freimüthigen 1816, N. 14. S. 53—55.

Frau Rebekka ſtand mit aller Umſicht und Treue dem Hausweſen vor. Auch ihr Lebensbild, wie es die Jahrzehnte ihres an Lehre und Prüfung reichen Eheſtandes ausgeprägt haben, muß uns hier in kurzen Zügen näher treten. Verſtand und Herz war ihr von Haus aus in hohem Maße beſchieden und beides in ſchönem Einklang und ungeſchwächter Dauer bis in das ſpäteſte Alter. Mit dieſem lebendigen Quell von Liebe und Einſicht verband ſie, die niedrig geborene, eine ungezwungene, aber durchaus feine und achtunggebietende Haltung. Sie war, wenn man das Maß heutiger Kultur anlegt, ungebildet; denn ſie hatte weder fremde Sprachen noch Geſchichte, Geographie u. dergl. erlernt, weder Belletriſtik noch Muſik getrieben. Auch nach ihrer Heirath hatte ſie nie die Zeit gefunden, durch förmliches Nachlernen das Verſäumte nachzuholen. Allein ihr natürlicher ſcharfer Verſtand, ihr lebendiges Intereſſe an allem, was um ſie vorging, ihr ſeltenes Gedächtniß machten es ihr möglich, durch den täglichen Umgang mit Claudius und ſeinem Kreiſe ſich ſoweit auszubilden, daß der Mangel an poſitiven Kenntniſſen nicht hervortrat, und ſie ſich ohne alle Verlegenheit in jenem Kreiſe bewegte. Sie konnte allen Geſprächen auch wiſſenſchaftlichen Inhalts folgen und wußte durch die Klarheit ihres Blicks, durch die Einfalt und Reinheit ihres Gefühls manche Fragen und Verhältniſſe beſſer zu beurtheilen als mancher andre, der viel gelernt hatte. Durch die Feſtigkeit ihres Weſens, durch die große Klugheit, ja Weisheit in der Erziehung

der Kinder, durch die Liebe vor allem, aus deren Born Groß und Klein ſchöpfte, war Frau Rebekka, wie Claudius ſelbſt das Haupt, ſo die Seele des Hauſes.

Aber ihre Geſundheit fing an zu wanken und nöthigte den Boten, ſeit dem Anfang der neunziger Jahre wiederholt Pyrmont mit ihr zu beſuchen.

„Fern aus einer kleinen Hütte
Komm' ich her zu dir. Ich hör', du machſt geſund,
Lieber Brunnen, ſchön und rund,
Bitte dich aus Herzens-Grund,
O du lieber Brunnen! Bitte, bitte,
Mache mir mein Liebchen doch geſund!" *

Claudius, der Mann der Ebene, hing ſehr an dieſer bergigen Cheruskergegend, an dem maleriſchen Thalgrund und der faſt zweihundertjährigen Allee. Pyrmont war wol das berühmteſte Bad des vorigen Jahrhunderts und als Sammel- und Treffort ſchöner Geiſter recht eigentlich in die Geſchichte unſerer Literatur verflochten. Einer der ſtetigſten Beſucher Pyrmonts, Juſtus Möſer, wandelte nicht mehr unter den alten Bäumen und unter den Lebendigen; Claudius hat ihn nicht perſönlich gekannt. Doch traf er immer noch gute Geſellſchaft; mit dem Publiciſten Dohm, dem berliner Buchhändler Nicolai, mit der bekannten Erzieherin Karoline Rudolphi, die er ſchon von Wandsbeck her kannte, und anderen ver-

* „An den Brunnen zu Pyrmont" den 4. Aug. 1797. Werke VI, 75. Ein zweites Pyrmonter Lied ſteht S. 84 folg.

kehrte er. Auch fand er in der Regel daſſelbe Obdach bei dem Forſtrath Nölting wieder.

In der Wandsbecker Behauſung konnte Claudius am 15. März 1797 ſeine ſilberne Hochzeit feiern, der nähere Freunde, namentlich auch der alte Klopſtock, noch ein Zeuge der erſten Hochzeit, beiwohnten; mit welcher Jugendlichkeit der Liebe der Bote feiern konnte, das ſagt das Feſtlied, aus dem wir oben* ſchon eine Stelle ausgehoben haben. Wie herzlich klingt das Gelöbniß:

„Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang' Du goldner Engel biſt;
In dieſem wüſten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es beſſer iſt;"

und wenn es auch Sonn- und Feiertagsſtimmung iſt, die das ſchöne Lied durchweht, ſo iſt es doch ein Segen, wenn der Mann, deſſen Leben doch Jahre lang eine Kette von Noth und Entbehrung, von Sorge und Beſcheidung war, aus voller Seele danken kann:

„Sein Thun iſt je und je großmüthig und verborgen;
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch für unſre Kinder ſorgen,
Die unſer Schatz und Reichthum ſind.

* S. 130. Auch ſein treuer und ſinnverwandter Hausarzt und Hausfreund Dr. Heyſe in Hamburg beſang den Feſttag in einem gedruckten Lied. „Meinem Claudius und ſeiner Gattin an ihrem 25jähr. Hochzeittage" betitelt.

Und werde ſie regieren, werde für ſie wachen,
Sie an ſich halten Tag und Nacht,
Daß ſie werth werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und fluthet
Im Meer, ſo weit und breit und hoch! —
Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet .... ach, und blutet noch*. — —

Die Worte führen uns in den Kreis der Kinder und zu Freude und Schmerz, die aus ihm der Eltern Theil wurden. Noch zwei Knaben wurden dem Boten in dieſer Zeit geboren. Ernſt am 19. Juli 1792 und Franz am 30. Dez. 1794. Aber auch der Todesengel klopfte an ſeine Thür. Am 2. Juli 1796 ſtarb ſeine zweite Tochter Chriſtiane, zwanzig Jahre alt, am Nervenfieber. „Sanft iſt ſie eingeſchlafen", ſchreibt ihre Schweſter Karoline an die Gräfin Julie Reventlow*, „aber ſie hat ſehr ſchwere Stunden gehabt, ehe ſie ſo weit war, und da ſie jetzt die Arbeit des Sterbens überſtanden hat, möchte ich ſie nicht zurückwünſchen, auch wenn ſie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb iſt mir das Sterbebett geworden; dem, der zuſieht, wird hier beſonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzuſehen, was uns im Tode halten und begleiten kann." Ihr Vater hat ihr

* Aus Fr. Perthes' Leben I, 93.

zwei schöne Lieder gewidmet; das eine ist als der „verschwundene Stern“ auch in des Knaben Wunderhorn übergegangen:

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat Abends vor die Schwelle,
Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr*.

Das andre Lied ist nicht in die Werke übergegangen,** aber der Bewahrung werth:

Bei ihrem Grabe.

Diese Leiche hüte Gott!
Wir vertrauen sie der Erde,

* Werke VI, 88.
** Aus J. G. Jacobi's überflüssig. Taschenbuch für 1800, S. 147.

Daß ſie hier von aller Noth
Ruh und wieder Erde werde.

Da liegt ſie, die Augen zu,
Unterm Kranz, im Sterbekleide;
Lieg' und ſchlaf in Frieden du!
Unſre Lieb' und unſre Freude!

Gras und Blumen gehn herfür
Alle Samenkörner treiben,
Treiben — und ſie wird auch hier
In der Gruft nicht immer bleiben.

Ausgeſä't, nur ausgeſä't
Wurden alle die, die ſtarben,
Wind- und Regenzeit vergeht,
Und es kommt ein Tag der Garben.

Alle Mängel abgethan
Wird ſie dann in beſſern Kränzen
Still einher gehn und fortan
Unvergeßlich ſein und glänzen.

Auch danken dieſer Lebenserfahrung unſtreitig die beiden Gegenſtücke ihr Entſtehen:

Der Tod*.

„Ach es iſt ſo dunkel in des Todes Kammer,
Tönt ſo traurig, wenn er ſich bewegt
Und nun aufhebt ſeinen ſchweren Hammer,
Und die Stunde ſchlägt.“ —

* S. 89.

Die Liebe.

„Die Liebe hemmet nichts; ſie kennt nicht Thür noch Riegel
Und dringt durch Alles ſich;
Sie iſt ohn' Anbeginn, ſchlug ewig ihre Flügel
Und ſchlägt ſie ewiglich."

Man ſieht wol, im Hauſe, im Familienglück und Leid kommt die ſonſt ſchweigſam gewordene Muſe des Boten noch zum Wort, ja ihr Hauskleid iſt nunmehr ihr Feierkleid; der Hausvater iſt zugleich Sänger, Lehrer und Seelſorger der Seinen. Wo, wie bei ihm, der ganze Mann mit Geiſt und Leben ſich einſenkt in das bildſame Familienleben, das ſich mit hingebender Liebe ſeinem Wort und Beiſpiel aufſchließt, da können die Früchte nicht fern bleiben. Er gab zum Theil ſelbſt den Unterricht; keine Freuden und Zerſtreuungen kennt und ſucht er außer Zuſammenhang mit dem Hauſe; an den edeln und gewählten Freunden der Eltern hatten auch die Kinder ihren Antheil. Das Bild des Vaters mußte ſich ihnen auf ſolche Art tief einprägen; auch ihnen „war er mehr" als ſeinen Leſern und Verehrern. Es iſt ein deutſches und chriſtliches Familienleben, ſo erquicklich und erbaulich wie wenige, in deſſen Erinnerung noch heute die Kinder im Silberhaar und mit nicht alternder Ehrfurcht und Treue fortleben. Und doch wurde trotz dem ſo engen und innerlichen Zuſammenleben von Eltern und Kindern dieſen die möglichſte Freiheit zu eigenthümlicher Entwicklung gelaſſen. Zwar hatte auch Claudius mit dem Feinde im Innern des Menſchen zu kämpfen, der in ihm für

manche Verhältniſſe als eine angeborne Härte ſich geltend machen wollte, oder ihn verleitete, den Eindrücken des Augenblicks mehr als recht war Einfluß zu geſtatten, aber das Leben der Familie wurde hierdurch nicht in ſeiner freien und unbefangenen Bewegung geſtört; ge machte und anſpruchsvolle Abwechſelung der irdiſchen und der himmliſchen Dinge kannte ſie ſo wenig als gewalt ſame oder erkünſtelte Übergänge. Nur darauf bedacht die tiefen Mittelpunkte des geiſtigen Lebens in ſeinen Kindern zu kräftigen und zu bilden, ließ Claudius ſie im übrigen gewähren; und weil ihm der Glaube, verſöhnt zu ſein mit Gott, nicht ein Lehrſatz war, ſondern ein das ganze Innere ausfüllender Zuſtand der Seele, ſo blieb ihm und ſeinem Hauſe jedes traurige und trübſelige, jedes finſtere und im Thun und Laſſen ängſtliche Weſen fremd. Unbefangen gab er ſich auch im häuslichen Leben ſeinen launigen Einfällen hin und konnte ſich herzlich der Knabenſpäße freuen, an denen die heranwachſenden älteren Söhne einen unerſchöpflichen Reichthum beſaßen.

Die Doppelſeite in Claudius, ſeine Fröhlichkeit und ſein tiefer Ernſt, fanden eine Stätte im Hauſe. Er war nicht jener „Mann im Lehnſtuhl“ *, aber ebenſo wenig der laxen Aufklärungsmethode in der Erziehung zugethan. Im Scherz ſpricht er ſich ſelbſt darüber gegen ſeinen

* Werke III, 76.

Vetter aus*: „dem Herrn Vetter kann ich's wol ſagen, ich habe auch einmal unter der Hand mit dieſer neuen Art und Kunſt einen kleinen Verſuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir faſt übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hauſe hinausräſonnirt. Flugs ergriff ich wieder die ſtrikte Obſervanz und halte ſeitdem ſtrenge auf Gehorſam; und das geht viel beſſer. Auch iſt, dünkt mich, Gehorſam an ſich etwas Löbliches und Liebliches, und man kann ein Kind, das aufs Wort gehorcht, und ſo ein enfant raisonneur nicht neben einander ſehen, ohne das eine zu lieben und dem andern die Ruthe zu gönnen". Zunächſt, meint er weiter, ſoll man die Kinder an das Was gewöhnen, „das Warum iſt ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am beſten vor der Hand mit Fideikommiß belegt wird, bis ſie zu Verſtand kommen. Dann mögen ſie ihn finden und einſäckeln und uns im Grabe danken". Claudius unterrichtete ſeine Söhne namentlich in den alten Sprachen, in Geſchichte und Geographie, doch war der Unterricht weniger regelmäßig und methodiſch, als zum Selbſtſtudium aufmunternd. Auch hier ließ er möglichſte Freiheit walten. Die leicht geweckten Gaben der Kinder ſuchten auch außerhalb der Schulgegenſtände geiſtige Nahrung auf eigne Hand. So wurde Aſtronomie getrieben und Spaniſch gelernt. An Gelegenheit zum Lernen und

* VI, 54 folg.

Üben neuerer Sprachen fehlte es nicht. Seit dem Anfang des Jahrhunderts nahm Claudius wiederholt junge Ausländer, Franzoſen, Engländer und Spanier die Deutſch lernen wollten, ins Haus. Im übrigen blieb nicht leicht eine wahrhaft große Erſcheinung in der Poeſie deutſcher und fremder Zunge der Familie fremd. Namentlich war engliſche Sprache und Literatur einheimiſch im Hauſe, aber alles dies verſteckt gleichſam unter der größtmöglichen Einfachheit des Lebens. Die deutſchen Bücher, die völlig in den Beſitz der Kinder übergingen und wieder und wieder geleſen wurden bis zum Auswendigwiſſen, waren vor allem das ſchon genannte Jugendleben Jung-Stillings, der Reineke Fuchs und Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud. Zu dieſem großen Schweizer fühlte ſich Claudius frühzeitig hingezogen in innerſter Verwandtſchaft; findet doch ſchon Matthiſſon* zwiſchen beiden eine auffallende Ähnlichkeit. Geſehen haben ſie ſich nie, an einander geſchrieben kaum, aber durch Nicolovius und des Grafen Friedrich Reventlow Vermittlung, die den herrlichen Mann auf ihrer Durchreiſe nach Italien aufſuchten, kamen ſie ſich auch perſönlich nahe.

Auch die Muſik lebte in dem Hauſe. Die Anregung ging von dem Vater aus, der, wie wir ſahen, von früheſter Zeit an Muſik liebte und übte und ihr bis in die letzten Monate ſeines Lebens treu geblieben iſt. Er war ein fertiger Klavierſpieler, auch in der Theorie der Muſik nicht unbewandert; und wie er über ihren Geiſt und

* Erinnerungen I, 324.

ihr wahres Weſen, das in göttlicher Einfalt und Kraft ſich offenbaren müſſe, gedacht, hat er ſchon in jungen Jahren in dem Aufſatz „über die Muſik“ *, auch hier ein ſtrenger tiefſinniger Prüfer, kund gethan. Vor allen liebte er die alten geiſtlichen Muſikſtücke der großen Italieniſchen Meiſter Paläſtrina und Leonardo Leo, dann die deutſchen Komponiſten Bach, Händl, Mozart, die Lieder von Reichardt, Schulz, Haſſe; Beethoven's Erſtlingswerke hörte er gern, hat ſich aber nicht mehr in die neue Richtung eingeſpielt. Muſik war ein Hausfreund und verſchönte alle Familienfeſte. Schon in den älteſten drei Töchtern bildete ſich Claudius eine kleine Kapelle aus; ſpäter traten die jüngeren und die Söhne, die verſchiedene Inſtrumente erlernten, an die Stelle. Der muſikaliſche Geburtstagsgruß für den „langen Emigranten“ F. J. Jacobi ** gibt eine kleine Probe ihrer Aufführungen.

So waren die Lehrjahre der Kinder durchweg auf eine freie und vielſeitige Bildung angelegt. Asmus fragt ſelbſt ſeinen Vetter ***, ob er ſeine Kinder die „kritiſche Philoſophie“ ſolle ſtudiren laſſen; er möge ſonſt wol, daß ſie von allem mitſprechen könnten; nur müſſe es ſie nicht verderben. Er antwortet ſich darauf ſelbſt

* Zuerſt im Wandsb. Bot. 1771, Nr. 56 und 87; dann Werke I u. II. und 48 flg.

** Werke VI, 73.

*** VI, 58.

in ſeines Vetters Geſtalt: „Seht, dieſe Philoſophie hat viel Gelenke und iſt fein in einander gefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und ſich durch zu arbeiten. Sind Eure Kinder alſo muntere Burſche, die da wiſſen, was ſie wollen und die an Muth und Geiſt grade keinen Mangel haben; ſo laßt ſie daran gehen und ſich verſuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis ſie durchhin ſind, und dann ſehen was ſie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben".

Vor allem andern aber war es Claudius darum zu thun, an ſeinem Theil auf die Erhaltung und Belebung einer frommen, zweifellos gläubigen Geſinnung in ſeinen Kindern hinzuarbeiten. Er kannte dieſen Lebensſchatz und ſeinen Segen, er überſchätzte aber auch eben deshalb ſeine Arbeit daran nicht, die im beſten Fall nur grundlegend ſein kann. Aber Lehre und Beiſpiel, die Angelpunkte aller wahren Pädagogik, gingen von ihm aus. Seiner Lehre verdanken wir den „Einfältigen Hausvater-Bericht über die chriſtliche Religion", an ſeine neun Kinder gerichtet, mit dem Zuſatz in der Vorrede: „iſt für Unmündige. Verderbet es nicht, es iſt ein Segen darin" *. Es iſt die kleine Schrift, von der auch Friedrich Perthes bekennt, in dem Kampf ſeines inneren Lebens Förderung und Segen erfahren zu haben **. Claudius ſchrieb ſie i. J. 1799 nieder nach alten Aufzeichnungen

* Werke VII, 113—114. Das Motto iſt aus Jeſaias 65, 8.

** Fr. Perthes' Leben I, 149.

für den Religionsunterricht; ſie enthält die Grundzüge des Heilsganges nach dem Faden der Bibel alten und neuen Teſtaments, mit dem Sündenfall anhebend und endigend mit der Wiederherſtellung. Die Veröffentlichung dieſer väterlichen Kinderlehre begründet Claudius ſelbſt in einem Briefe an ſeine bereits verheirathete und vom Vaterhaus entfernte Tochter Anna, die um Zuſendung der Blätter gebeten hatte. „Den Auszug aus der chriſtlichen Lehre, ſchreibt er Ende Februar 1799, ſollſt du gerne haben; ich bin daran, darüber etwas nach der Bibel zu Papier und vielleicht zum Druck zu bringen, da itzo alles ſo gottvergeſſen verdreht, und das Chriſtenthum zu einem puren moraliſchen Discours gemacht wird. Es iſt ein ſonderlicher Zirkel, den die Menſchen machen. Erſt haben ſie aus dem, daß wir von uns ſelbſt keinen Troſt wiſſen und haben, der uns über das Ungemach dieſes Lebens und über die Zukunft tröſten kann, und aus dem, daß wir das Gute das wir wollen nicht thun, aber das Böſe thun das wir nicht wollen, und in einem innerlichen Streit und Widerſtreben ſtehen, daraus wir uns ſelbſt nicht losmachen können, das Bedürfniß einer Religion, die eine höhere und übermenſchliche Eröffnung und Troſt gebe, bewieſen, und nun machen ſie die höhere und übermenſchliche Eröffnung und Troſt wieder menſchlich, und beweiſen, daß wir alles ſelbſt wiſſen und haben, und daß dies Geſetz die Oberhand hat und uns gefangen nimmt zu thun was nicht recht iſt. Laß dich nicht irre machen, liebe Anna; was dem

Geſetz und aller Moral, die nichts als ein Geſetz iſt, was dem unmöglich iſt, ſintemal es durch das Fleiſch geſchwächt wird d. i. wir es nicht halten können, das that Gott und ſandte ſeinen Sohn, um unſern Geiſt recht frei zu machen und in ſeine Herrlichkeit, die er hatte, als er aus Gottes Hand hervorging, wiederherzuſtellen. Es gibt doch die geſunde Vernunft, daß das was den in den Banden der Sinnlichkeit erdrückten Geiſt löſen ſoll, etwas weſentliches, das ſeiner Natur und rein iſt, ſein müſſe, und daß das nicht Worte und Regeln thun können". An dieſelbe Tochter ſchreibt er einige Monate ſpäter: „das Dir verſprochene Büchel iſt noch nicht fertig. Es ſollte den Weiſen dieſer Zeit einleuchten und zugleich für Kinder ſein, und das iſt ſehr ſchwer zu vereinigen. Und ich wollte nicht gern zwei machen". — Innigkeit und Feſtigkeit der eigenen Überzeugung, ſtrenges Halten am bibliſchen Wort, der heilige Ernſt der Liebe, das beſte was er hat und weiß ſeinen Kindern als Mitgift ins Leben mitzutheilen, die einfache Faßlichkeit des Ausdrucks geben uns ein ſchönes Bild ſeiner Religionsſtunden.

Mit ihnen ging die Andacht des Hauſes Hand in Hand. Gebet war die Weihe ſeines Lebens; mit dem Leſen der heiligen Schrift wurde der Tag und ſeine Arbeit eingeleitet.

Um das Detail der Erziehung dagegen kümmerte ſich Claudius wenig; in ſpäteren Jahren ſah er den größern Theil des Tages die Kinder nicht einmal, ſondern blieb

ſtudirend und leſend auf ſeiner Arbeitsſtube. Doch wirkte er durch gelegentliche Äußerungen und Weiſungen mehr darauf ein, als die Kinder merkten. Die eigentliche Erzieherin war die Mutter Rebekka. Sie lebte den ganzen Tag inmitten der Kinder; unterwieß die Töchter in Handarbeiten und häuslichen Geſchäften; auch an den Gartenarbeiten nahm die Kinderſchaar unter ihrer thätigen Mithülfe munteren Antheil, und doppelt eifrig griffen alle zu, wenn es galt, am Geburtstagsmorgen der Eltern ſolenne Lauben von Buſchwerk im Garten zu errichten. Das ganze Familienleben machte ſich wie durch innere freie Bewegung von ſelbſt.

Alle Sorglichkeit und alle Zartheit der Vaterliebe, von der das Herz des Boten bewegt war, iſt niedergelegt in dem Flugblatt „an meinen Sohn Johannes“ *, mit dem er ihn wie in Rückerinnerung an den Vorgang ſeines Vaters ** bei ſeinem erſten Ausflug aus dem Elternhaus — er ſollte anfangs in Hamburg die Handlung erlernen — ſegnend entließ. Manche dieſer Sprüche klingen wie bibliſche Spruch- und Lebensweisheit, wie Tobiä letzter Wille etwa, und auf bibliſchem Grund oder in einem Herzen, das dort Grund gefaßt hat, ſind auch die Worte erwachſen. Nur einige dieſer Sprüche

* Zuerſt beſonders erſchienen Hamburg b. Fr. Perthes, mit dem Spruchmotto aus der Apoſtelgeſch. 3, 6: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir“; dann in den Werken VII, 68.

** S. ob. S. 36 flg.

hebe ich aus: „Lieber Johannes, beginnt der Bote, die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und laſſe dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüſſig iſt“. — — „Es iſt nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man ſich verließ, brechen ſehen.“ —

„Es iſt nichts groß, was nicht gut iſt; und nichts iſt wahr, was nicht beſtehet.“

„Der Menſch iſt hier nicht zu Hauſe, und er geht hier nicht von ungefähr in dem ſchlechten Rock umher. Denn ſiehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, ſind und gehen dahin, ohne es zu wiſſen; der Menſch iſt ſich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er iſt ſich ſelbſt anvertraut, und trägt ſein Leben in ſeiner Hand.“ —

„Halte dich zu gut, Böſes zu thun.“ —

„Die Wahrheit richtet ſich nicht nach uns, lieber Sohn, ſondern wir müſſen uns nach ihr richten.“

„Was du ſehen kannſt, das ſiehe, und brauche deine Augen, und über das Unſichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.“

„Bleibe der Religion deiner Väter getreu, und haſſe die theologiſchen Kannengießer.“ —

„Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menſchenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Waſſer*, und es gibt mancherlei Weiſe. Sie meinen auch, daß ſie die Sache hätten, wenn ſie davon reden können und davon reden. Das iſt aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte ſind nur Worte, und wo ſie ſo gar leicht und behende dahin fahren, da ſei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter ſich haben, gehen langſameren Schrittes.“ — —

„Denke oft an heilige Dinge, und ſei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchſäuere.“

„Verachte keine Religion; denn ſie iſt dem Geiſte gemeint, und du weißt nicht, was unter unanſehnlichen Bildern verborgen ſein könne.“ —

„Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannſt, und laß dich gerne ihretwegen haſſen; doch wiſſe, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit iſt, und hüte, daß ſie nicht in einander fließen, ſonſt haſt du deinen Lohn dahin.“ —

„Wolle nicht immer großmüthig ſein, aber gerecht ſei immer.“

* S. Br. Jud 12. vgl. 2 Petr. 2, 17.

„Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thuſt, haſt du um die Haare nicht zu ſorgen.“ —

„Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen geweſen iſt.“

„Sitze nicht, wo die Spötter ſitzen, denn ſie ſind die elendeſten unter allen Creaturen.“ —

„Wenn du Noth haſt, ſo klage ſie dir und keinem andern“.

„Habe immer etwas Gutes im Sinn“.

„Wenn ich geſtorben bin, ſo drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.“

„Stehe deiner Mutter bei, und ehre ſie ſo lange ſie lebt, und begrabe ſie neben mir.“

„Und ſinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchteſt, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Chriſtenthums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben.“

Der älteſte Sohn entſchloß ſich aber bald darauf zum Studium und bezog zunächſt (Oſtern 1801) die damals noch churſächſiſche altehrwürdige Landesſchule Pforta, dieſen Hort der humaniſtiſchen Bildung. Klopſtock, ſelbſt ein Zögling jener Schule, ſcheint hierbei hülfreiche Hand gereicht zu haben. Dem älteſten folgten ſeine drei jüngeren Brüder. Was dem Boten ſelbſt verſagt geblieben war, — ſich ganz und amtlich der Verkündigung des göttlichen Worts zu widmen, das ward ſeinen Kindern gewährt. Drei ſeiner Söhne ſind Theologen geworden.

Noch etwas früher als der älteſte Sohn verließen die beiden älteſten Töchter das Vaterhaus. Ihre Verheirathung knüpft ſich an den Aufenthalt F. H. Jacobi's in Wandsbeck, von dem ſchon mehrfach die Rede war. Dieſer lebte, wie wir ſahen, von kürzerem Verweilen abgeſehen, über ein Jahr lang in dem Ort, er war von ſeinen beiden Schweſtern Charlotte und Helene — ſeine Frau, eine geb. von Clermont aus Vaels bei Aachen, war ſchon 1784 geſtorben — begleitet und wohnte zuerſt bei Claudius, dann im Schimmelmann'ſchen Schloß. Als er zum erſtenmal als Flüchtling Wandsbeck beſucht hatte, ſchrieb er an Göthe*: „Claudius, den ich etwas verkümmert antraf, hatte bald ſeine alte Heiterkeit wieder und ließ mich täglich neuen ſchönen Genuß in ſeinem Umgange finden. Seine Frau hat ſich noch mehr ausgebildet und iſt nach aller Menſchen Zeugniß das holdſeligſte Weſen, das man ſehen kann. Seine Kinderſchaar belebt die einfache friedliche Wohnung ohne ſtörendes Geräuſch. Die drei** älteſten Töchter ſind muſikaliſch und recht wackere, gute Mädchen; die dritte, Anna, aber zeichnet ſich aus durch vorzügliches Talent, Reize der Geſtalt und eine Mannigfaltigkeit von Geiſtesfähigkeiten".

Dies nachbarliche Zuſammenleben der beiden berühmten Männer zog manchen Fremden nach dem kleinen Ort. Auch der junge, kaum erſt anſäſſige Buchhändler

* d. d. 16. Dez. 1794. Briefwechſel zw. Göthe u. Jacobi S. 190 folg. Auch in F. H. Jacobi's Briefen II, 187.

** Die zweite Tochter Chriſtiane lebte damals noch.

Friedrich Perthes wurde durch Jacobi, der ihn zu Hamburg kennen gelernt hatte, nach Wandsbeck geladen und im Nov. 1796 mit dem Hauſe des Boten bekannt. Von dem Glück und dem Segen, den er dort erfahren, berichtet uns ſeine Lebensgeſchichte. Im April 1797 verlobte er ſich mit Karoline Claudius. Doch gab der Vater nicht alsbald ſeine Einwilligung. Mehr noch als die gährende werdende Jugend des Bräutigams und die mangelnde Sicherheit ſeines Geſchäfts hielt ihn eine Art von Eiferſucht davon zurück. Das Familienleben war gerade durch die völlige Hingebung des Vaters ein ſo feſt und dicht zuſammenhängendes, ein Leben ſo aus einem Guß geworden, daß die Lostrennung eines Glieds und gerade der älteſten Tochter, nachdem kaum eine das Haus auf immer verlaſſen, dem Boten hart ankommen mußte. Erſt einen Monat ſpäter ſagt er Ja und Amen und gab damit nur ſeinen menſchlichen Segen zu einer im Himmel beſchloſſenen Ehe. So folgte die erſte Hochzeit eines Kindes wenige Monate (2. Auguſt 1797) auf die ſilberne der Eltern.

Im Jahre darauf, am 16. Mai 1798, verheirathete ſich ſeine reichbegabte Tochter Anna mit F. H. Jacobi's drittem Sohn Max, der, nachdem er in Jena und in England ſeine mediziniſchen Studien vollendet hatte, ſich zunächſt in Vaels bei Aachen, der Heimath ſeiner Mutter, als Arzt niederließ.

Die erſte Enkelin, Agnes Perthes, wurde dem Boten am 28. Mai 1798, im Auguſt 1799 Max Jacobi's er-

ſtes Töchterlein geboren, und nach einigen Jahren umgab den Großvater ſchon eine kleine Schaar von Enkeln und Enkelinnen. So waltete er wie ein Patriarch über dem erweiterten Kreis, für deſſen Glieder er ſich eine ſtets junge Liebe erhielt. Die Perthes'ſche Familie hatte er nahe zur Hand und ſchriftlich wie mündlich beſtand ein reger Verkehr; auch ſeine Tochter Anna kam auf mehrere Jahre wieder in des Vaters Nähe. Im Jahre 1800 wurde ihr Gatte als Phyſikus nach Eutin berufen und blieb dort, außer einem halbjährigen Zwiſchenaufenthalt zu wiſſenſchaftlichen Zwecken in London, bis 1805, wo er mit ſeinem Vater zuerſt nach München überſiedelte. Mit ſeinen entfernten Kindern unterhielt Claudius einen lebhaften Briefwechſel, der ſich meiſt in dem engen Rahmen häuslicher und örtlicher Erlebniſſe bewegt. Auch das Wort des Troſtes fehlte ihm nicht. „Guten Morgen, liebe Karoline, ſchrieb er ſeiner älteſten Tochter 1806 nach dem Tod eines Kindes*, was die Weihnachtsfreude deines heimgegangenen blauäugigten Engels, die du ſo gerne wiſſen möchteſt, anlangt, da würde es dir gewiß große und völlige Zufriedenheit geben, wenn du darüber genauen und umſtändlichen Bericht hätteſt, aber eben dies muß dir eine Art von Zufriedenheit geben, ohne darüber Bericht zu haben. Wenn die Seelen unſchuldiger Kinder nicht vielleicht gleich beim Tode von der Sinnlichkeit befreiet werden, ſo werden ſie ſich vor der Hand

* Man vgl. auch das Troſtlied VIII, 29.

an den Bildern halten, unter denen ihnen ihr Wohlſein gekommen und zugefloſſen iſt. Und ſo nach wird der kleine Engel liegen und ſeine warme Bruſt ſuchen und ſaugen; aber die Wärme iſt ihm noch milder und die Milch noch ſüßer." — Überhaupt beſaß Claudius, ſo ſchwer es ihm wol ſelbſt bei der Reizbarkeit ſeiner Natur und der Heftigkeit ſeiner Liebe werden mochte, ſich bei eignen Verluſten raſch zu faſſen und den völligen Troſt zu finden, bei andern gar ſehr die Gabe des Troſtes, welche in der natürlichen Fülle der Liebe, die den Schmerz und Verluſt des Nächſten ganz mitfühlt, und zugleich in der Freiheit von der Gebundenheit des Leids durch die Kraft der ewigen Hoffnung beſteht. Und der Bote war ſein Lebelang umgegangen mit den Bildern des Todes und mit der Gewißheit dieſer Hoffnung; an Liebe und Mitgefühl hatte er ein übriges Maß. Es iſt ein ſolcher Troſtbrief von ihm an eine jüngere Freundin, aus dem Frühjahr 1808 erhalten, mit dem ich dies Kapitel am liebſten beſchließe:

„Wir Endesunterſchriebenen Nachbarn wiſſen aus Erfahrung, wie Ihnen zu Muthe iſt, und haben treues Mitleiden mit Ihnen; Sie wiſſen auch daß unter ſolchen Umſtänden alle Troſtgründe aus dieſer Welt kümmerlicher Behelf ſind, und wollen Sie auch damit nicht tröſten. In Sachen wo es Ernſt gilt gibt es keinen andern Troſt als in der Religion, deren Werth und Kraft man vorher ſchon kennt oder bei ſolcher Gelegenheit kennen lernt. Wenn uns von guter Hand geſagt wird, daß kein Haar

von unſerm Haupte fällt ohne den Willen des Vaters; ſo kann man feſt vertrauen, auch wo man ihn nicht verſteht und bei ſeinen Wegen zu verlieren ſcheint. Und Ihr kleiner Fritz iſt nicht verloren; er iſt nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen und da ſollen Sie ihn wieder haben. So gut er auch in Ihren Händen war, ſo iſt er nun in beſſeren; und er hat die lange gefährliche Reiſe nicht zu machen, von der man ſchwerlich mit der Unſchuld zurückkömmt, mit der Ihr Fritz heimgezogen iſt. Gönnen Sie ihm das und entbehren Sie ſeiner gern eine Zeit lang dafür. Als unſere Kinder ſtarben, weinten wir auch um ſie; und doch nähmen wir ſie, wenn es uns frei geſtellt würde, nicht wieder zurück zu uns, und denken lieber daran zu ihnen zu gehen. So wird es Ihnen auch werden, wenn der erſte Schmerz überſtanden iſt. Und das wünſchen wir Ihnen, denn man befindet ſich wohl dabei, wenn man die Augen nicht blos auf dieſe Welt richtet."

III.

Alter und Tod.

Mit dem eintretenden Alter ward, wie es der Lauf der Natur ist, das äußere Leben bei Claudius ärmer, das innere reicher. Denn es ist nicht die Bestimmung des Menschen, im Vollbesitz und Vollgenuß der Früchte und Güter des Lebens dem Ende entgegenzugehn. Der Naturgeist muß durch eine Reihe von Wandlungen, die keine Steigerung *seiner* Lebensthätigkeit sind, sich hindurcharbeiten oder hindurchleiden, ehe er zu der größten Metamorphose gelangt. Wie entblättert und entblüthet er sich im Alter! Es ist die Zeit des Übergangs, die Tage der reifenden Garben. So ist das Greisenalter beides, ein Absterben und ein Aufleben zugleich, wenn es *normal* ist. Und bei Claudius war es das in besonderem Maße. Wurzel und Wipfel seines inneren Lebens verschlingen sich fester in einander. „Man kann nicht dazu" — konnte er darum in Ehren sagen, — „daß man nicht mehr jung

iſt, wenn man alt iſt“* Es iſt nicht mehr die Macht und der Reiz der Gegenwart, aber wir ſchauen in dieſen alten Zügen das ganze und eigentliche Leben des Mannes an. Und in dieſer naturbeſtimmten oder gottgeordneten Ökonomie des Lebens hat das Alter den ſchönen Vorzug, eben auch freier und unabhängiger zu ſein von den Naturgaben, die es nicht mehr beſitzt, dafür aber auch ſeine eigenthümlichen Blüthen zu treiben in den Gedanken und Stimmungen, in welchen das Zeitgefühl mehr und mehr abfällt und die Ewigkeit hereintritt. So ſchreibt Claudius ſelbſt im Beginn des Greiſenalters (im J. 1803) an ſeine Tochter Anna Jacobi, nachdem er ihr eine Familienneuigkeit mitgetheilt hat: „Doch mich dünkte faſt, ich hätte Dir das ſchon geſagt. Dann nimm's nicht übel. Man wird alt. Aber Gottlob, mein inwendiges Wohlſein in und durch die Religion wird nicht alt. Und ſuche dich darüber täglich mehr zu arrangiren, liebe Anna. Es hält nichts als das, wenn die Tage oder Zeiten kommen, die uns nicht gefallen. Ich habe das lange gewußt und oft an großen berühmten Hänſen mit meinen Augen geſehen“.

Dies Bild des Greiſen ſehen wir in den Schriften ſeiner alten Tage — ein Stillleben wol im Vergleich der Vergangenheit, aber doch nur ſo, daß die Bewegung und die Unruhe ſich mehr nach der Mitte, auf das Weſentliche zurückzieht, wie das Blut ſeinen Weg nach dem

* Vorrede zum Theil VIII.

Herzen ſucht. Die beiden letzten Theile ſeiner Schriften beſchäftigen ſich, mittelbar oder unmittelbar, nur mit den höchſten Lebensfragen; er hat darin* „die Fahne etwas höher aufgezogen, daß man am Ende ſehe, von welcher Seite die Luft geht“. Das eine Stück „Von und Mit“ ausgenommen, das weit früher entſtanden und in den achten Theil erſt nachträglich eingeſchoben iſt, ſchweigt hier alle kleine Polemik, alle perſönliche Gereiztheit — es iſt die friedliche Stille des Feierabends und ein Vorgeſchmack von jenem Gefühl, das er „einen Seligen an die Seinen in der Welt“** ausſprechen läßt:

„Hier iſt Alles heilig, Alles hehr!
Und die kleinen Erdenfreuden,
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
Denken hier an ſie und lieben.“ —

Einen politiſchen Aufſatz, den Claudius im J. 1807 niederſchrieb, als die engliſche Flotte Kopenhagen bedrohte, um die Auslieferung der däniſchen Flotte zu erzwingen, hat er in ſeine Werke nicht aufgenommen. Er erhebt darin ſeine Stimme gegen dem Grundſatz des nackten politiſchen Intereſſes. „Die Thiere des Feldes, heißt es u. a.***, haben keine andre Regel und reichen damit aus; ſie ſehen nur vor ſich hin und auf die Erde — aber dem Menſchen iſt ein Antlitz gegeben, das aufwärts ſieht. Der Menſch iſt wol auch ein Thier

* Valet VII, 154. ** Werke VII, 66.
*** Schreiben eines Dänen an ſeinen Freund S. 11 folg.

des Feldes, aber er iſt mehr. Bei ſeinem Hang, für ſich zu ſorgen, hat er in ſich die Idee von einer Regel, die für alle ſorgt ohne Eigennutz und Anſehen der Perſon; von einer Regel, die ihm bei ſeinem eigennützigen Thun und Treiben immer in den Weg tritt und einredet; von einer Stimme, die recht richtet und die ihn in der Einſamkeit ſtrafet und züchtiget, mit einem Wort von einem Geiſt des Rechts und der Gerechtigkeit, der allen und auch ihm wohl will und das Böſe in ihm durch Gutes überwinden und ihn beſſer machen will. Wenn aber ein ſolcher Geiſt iſt, und wer kann ihn leugnen und ſich ſeiner erwehren, wenn ein ſolcher Geiſt iſt und er einzelne Menſchen in dem Maß, wie ſie auf ihn hören und achten, glücklich macht, was hätten dann die Staaten in ſolchem Fall von dieſem Geiſt zu erwarten, und was hätten ſie geſündiget, daß ſie von den Vortheilen ſeines Einfluſſes ausgeſchloſſen wären". — „Ja, wenn alle Fürſten dieſen Geiſt des Rechts und der Gerechtigkeit recht kennten, wenn ſie wüßten, was er eigentlich will und was er kann, wie er ſo edel in ſich und uns ſo nahe verwandt iſt, wie er in dem Innerſten eines jeden Menſchen einen Freund und lieben Buhlen hat, dem er ſich mittheilet, ihn aus ſeinem Schlummer wecket und in ſeinen angebornen Adel und Wohlſtand herſtellet — wenn ſie das alle wüßten, ſie würden ſich wundern und an ihre Bruſt ſchlagen." —

Von ſeinen Schriften haben wir oben zuletzt den fünften Theil genannt; wir heben in aller Kürze die

Hauptstücke der folgenden heraus. Der sechste Theil (1798), seinem Hauptinhalte nach ein Kind der Revolutionszeit, ist meist politischen und polemischen Inhalts; wir haben ihn nach dieser Seite bereits besprochen. Der alte Humor erhebt noch einmal sein schalkhaftes Angesicht in dem vortrefflichen „Rencontre“ mit seinem lakonisch-drastischen Schluß und in den „Übungen im Stil“; der Ernst aber hat seine so würdigen Vertreter in den sieben Briefen an Andres über die Person und die Heilsthat des Herrn, über einzelne Züge aus seinem Leben und den Glaubenskampf und seine Wirkungen im Menschen. So bilden diese Briefe am Schluß des Bandes den Übergang zu den beiden letzten. Um zum Weiterlesen anzuregen, wird die Mittheilung des paraboliſchen sechsten Briefes genügen: „Es war einmal ein Edler, deß Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen und in fremdem Lande in eine harte Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte sie in solcher Noth nicht wissen und beschloß sie zu befreien.

Das Gefängniß war fest verwahrt und von inwendig verschlossen, und Niemand hatte den Schlüssel.

Als der Edle sich ihn, nach vieler Zeit und Mühe, zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße, reichte den Gefangenen den Schlüssel durch's Gitter, daß sie aufschlössen und mit ihm heimkehrten. Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu berathschlagen. Es ward ihnen

geſagt, der Schlüſſel ſei zum Aufſchließen und die Zeit ſei kurz. Sie aber blieben dabei, zu beſehen und zu berathſchlagen; und einige fingen an, an dem Schlüſſel zu meiſtern und davon ab- und zuzuthun.

Und als es nun ſo nicht mehr paſſen wollte, waren ſie verlegen und wußten nicht, wie ſie ihm thun ſollten. Die andern aber hatten's ihren Spott und ſagten: Der Schlüſſel ſei kein Schlüſſel, und man brauche auch keinen".

Mit der heiligen Siebenzahl wollte der Bote eigentlich ſeinen Botengang beſchließen. Deshalb erklärt er in der Pränumerations-Anzeige (1802) noch einmal unumwunden, was ſeiner Botſchaft Grund und Zweck geweſen, und nimmt von dem Leſer Abſchied in dem Valet. „Wiehert doch ein Pferd, wenn es von ſeinen Genoſſen getrennt wird." Aus den meiſten Stücken auch dieſes Theils ſind ſchon einzelne Stellen mitgetheilt worden.* Ein rechtes Schatzkäſtlein körniger Weisheit iſt das ſchon oben beſprochene güldene A.-B.-C.; die Perle aber vielleicht unter allen Proſaſtücken des Asmus iſt das Valet ſelbſt, ein Scheidegruß und Vermächtniß aus einem wahrhaft tiefen und reichen Herzen. Es iſt noch einmal das oft beſprochene Thema, von dem er redet, — die unſelige Natur des Menſchen und die ſelige Hoffnung des Chriſten. „Man iſt nur Einmal in der Welt und iſt nicht darin, ihr nach dem Sinn zu reden und Heckerlinge zu ſchneiden. Es ſchafft nicht, daß der Menſch

* S. 245.

mit niedergeſchlagenen Augen ſitze und ſich räuspere und ſeufze; er ſoll die Augen frei aufſchlagen und friſch und fröhlich um ſich ſehen. Aber man kleinmeiſtert und lacht ſich nicht durch die Welt, und die ſind übel berichtet, die da glauben und lehren, daß die Menſchen hier nichts anderes zu thun hätten und daß ſie hier ſo recht à leur aise wären.

Sehe doch Einer nur an, wie ſie in die Welt hereinkommen und wie ſie wieder herausgehen, weß Standes und Ehren ſie ſind! — Wer dazu lachen und ſich aus dem Sinn ſchlagen oder ſich darüber mit den Kategorien tröſten kann, der mag ein Philoſoph ſein; aber ein vernünftiger Menſch iſt er nicht.

Und auch zwiſchen dem Herein und Hinaus, ſelbſt wenn es am beſten geht, was iſt denn der Menſch und was hat er? — Er hat Himmel und Erde, Meer und Land, Berg und Thal, Sonne und Mond, und die ſind groß und herrlich; aber recht bei'm Lichte beſehen, iſt Alles, was man ſieht, doch nur äußere Rinde und Kruſte ſchöne Kiſten und Kaſten mit Kleinodien, zwiſchen denen der Menſch herumgeht wie ein Knecht, vor dem der Herr ſie verſchloſſen hat. Er fühlt wol, daß es anders ſein könnte; denn was ſind ſeine kühnen Vermuthungen und ſeine Träume über den inwendigen Zuſammenhang und die verborgenen Triebfedern der Natur anders als Zeichen und Beweiſe ſeines Anrechts an ihre Erkenntniß? — Aber ſein Anrecht iſt ſequeſtrirt und er geht neben dem Born des Lichts, hungrig und durſtig nach Er-

kenntniß, und muß es ſich kalt und warm um die Naſe wehen laſſen und mit allen Elementen kämpfen, bis ſie ihn wieder verſchlungen haben". — „Wir ſind nicht umſonſt in dieſe Welt geſetzt;" — ſo ſchließt er — „wir ſollen hier reif für eine andre werden, und man kann unſern Körper als ein Gradirhaus anſehen, wo das wilde Waſſer von dem guten geſchieden werden ſoll. Es iſt nur Einer, der dazu helfen kann, und dem ſei Ehre in Ewigkeit. — Gehabt Euch wohl." — Doch war es noch kein Abſchied für immer. Im Jahre 1812 ließ der Bote als „Zugabe zu den ſämmtlichen Werken" noch einen achten Theil folgen. Er hat auch in ihm „nicht umgeſattelt, und ſucht, wie bisher, einfältig und beſcheiden an die wahre Größe und den inwendigen Wohlſtand des Menſchen zu erinnern". Und das thut er nicht mit zitternder Greiſenſtimme, ſondern im feſten Ton freudiger Gewißheit. Der Theil beſteht faſt nur aus Aufſätzen religiöſen Inhalts. Das längere Stück vom heiligen Abendmahl, das drei Jahre zuvor beſonders erſchienen war, hat mehr die Form einer theologiſchen Abhandlung; Claudius hält darin im weſentlichen die Auffaſſung Luther's feſt, doch alſo, daß er die Möglichkeit einer Einigung, der ſelbſt die Reformation ſchon ſo nahe geweſen, nicht minder ernſt betont. Zu ſeinen beſten Stücken zähle ich das „Morgengeſpräch zwiſchen A. und dem Candidaten Bertram", in welchem er noch einmal das wahre Verhältniß von Vernunft und Glauben, Philoſophie und Offenbarung erörtert und eine

naturphiloſophiſche Anſicht von der Weltſchöpfung durch den Geiſt Gottes entwickelt, der durch die Natur von ferne, durch den gottähnlichen Menſchen von nahe verkündet werde.

„Ein jedes Geſchöpf* hat eine Spur von Gott an ſich, dies dieſe, jenes eine andere. Und du kannſt die Geiſter aller der verſchiedenen Geſchöpfe, die um uns her ſind, als ſo viele Boten anſehen, die in die Zeit geſandt worden, daß ſie uns nicht allein an den Vater erinnern, ſondern auch, ein jedes durch ſeine Natur, Art und Eigenſchaft, etwas von ihm ſagen und kund thun ſollten. Und weil dieſe Boten, ob ſie gleich, wie geſagt, nicht eigentlich Geiſter ſind, doch von uns nicht geſehen werden konnten und alſo für uns vergeblich geſandt wären; ſo mußte ein jeder ein ſichtbares Kleid anziehen, darauf ſeine Natur, Art und Eigenſchaft mit leſerlicher Schrift geſchrieben ſind, daß wir ſie leſen und uns daraus unterrichten möchten.“ — —

Himmel und Erde ſind alſo eine Schrift und alle Geſchöpfe Buchſtaben dieſer Schrift. Der Menſch aber iſt der erſte und wichtigſte Buchſtaben von allen, „denn im Menſchen iſt ein unſterblicher Same und Keim, in dem die Schätze der Wahrheit und Erkenntniß Gottes verborgen liegen und aus ihm entwickelt werden können. Aber wie die Keime in der phyſiſchen Natur ſich nicht ſelbſt entwickeln können, ſo auch dieſer nicht.

* S. 76 und 79.

Er bedarf, wie jene, eine Reaktion von außen. Je angemeſſener und homogener dieſe iſt, deſto ſchneller und vollkommener wächſt die Frucht hervor. Die Reaktion thäte und ſchaffte nichts, wenn der Keim nicht da wäre; aber der Keim bleibt ohne ſie, was er iſt, und kommt nicht von der Stelle. Und ſo kränkelt auch ohne Reaktion der Keim im Menſchen und hat nur dunkle, unvollſtändige Ahnungen von Gott."

Sodann nenne ich die kürzeren, aber nicht minder inhaltſchweren Aufſätze „Geburt und Wiedergeburt", den „Brief an Andres", der die Wunderwirkung der Glaubenskraft an der Geſchichte vom Hauptmann von Kapernaum und vom Kananäiſchen Weibe darlegt, und endlich die ſieben Briefe an Andres „vom Gewiſſen", deſſen Begriff er nur im Stande der Sünde, im Widerſtreite zwiſchen dem verſtändigen und ſinnlichen Geſetz gelten läßt. Vornehmlich aber beſpricht er die Mittel und Wege, die verſuchten äußerlichen und die nothwendigen innerlichen, wie der geſtörte Gewiſſensfriede herzuſtellen ſei. Der Schlußbrief lautet alſo: „Nun, lieber Andres, Du kennſt das Glück eines guten Gewiſſens, und, will's Gott, ſind außer Dir noch Viele, die dies Glück kennen und es heimlich genießen, ohne daß andere Leute davon wiſſen. Denn ein gutes Gewiſſen im Menſchen iſt wie ein Edelſtein im Kieſel. Er iſt wirklich darin; aber Du ſiehſt nur den Kieſel, und der Edelſtein bekümmert ſich um Dich nicht.

Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menſchen finde, der dem Lärm und dem Geräuſch immer ſo aus dem Wege geht und gerne allein iſt. Der, denke ich denn, hat wol ein gutes Gewiſſen, er läßt die ſchnöden Linſengerichte ſtehen und geht vorüber, um bei ſich einzukehren, wo er beſſre Koſt hat und ſeinen Tiſch immer gedeckt findet.

Wehe den Menſchen, die nach Zerſtreuung haſchen müſſen, um ſich einigermaßen aufrecht zu erhalten!

Doch wehe ſiebenmal den Unglücklichen, die Zerſtreuung und Geſchäftigkeit ſuchen müſſen, um ſich ſelbſt aus dem Wege zu gehen! Sie fürchten, allein zu ſein, denn in der Einſamkeit und Stille rührt ſich der Wurm, der nicht ſtirbt, wie ſich die Thiere des Waldes in der Nacht rühren und auf Raub ausgehen.

Aber ſelig iſt der Menſch, der mit ſich ſelbſt in Friede iſt und unter allen Umſtänden frei und unerſchrocken auf und um ſich ſehen kann! Es gibt auf Erden kein größer Glück.

Andres! — Wer doch ſich und andere darnach recht lüſtern machen könnte!“ — Haben dieſe Bruchtheile aus den Proſaaufſätzen des achten Bandes ſchon dargethan, wie reich und hell noch die geiſtige Lebensquelle in dem alternden Claudius ſtrömte, ſo kann das folgende Gedicht, vermuthlich ſeiner letzten eines, zum Beleg dienen, daß auch der poetiſche Stilleſtand des greiſen Boten mitunter noch von dem alten Licht erleuchtet und

belebt wurde. Der „Philoſoph und die Sonne“* unterreden ſich. Der Philoſoph ſpricht:

„Du edler Stern am hohen Himmelszelt,
Du Herr und König deiner Brüder!
Du biſt ſo gut geſinnt — du wärmeſt uns die Welt,
Und ſchmückſt mit Blumen uns das Feld,
Und machſt den Bäumen Laub, den Vögeln bunt Gefieder;
Du machſt uns Gold, das Wunderding der Welt,
Und Diamant und ſeine Brüder;
Kömmſt alle Morgen fröhlich wieder,
Und ſchüttelſt immer Strahlen nieder —
Sprich edler Stern am hohen Himmelszelt,
Wie wachſen dir die Strahlen wieder?
Wie wärmeſt du? Wie ſchmückſt du Wald und Feld?
Wie machſt du doch in aller Welt
Dem Diamant ſein Licht, dem Pfau ſein ſchön Gefieder?
Wie machſt du Gold?
Sprich, liebe Sonn', ich wüßt' es gern.

Die Sonne.

Weiß ich's? Geh, frage meinen Herrn.“ —

Auch eine größere Überſetzungsarbeit, die der religiöſen Schriften ſeines Lieblings Fenelon hat er von 1800 bis 1811 in drei Bänden vollendet. „Es kann nicht fehlen,

* VIII, 103. Zuerſt in F. Schlegel's deutſchem Muſeum I, S. 160.

meint Claudius in der Vorrede zum ersten Theil,* ob Fenelon wol eigentlich für die Christen seiner Konfession geschrieben hat, und die der andern in einigen Punkten verschiedener Meinung sind, daß nicht alle, denen Ein Kampf verordnet ist und die Eine Hoffnung und Einen Jesum Christum haben, ihn gern und mit Nutzen lesen werden. Und vielleicht werden selbst von den Nicht-Christen und Un-Christen einige durch die Milde und den Ernst dieses liebenswürdigen Schriftstellers veranlaßt, ihren Weg noch einmal in Überlegung zu nehmen, so sehr sie auch glauben, desselben gewiß zu sein.

Die Geschichte des griechischen Jünglings ist bekannt: der kam, auch seines Weges und seines Glückes gewiß, das Haar nach dem Sinn der Zeit mit Rosen bekränzt in den Hörsaal eines Weisen, der von dem unsterblichen Geist, der im Menschen ist und von seinem wahren Glücke redete. Und als er ihm eine Zeitlang zugehört hatte, riß er heimlich und verstohlen eine Rose nach der andern herunter und warf sie an die Erde.* — Die Theilnahme des Publikums an Claudius' eignen Werken verringerte sich, wie wir sahen, seit den neunziger Jahren; namentlich der schlechte Absatz des sechsten Theils brachte den Boten sogar in Verlegenheit.

Sonst bekümmerte ihn dieser Widerspruch mit der öffentlichen Meinung wenigstens um seinetwillen nicht sehr. „Sollte ich** damit zurückhalten und hehlen, weil

* Auch abgedruckt in den Werken VII, 63.

** Aus der Pränumerations-Anzeige zu Thl. VII.

es hie und da nicht die öffentliche Meinung ist, und berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten? Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von ernsthaften Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an, in Dingen, die nicht Meinung sind, sondern Sache; frägt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint?" —

Aber wie der Verehrer seiner Schriftstellerei weniger wurden, so trat auch im persönlichen Freundesverkehr die Vereinsamung des Alters ein. Im Mannesalter hatte ihm die Festigkeit seines Glaubens manchen Jugendgenossen, den dieser Weg zu schmal und zu steil dünkte, entfremdet, jetzt begann für ihn die Winterzeit, wo ringsherum Kälte herrschte, manchen der Nächsten und Treuesten aber Freund Hain, hinwegnahm, andre noch am Abend ihres Lebens in die Fremde entführt wurden. So starben Schlosser (1799), Büsch (1800)*, Lavater (1801), Klopstock (14. März 1803), Herder (10. Dez. 1803), die Gallitzin (1806); auch Elise Reimarus und die Gräfin Julie Reventlow folgten. Tief betrübte ihn der Tod eines seiner jüngeren oder jüngsten Freunde, des Malers Philipp Otto Runge,

* Über dessen Tod schreibt Cl. an seine Tochter Anna Jacobi: „Den alten B. habe ich fünf Tage vor seinem Tode besucht. Da sagte er, daß seine Philosophie, wenn er vorher gewußt hätte, wie viel Schmerz er zu ertragen haben würde, nicht ausgehalten hätte. Ich habe noch von der Philosophie, wenn es mit ihr zur Probe kommt, nicht anders sagen hören, und doch machen sie Wesens von ihr, als wenn sie was wäre". —

der als ein naher Freund von Friedrich Perthes namentlich seit dem Jahre 1804 viel im Hause des Boten verkehrte. Claudius war jungen Männern nicht leicht zugänglich, in diesem Künstler aber, der auch Goethe's des so anders Denkenden, besondere Aufmerksamkeit erregte, und die Untersuchungen über die Farbenlehre mitbetrieb, entdeckte er bald einen Verein von Lebenseigenthümlichkeiten, in welchen ihm die verwandtesten Züge vertraut entgegenkamen — die Fülle der Lebenskraft in Humor, Ideenreichthum, sprudelndem Witz und ohne dogmatische Gebundenheit die Stille eines religiösen Tiefsinns, der all dieser Kräfte Herr werden und sich in selbstvergessener Anschauung in die Wunder der Natur wie in die größeren der Erlösung und Heiligung versenken konnte. Als Künstler mitten aus der Romantik erwachsen, deren Streben und Träger er durch seinen Aufenthalt in Dresden, dem örtlichen Mittelpunkt dieser Geistesrichtung, näher kennen lernte, theilte er ihre Stärken und Schwächen — die blüthenreiche und überschwängliche Phantasie, die geistreiche Beweglichkeit, die sinnvolle Gedankenvorstellung und Versenkung in die Geheimnisse des Lebens, aber auch die Scheu vor der festen plastischen Form, die allegorisirende Verflüchtigung der Gestalten, die Willkür hieroglyphischer Symbolik. Aber vor dem Spielerischen und Scheinhaften, was in jener Schule neben dem Großen und Wahren aufschoß, blieb Runge behütet durch die Gesundheit seines innereu Lebens, das in einem wirklichen, nicht erträumten Frieden sich aus-

ruhte und mit tiefbewegter Seele Antheil nahm an dem, was der Weltgang brachte, an den Leiden des Vaterlandes vor allem, dem er auch ſeinen Griffel in ernſt empfundenen Arabesken lieh. Am nächſten unter den Romantikern dürfte ihm Novalis ſtehen, an deſſen Lieder auch das einzige allgemein bekannte Lied Runge's*:

„Es blüht eine ſchöne Blume
In einem weiten Land;
Die iſt ſo ſelig geſchaffen
Und Wenigen bekannt u. ſ. w.

klingt. Um Claudius' an Liebe zu dieſem Mitverkünder einer neuen Zeit verſtändlich zu machen, bedarf es nur, einen Ausſpruch von Runge anzuführen. Mit dem feierlichſten Ernſt und Zorn ſagte er**, „einem Dichter, der dahin käme, die Poeſie zur Religion machen zu wollen, ſollte eigentlich ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt und er erſäuft werden im Meer, da es am tiefſten iſt. Der Künſtler wäre ſo ſchon unglücklich genug, daß er, ſo lange er an ſeinem Werk arbeite, eine Art Abgötterei treibe, und treiben müſſe, denn ſonſt könne er nichts rechtes machen, aber wenn er damit zu Stande wäre, ſo wäre doch die Religion allein der unverſiegende Born, in den ſeine Liebe ſich wieder ſenken müſſe zu eigner Befriedigung".

* Hinterlaſſene Schrift. v. P. O. Runge II, 338 mit der Kompoſition von Luiſe Reichardt, der Tochter des Kapellmeiſters. Das Lied, 1807 gedichtet, findet ſich u. a. in Th. Wackernagel's Tröſteinſamkeit S. 124.

** A. a. O. II, 439.

Es war dies die einzige Kunſtauffaſſung, wie ſie dem Boten Geſchmack abgewinnen konnte. Als der merkwürdige Mann im dreiunddreißigſten Lebensjahre am 7. Dez. 1810 ſtarb, hatte der ſiebzigjährige Dichter noch ein Lied für ihn*:

„Aus einer Welt voll Angſt und Noth,
Voll Ungerechtigkeit und Blut und Tod
Flüchtete die fromme reine Seele
Sich in's beſſre Land zu Gott,
Und der Leib in dieſe dunkle Höhle,
Auszuruhen bis zum Wiederſehen.
O! der Chriſt iſt immer groß und ſchön,
Doch im Tod' in ſeiner größten Schöne.
Wandrer, bleib' am Grabe ſtehn,
Lerne hier, was eitel iſt, verſchmähn;
Weine eine ſtille Thräne!
Und dann kannſt Du weiter gehn".

Andre Freunde des Boten wurden weitweg verſchlagen. Zwar Voß, der 1802 von Eutin nach Jena überſiedelte können wir unter die Freunde nicht mehr zählen, wenn auch durch den Aufenthalt von Claudius' Tochter Anna in Eutin und ihre Verbindung mit dem Voſſiſchen Hauſe, ſowie durch einen Beſuch des Eutiner Leuen in Wandsbeck im Sommer 1801 eine Art Ausſöhnung mag eingetreten ſein; aber auch Jacobi, der „lange Papa", wie ihn das Haus nannte, verließ 1805 Norddeutſchland und

* Zuerſt im Hamburg'ſchen unpart. Correſpondenten, v. 7. Dez 1810, dann Werke VIII, 29.

folgte einem Rufe nach München als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, deren Präſident er bald darauf wurde. Sein Sohn Max mit Claudius' Tochter Anna folgten ihm dahin. Durch eine Stelle in Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen*, wo der Bote ſich weigert auf die Beweisführung des dort dialogiſch auftretenden nüchternen Philoſophen einzugehn und, in ſeine Gedanken verloren, mit den Worten Epiktet's abbricht: „Haltet mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält. Ich bin nicht bei mir ſelbſt; ich bin toll", hatte ſich Claudius, der die Stelle zu buchſtäblich nahm, da doch nnr von der μανία des Platon, der göttlichen Begeiſtrung, die Rede war, verletzt gefühlt, nnd nicht mit Unrecht bezog Jacobi manchen Seitenblick auf einen irregehenden Idealismus in dem „Geſpräch mit Bertram" auf ſich ſelbſt. Doch ſollte darum dieſer mehr als dreißigjährige Freundesbund nicht zuſammenbrechen; ein herzliches Schreiben Jacobi's an Fr. Perthes**, mit dem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war, beſeitigte das kurze Mißverſtändniß, das diesmal in der That daher kam, „daß einer den andern nicht verſtand".***

F. L. Stolberg endlich ſchien ihm auf zwiefache Art entriſſen zu werden, durch ſeine Wohnungsändrung, indem er 1800 Eutin mit Münſter vertauſchte, und

* S. 67.

** d. d. 10. Nov. 1814. Jacobi's Briefwechſel II, 446.

*** Wie bekanntlich Asmus vor dem Chan von Japan den Begriff ebenſo etymologiſch wie logiſch treffend aufſtellt; III, 53.

mehr noch durch die Änderung seiner kirchlichen Stellung, da er gleichzeitig zum Katholicismus übertrat. Claudius ahnte den Schritt und warnte den Freund vorher*, aber, da er ihn gethan hatte, blieb er bei aller Mißbilligung doch weit davon entfernt, mit Voß oder auch mit Jacobi, der anfangs Stolbergs „Überzeugung unmöglich für eine redliche halten konnte“ und das „Hohngelächter der Hölle über diese fromme That zu hören“ glaubte**, gemeine Sache zu machen; er urtheilte wol ähnlich wie Herder und Lavater, wenn auch bei ihm die Indifferenz gegen die spezifische Bestimmtheit des Protestantismus keineswegs so groß war wie bei diesen Freunden. Er sah aber damals einen anderen und größeren Feind vor und gegen sich als den Katholicismus, den er zudem wesentlich in dem Bild des Münsterländer Kreises erblickte; ja Stolberg selbst trat zunächst im Grunde mehr in die auch formelle Lebensgemeinschaft mit diesen frommen und edeln Katholiken als in die faktische Kirche, für welche sich seinem beweglichen Geiste jenes anziehende Abbild unterschob. Wäre er doch ohne die Fürstin Gallitzin schwerlich damals Katholik geworden! So gut

* Voß in Paulus' Sophronizon I, 3, S. 89. „Cl. hat, als er Stolberg's Absichten bei der Reise nach Münster vermuthete, ihn gebeten: er möchte fortfahren, das wahre Christenthum zu vertheidigen, aber kein Ischer werden.“ — Trotzdem fürchtete der alte Gleim auch für Claudius' Protestantismus, s. das, S. 77.

** Seine brieflichen Äußerungen finden sich wieder abgedruckt bei Gelzer, Neuere Deutsche Nationallit. II, 464.; ebenso die angezogenen Briefe von Herder und Lavater S. 469 folg.

aber Claudius mit dieſer die tiefſten Berührungspunkte hatte und mit ihr die gleiche Geiſtesnahrung und Erbauung neben der heiligen Schrift ſelbſt in Auguſtinus' Werken, Tauler's Predigten, Thomas von Kempen, in Fenelon und Pascal und andern gleichſam neutralen Schriften fand*, vermochte er auch mit Stolberg, deſſen Charakter er kannte und deſſen individuelles Bedürfen er zu würdigen verſtand, im Geiſte und in Liebe fortzuleben. Stolberg** ſelbſt ſagt hierüber: „der in ſchlichter Einfalt, in holder Naivetät unnachahmliche Claudius, ein Weiſer in ſeinem Leben wie in ſeinen unſterblichen Schriften,

* Wie durchdrungen Claudius von der Grundwahrheit der Reformation war, lehrt jede gewiſſenhafte Kenntnißnahme ſeiner Schriften. Es gehört deshalb eine eigne politiſche Art der Lektüre dazu, in ihm mit den „hiſtoriſch-politiſchen Blättern" (1839, S. 335—351 und 426—434) einen „unvollſtändig unterrichteten Katholiken, wenn es je einen ſolchen Proteſtanten gegeben hat" und „den vollſtändigſten Gegenſatz an Geiſt und Gemüth gegen den Stifter (der an einer andern Stelle der „Anſtifter" heißt) ſeiner Kirche" zu ſehen. Nach dieſer Auffaſſung, die auf einer klugen Propaganda beruht, ſtand „ſein liebendes Herz, ohne es zu wiſſen", der „unverſtümmelten Wahrheit" ganz nahe; die Frage aber „ob die Fülle dieſer Liebe den (hoffentlich unverſchuldeten) Mangel an Glauben vor dem Angeſichte Gottes bedeckt habe" — wiſſen die hiſtoriſch-politiſchen Blätter nicht zu beantworten. Die tiefe Verehrung gegen Luther ſpricht aus allen Äußrungen über ihn, wenn er ihn auch (Werke VII, 18) nicht für einen „Heiligen" hält und keineswegs für unfehlbar, ja wenn er auch in einzelnen dogmatiſchen Punkten ſich katholiſcher Anſicht zuneigen oder das Richtige dahingeſtellt laſſen ſollte.

** Kurze Abfertigung der langen Schmähſchrift des Herrn Hofraths Voß. S. 26 und 27.

ließ kein Wölkchen über unsre Freundschaft ziehen, obschon er meinen Übergang zur alten Kirche nicht gern sah". Sie blieben in Briefwechsel, auch sahen sie sich wieder; im Jahre 1807 nahmen die beiden Brüder Stolberg an der Geburtsfeier der Rebekka Theil. „Nicht ohne innigste Empfindung, bemerkt Stolberg, ruf' ich die Erinnerung eines schönen Tages zurück, des 26. Oktober, Geburtstags seiner holden Rebekka, den er mit seinen Kindern, seinem Eidam dem trefflichen Perthes, meinem Bruder, meiner Frau und mir i. J. 1807 auf so eigenthümliche als herzliche Art feierte. Den Tag nachher sah ich ihn hienieden zum letzten Mal!" Nach Claudius' Tod konnte der Katholik, dem Beschränktheit wie Liebloſigkeit seinen früheren Kirchengenossen gegenüber stets fern blieb, an Perthes schreiben: „Er kommt nicht wieder zu uns; Gott führe uns alle dahin, wohin er uns vorangegangen ist, und sein Gebet wird uns fördern". Ein poetischer Nachruf von seiner Hand soll, weil von allgemeinerer Bedeutung, den Schluß dieses Abschnitts zieren.

Eine seltsame Erscheinung für Claudius war gewiß zu einer Zeit, wo die Welt für ihn so viel einsamer dalag, die alten Freunde todt oder fern, der Zeitgeist so fremd, das Haus leerer und stiller geworden war, die Rückkehr seines Urfreundes Schönborn*, der gegen Ende des Jahres 1802 als Legationsrath von der dänischen Gesandtschaft in London nach Deutschland heim-

* Vgl. oben S. 64 folg.

kehrte und bis 1806 in Fr. Perthes' Hause in Hamburg lebte. Es war eine Erscheinung wie aus einer andern Welt; vor fast dreißig Jahren weggerissen mitten aus den geistigen Wehen der Sturm- und Drangzeit, aus dem begeisterten Freundschaftsbund mit Claudius, Klopstock, Lessing, Goethe und den Göttinger Dichtern hatte er in Algier eine andre Art von Kampf mit der Kulturwelt kennen gelernt und dann, so gut wie ununterbrochen, ein Vierteljahrhundert in London, inmitten der politischen Bewegungen dieses Weltplatzes und zugleich vergraben in philosophische, mathematische und philologische Studien, seine besten Mannesjahre fern vom Vaterlande verbracht. Und nun kehrt er als ein Fremdling und Sonderling zurück, seine Freunde todt oder umgewandelt; mit einer Sterbeode auf seinen geliebtesten Freund Klopstock brachte er sich wieder ins öffentliche Gedächtniß, und auch diese klingt in ihrem dahinstürmenden Ton ganz an die Zeit vor dreißig Jahren an, als wären *das* noch die Klänge, denen die Nation lauschte *. Aber tiefer als

* „Die Hoffnung am Grabe Klopstocks 1803" ist abgedruckt in Fr. Perthes' Vaterländischem Museum 1810, 5. Heft, S. 593. Der Schluß lautet:

„Und o! der in der heiligen Dichterweihe
Im Silbersturm
Auf die Erdenharfe des Sängers,
Und von ihr zu erwachenden Jahrhunderten

Herabkam, mit Himmelnachhall
In deine Gefilde, Teutonia,
Und lehrte deine Heldenjugend neuen Gesang,
Lehrte neue Sprach' und Empfindungen der Engel sie!" —

die Kluft der Zeit hatte ſich die Trennung des inneren Lebens zwiſchen die Freunde gelegt; eine Kluft, die nur durch Schönborns Achtung vor fremder Ueberzeugung, wenn ſie auf Ernſt und Wahrheitsliebe ruhte, ausgeglichen werden konnte. Denn in ſeiner Skepſis war er der alte geblieben. „Gott, Freiheit, Unſterblichkeit*, äußerte Fr. Perthes, „waren die Gegenſtände, die er ſtets mit ſeinem Verſtande bekämpfte, gerade deshalb vielleicht, weil ſie feſt begründet in ſeiner edeln Natur ſich ihm unwiderſtehlich aufdrängen wollten, denn Freiheit, die allgemeine wie die individuelle, war ſein Idol und dieſe wollte er auch durch ſein eigenes Inneres ſich nicht beſchränken laſſen. Die Schranken ſeines eignen Ich erfüllten ihn mit Zorn, er riß und biß unaufhörlich in dieſe Kette wie ein alter Löwe. Züge dieſes königlichen Thieres waren auch in ſeinem Geſichte, und wenn er zuweilen an unſerm Tiſche aus Altersſchwäche einſchlummerte, ſo ſtiegen oft die Augenbraunen wie Mähnen und zeigten, daß der Geiſt im Innern fortkämpfte.“

Wol war es eigen, daß Claudius erſter Freund aus den Jahren bewußter Mannheit auch der letzte in ſeiner Nähe ſein ſollte*. Iſt aber der Lebensſchauplatz unſers Boten leerer geworden an Freunden und Zeugen der Vergangenheit, ſo füllt er ſich dagegen gerade um dieſe

* Denn mit dem übereifrigen Kantianer Gerſtenberg, der allerdings auch ganz in der Nähe, in Altona, lebte, ſcheint Claudius keinen weiteren Verkehr mehr gehabt zu haben.

Zeit mit einer Schaar neuer befreundeter Geſtalten. Eine jüngere Generation, in der aufs neue der Zug zu den Quellen alles Lebens erwacht iſt, die unbefriedigt durch Kunſt und Wiſſen, bekümmert und erweckt zugleich durch die Leiden der Zeit ſich umſieht nach dem „Stiller alles Haders“, richtet ihren Blick und ihre Liebe auch auf den Mann aus Wandsbeck, der jenen Lebensſchatz ſo lange als ein getreuer Eckart gehütet hatte. Nicht blos Männer von ausgeſprochen chriſtlicher Ueberzeugung, unter denen der Baron v. Kottwitz und der Parabeldichter F. A. Krummacher zu den hingebendſten Anhängern gehörten, wandten ſich ihm zu; wer überhaupt in der geiſtigen Tiefe lebte und nach dem Göttlichen ſuchte, ſah in ihm den befreundeten Genoſſen: Philoſophen wie Franz Baader, Schelling, Steffens; Künſtler wie Carſtens, Runge, Overbeck; Dichter wie Fr. Schlegel* und ſeine Freunde ſtanden ihm nahe. Auch unbefangenere Katholiken reichten ihm die Hand. Außer dem münſterländiſchen Kreis war es vor allen J. M. Sailer, der mit ihm Briefe wechſelte

* Claudius hat auch zu Schlegel's deutſchem Muſeum I. Bd. 1812 Beiträge geliefert: Der Philoſoph und die Sonne S. 160; „Ueber den Glauben“ (es iſt der Brief an Andres, Werke VIII, 96) S. 324 nebſt dem angehängten Oſterlied. F. Schlegel ſagt in ſeiner Rec. von Jacobi's Schrift über die göttlichen Dinge im D. Muſ. I, 82: den Anlaß zu der Schrift gab „der unter dem Namen Asmus allgemein bekannte und wegen der tiefbedeutenden Einfalt und geiſtvollen Klarheit ſeiner Denkart und Schreibart von allen denen, die ſolche Eigenſchaften zu erkennen wiſſen, verehrte M. Cl.“

und ihm von Herzen anhing. Auch als der Baum der evangelischen Theologie wieder frische und tiefgehende Wurzeln schlug, sah Claudius dem neuen Werden ebenso theilnehmend zu, als er selbst von dieser Richtung willkommen geheißen wurde. Ueber Schleiermacher soll er einen Aufsatz geschrieben, dann aber vernichtet haben; auf A. Neander, der seine Schulzeit in Hamburg zubrachte, hat er sogar unmittelbar persönlich eingewirkt. Kurz vor seinem Abgang zur Universität trat der junge Neander, jüdischer Eltern Kind, in Hamburg (1806) zum Christenthum über, nicht ohne den Einfluß der tiefsinnigen Schriften St. Martin's und der Anregungen, die er durch Claudius' Hausarzt Heyse und den Boten selbst erfahren. Acht Jahre später, als er bereits einige Zeit an der neu gegründeten Berliner Universität mit Erfolg und Segen gewirkt hatte, schickte Claudius seine beiden jüngsten Söhne, die Theologie studirten, dahin. Es hat sich ein Brief seiner Hand erhalten*, in welchem er Dank sagt für den Einfluß, welchen der junge Lehrer auf die Söhne übte.

Wandsb. 10. Oct. 1814.

„Das dachte ich nicht, lieber Herr Professor Neander, als ich in Hamburg bei Heisens als Freund von Ihnen Abschied nahm, daß ich so bald in Berlin als

* Zuerst mitgetheilt in der „deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" 1853, N. 17, S. 130.

Vater wieder zu Ihnen kommen würde; und doch — ich habe Ihnen von meiner Dankbarkeit und Liebe vor einiger Zeit durch Herrn Noodt, der nach Berlin gieng, ſagen laßen; und ich ließ Ihnen und Ihrem Collegen, dem Herrn Prof. Marheineke gerne durch einen jeden, der nach Berlin geht, davon ſagen, wenn Ihnen damit gedient wäre; aber Sie müßen ſichs doch am Ende gefallen laßen, denn ich weiß halb und halb, was meine Kinder an Ihnen haben, und da iſt es ſchwer reinen Mund zu halten: auch muß mans Niemand zumuthen.

Es iſt der klügſte Einfall, den ich in meinem Leben gehabt habe, die Kinder nach Berlin zu ſchicken. Er iſt ſo klug ausgedacht und ſo wohl gerathen, daß ich ihn auf meine Hörner nicht nehmen mag und ihn lieber der Eingebung eines wohl geſinnten Engels zuſchreibe, der etwas Gutes ſtiften und den beiden Jünglingen wohl thun wollte. Gott wird ſie regieren, daß der Sauerteig der wahren Theologie in ſeine gute Hertzen aufgenommen werde und zu ſeiner Zeit ihre drei Scheffel Mehl durchſäuere, welches zweyerley iſt.

Die in Berlin zur Verbeßerung des Cultus cet. angeordnete Commißion iſt ein Wort zu ſeiner Zeit. Möge es den Preußen hier ſo gelingen, wie bei der Befreiung von Deutſchland. Aber die Feinde ſind hier nicht ſo handgreiflich, und die Blüchers halten hier mehr hinter dem Berge. Es iſt wohl ohne Zweifel, daß unſer Luther, in ſeinem Eifer gegen Pabſt und Katholiken, zu viel aufgeräumt habe; daß er auch da über Bord ge-

worfen, wo etwas wahres im Grunde, aber überladen und krumm und verdreht war, und er nur hätte abthun und grade und zu Recht beugen ſollen. Und ſolcher Fälle möchte es mehr als Einen geben. Selbſt von der Meße ſcheint es ſchwer zu glauben, daß die ſich durchaus nicht auf irgend etwas Wahres gegründet hätte, ich bin darüber nicht im Reinen, und möchte mich gerne darüber belehren laßen; aber daß ein tägliches Brodt und Frühſtück, wenn man es mit Ehren haben kann, für alle Partheien, die es in Ernſt meinen, wünſchenswehrt und nöthig wäre, kann wohl nicht bezweifelt werden.

Grüßen Sie ſich ſelbſt, lieber Herr Profeßor, und unſern Nicolovius verbindlich. Auch bitte ich Sie, unbekannterweiſe, wie man ſagt, Ihren Herrn Collegen verbindlich zu grüßen.

Für Ihre Frau Mutter und Schweſtern gibt meine Frau, der die Söhne erzählt haben, viele freundliche und herzliche Aufträge. Aber mag ſie gelegentlich ſelbſt dazu thun; ich habe vor meiner Thür zu fegen.

Leben Sie wohl, lieber Herr Profeßor Neander, und Gott ſey mit Ihnen!

Aus der Mitte ſolcher Geſinnungsgenoſſen iſt auch in dieſer Zeit die erſte gerechtere und tiefere Würdigung der Werke des Asmus hervorgegangen. Dem Bibelüberſetzer Johann Friedrich von Meyer gebührt das Verdienſt,

den Geiſt des Boten verſtanden und gedeutet zu haben*. „Seit vierzig Jahren, ſagt er u. a., wandelt nun der Bote in ſeinem Dienſt umher, beſchleicht die großen Händel der Menſchheit als einer überſinnlichen Erſcheinung, beobachtet den Zeitlauf als einen Auswuchs der Ewigkeit und berichtet und weiſt zurecht, daß man den rechten Weg nicht verfehlen möge. Er ſchritt der Zeit nach, weil er ſie erleben mußte; er ſchritt ihr voran, weil er, des Landes kundig, ihre Krümmen wahrnahm.“ — „Die Humoriſten ſind wie die geſegneten Winde, welche die Luft fegen und reinigen. Sie ſchnurren uns um Naſe und Ohren, daß man faſt verdrießlich wird; aber wenn ſie eine Zeitlang geſchnurrt und gepfiffen haben und man ſich wieder beſinnen kann, ſo merkt man, daß es zur Geſundheit der Lebendigen gedient hat, und ſichs nun noch eins ſo friſch und frei athmet. Beſonders wenn ſie nicht immerfort Spaß machen, weil der Menſch nicht gemacht iſt, um immer gerupft und geſchüttelt zu werden, und die Luft nicht, um immer in Unruhe zu ſchwanken, und die Schreiberei nicht, um immerfort zu lachen. Führt aber gar der Wind Urſtoffe des Lebens aus Eden bei ſich und bläſt einen überirdiſchen Odem uns in Naſe und Lungen, dreimal geſegnet iſt er dann, und hat mehr denn blos elementariſche Kraft oder ſeeliſches Erregungsvermögen. Er kann dann auch ſchauerlich und zerſtörend

* In der ſchon oben S. 234, Anm., erwähnten Rec. des 8. Thls.; auch in den „Kritiſchen Kränzen“ wiederabgedruckt.

wirken, weil er das Verwesliche angreift und den Kampf des Lebens mit dem Tode rege macht." — „Seine Erscheinung zielte von Anfang her auf etwas ungleich Wichtigeres als Zwergfellserschütterung. Und dabei blieb sie fest. Nur daß er sein Aeußeres in der allmählichen Folge seiner Schriften mit seinen Lebensaltern und mit der Welt etwas verwandelte, nach den Stimmungen und Zuständigkeiten jener und nach den Begebenheiten und Bedürfnissen dieser. Anfänglich tritt er auf als ein junger Mann, dessen Gemüth durch eigene Leiden und den Anblick des Erdenjammers das Gleichgewicht verloren hat; er sucht dieses wieder zu erringen, indem er sich mit Scherz und Muth gegen seine eigne Empfindlichkeit waffnet, sich das Vaterland und die Häuslichkeit behagen läßt, in wichtigen wissenschaftlichen Werken forscht, die auf das Ganze der Menschheit Bezug haben, und während er uns mit dem Allem unterhält, zugleich die Unreinen erschüttert und die Reinen in bessere Welten trägt."

Aber der stille Feierabend des müden Greises wurde laut und heftig unterbrochen durch die schweren Kriegsereignisse, die auch Wandsbeck umdrängten. War auch seine überwiegende Theilnahme andern Dingen als den Weltverhältnissen zugewandt, so lag doch in dem geschichtlichen Gang jener Zeit zu viel Inhalt, der auf das Höchste Bezug hatte, als daß er sich dagegen hätte abschließen können. Er hatte noch ein Auge für den sittlichen Reinigungsprozeß und die Keime religiöser Erweckung, die

unter dem Drucke der Napoleoniſchen Herrſchaft ſich regte. Er ſpürte, der erfahrene Arbeiter im Weinberge, wie der Boden locker wurde und willig, das verſchmähete Samenkorn in ſich aufzunehmen. Zur Abſchüttelung des Jochs irgend durch Wort, Rath und That beizutragen, das freilich litten ſeine Natur und ſeine Jahre nicht, das überließ er jüngeren und rüſtigeren Händen wie ſeinem Schwiegerſohn Perthes. Aber als dieſer zur Förderung der ſittlichen Wiedergeburt unſres Volks gerade in der allerelendeſten Zeit durch Herausgabe des leider ſo bald zum Schweigen gebrachten Vaterländiſchen Muſeums (1810) ſein Scherflein beitragen wollte, war auch der Bote bereit zum Mitarbeiten und ſteuerte mehrere Aufſätze bei *. Aber Politik war nicht darin, er griff tiefer, dem Volk griff er ans Herz und aus der Quelle alles Lebens, hoffte er, werde Gott wieder lebendige Ströme in ihm wecken.

Gegen Ende des Jahres 1810 wurde Hamburg eine franzöſiſche Stadt; ihre Befreiung im März 1813 hatte keine lange Dauer, ſchon am Ende des Mai rückten die Franzoſen unter Davouſt in die von dem ruſſiſchen Obriſten von Tettenborn nur ſchwach vertheidigte Stadt. Claudius' Schwiegerſohn Perthes, der mit an der Spitze der Bürgerbewaffnung geſtanden hatte, entrann

* Von ihm ſind außer dem Gedicht „Sterben und Auferſtehn" (im I. Heft, S. 114), die proſaiſchen Stücke „Doctor Luther von der Kinderzucht" (Heft 2, S. 197 folg. und „Geburt und Wiedergeburt" (Heft 4, S. 446 folg.). —

kaum der Gefangenſchaft und dem Rebellentode durch Henkershand. Und ihrem Mann folgte bald Karoline Perthes, die ſich kurz zuvor mit ihren Kindern nach Wandsbeck, auf däniſchen Boden, zu ihren Eltern gerettet hatte. Sie fuhr von dort mit ſieben Kindern, zudem ihrer Niederkunft nahe, auf einem offenen Korbwagen ins Holſteiniſche. „Es war ein gewaltiger Abſchied“, ſchreibt ſie an ihre Schweſter Anna Jacobi „meine Mutter war außer ſich, mein Vater tief bewegt, die Kinder weinten laut, ich ſelbſt war wie verſteinert und konnte nichts als ohne Unterlaß ſagen: nun in Gottes Namen!“

Aber ihr Vater ſollte ſelbſt bald nachfolgen. Dänemark, von England mit ſeinem Allianzantrag zurückgewieſen, war ſeit dem Juni 1813 mit Napoleon im Bunde, — das däniſche Wandsbeck alſo für die an der Niederelbe kriegführenden Alliirten ein feindlicher Ort. Claudius hielt es deshalb für gerathen, noch vor Ablauf des Waffenſtillſtandes, der vom Juni bis in die Mitte des Auguſt den Fortgang der Kriegsereigniſſe unterbrach, in Holſtein eine ſichere Zuflucht zu ſuchen. Dreiundſiebzig Jahre alt mußte er ſo das Haus und den Ort, mit welchem er ſeit faſt einem halben Jahrhundert verwachſen geweſen war, verlaſſen und irrte, ſeiner Einnahmen beraubt, an verſchiedenen Orten umher. Zuerſt ging er mit ſeiner Frau zu einem Prediger in Weſtenſee, einem Dorfe am See gleichen Namens, in unmittelbarer Nähe von Emkendorf gelegen, wo ſie nach brieflichem Ausdruck

„nicht wie Emigranten, ſondern wie Reichsritter wohnten;“ von da nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Lütjenburg (öſtlich von Kiel) zu ſeinem Bruder, dem Arzt und Phyſikus Chriſtian Detlev Claudius. Vermuthlich an erſterem Orte erhielt der Bote durch Vermittlung des Kaufmanns Gisbert v. d. Smiſſen in Altona, eines frommen Mennoniten, von ungenannten Freunden aus Elberfeld eine Geldſumme zur Aushülfe in der Noth*. Seine Antwort d. d. 7. Sept. 1813 hat ſich erhalten:

„Es iſt umſonſt, ſchreibt er, daß Ihr frühe aufſteht, und hernach lange ſitzet und eſſet Euer Brod mit Sorgen, denn ſeinen armen Sündern gibt Er es ſchlafend. Ich habe den Wechſel aus Elberfeld, groß Bco. ℳ....., den Sie unterm 31. Auguſt an mich geſchickt haben, richtig erhalten, nehme die Hülfe mit Dank kurz und gut an und habe es keinen Hehl, daß ſie mir unter den dermaligen Umſtänden ſehr zur gelegnen Zeit kommt; der Mann aus Elberfeld hat ſich nicht genannt und will meinen Dank nicht, er hat ihn aber deſto gewiſſer auf andrem Wege.

Freilich das Ende und Reſultat der jetzigen phyſiſchen und moraliſchen Gährung dürfte ich wol nicht erleben, und es wird intereſſant und wichtig ſein ſie zu erleben und Gott hinten nach zu ſehn; doch muß ich mich dar-

* Vielleicht die Summe von mehreren 100 Thalern, von der Voß in Paulus' Sophronizon I, 3. S. 59 ſpricht?

über tröſten; am Ende iſt und bleibt auch der Menſch ſelbſt die Haupt-Sache für ſich, und es mag wol viel Unheil in der Welt daher entſtanden ſein und entſtehen, daß man ſich mehr um andre, als um ſich ſelbſt bekümmert hat; auch haben wir mit uns ſelbſt genug zu thun, und mehr als wir beſtreiten können, wenn uns der Stiller unſres Haders nicht zu Hülfe käme — doch Gott ſiehet den Willen an, wenn er ernſtlich iſt, und er zieht, wie Hamann* ſagt, den Ernſt eines erſtickten Seufzers dem Nieren-Fett der Chorſänger vor."

Anfangs November ſiedelte er nach Kiel über, wo er mit ſeiner Tochter Karoline und ihren Kindern wieder vereinigt wurde. Aber beide lebten in drückender Noth, und als im Januar 1814 Kiel mit Schwediſchen Truppen überfüllt wurde, zog er nach Lübeck über, wo er bis zum 8. Mai 1814, dem Tag der Rückkehr nach Wandsbeck blieb. Er verkehrte dort viel mit dem Pfarrer Geibel, dem Vater des Dichters, in deſſen Hauſe ſeine Tochter Trinette längere Zeit lebte. Aber ſeine dürftige Lage dauerte fort. Es waren ſchwere Prüfungen für den alten ehrwürdigen Mann. „Wir ſind hier ſo weit wohl", ſchrieb er aus Lübeck an ſeine Tochter Karoline, „wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und Canapee ſtehen, dann aber auch ſo wenig Raum übrig iſt, daß ein Menſch ſich kaum umwenden kann. Wir kochen ſelbſt Grütze und Kartoffeln, nur iſt die Feuerung übertheuer.

* Aus d. Kreuzz. eines Philol. (Ausg. v. 1762) S. 56.

Aus der Zeitung werdet ihr erfahren haben, daß Wandsbeck in der Alliirten Händen iſt. Fritz iſt dort und hält Haus und hat die Kuh verkauft. Im Keller ſieht es aus, ſchreibt er, wie vor der Schöpfung, wüſte und leer.“ — „Wir wohnen itzo“, ſchrieb er einige Wochen ſpäter, „in einem größeren und man kann ſagen großen Zimmer, aber es iſt ſehr kalt und unſere Kräfte reichen nicht zu, es warm zu machen und zu halten.“ Doch nicht in dieſen Entbehrungen, ſo ſchwer ſie für den alten pflegebedürftigen Mann waren, ja nicht einmal in der Zerſtreuung aller ſeiner Kinder und der Verwüſtung ſeines Wandsbecker Hauſes beſtand ſein Hauptleiden. Mehr bekümmerte ihn die Schickung, daß Dänemark im Kampf mit ſeinem deutſchen Vaterland war, daß ein Sieg der guten Sache, für die ſein Schwiegerſohn litt und ſich abmühte, die auch ihm die gute war, ſeinen geliebten König und Herrn aufs Haupt ſchlagen mußte. Über dieſen ſittlichen Zwieſpalt kam er nicht hinaus, er war und blieb gebrochen. Denn er hatte gegen ſeinen König, der ihm früh als Kronprinz unaufgefordert wohlgethan, ihm ein Amt gegeben und ſich vielfach freundlich gegen den Dichter bewieſen hatte, ein Gefühl wie das der alten Lehnstreue. Auch die Leier rührte er noch in alten Tagen für ſeinen Herrn, ſelbſt da wo ſie nicht mehr zum beſten geſtimmt war, wie in dem Geburtstagslied 1812 nach der Melodie des Schiller'ſchen Reiterlieds*. Dies per-

* VIII, 25. Weit beſſer und mit wirklich poetiſchen Stellen iſt ſein Lied auf den Tod eines jungen Prinzen VI, 52. S. ob. S. 240, folg.

ſönliche und gewiß nicht unberechtigte Gefühl hinderte ihn, ſein friſches Jugendlied „Ich bin vergnügt, im Siegeston“ u. ſ. w. in dieſem letzten und größten Sinn ganz frei anzuſtimmen.

Noch einmal hatte er wenige Monate vor ſeiner Heimkehr von Lübeck aus in der Angelegenheit, die damals alle Welt bewegte, in der großen vaterländiſchen Sache ſeine treue Stimme erhoben. Es iſt ſein letztes Wort an ſeine deutſchen Glaubensgenoſſen, — die Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, mit dem Mottto: „Moſes ſprach zu Gott: Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe! 2 Moſ. 3, 11“*. — „Deutſchland“, hebt das Flugblatt an, „hatte ſeiner Ahnen-Tugenden vergeſſen; der Geiſt der alten Biederkeit, der Bruder-Treue und Mann-Kraft war gewichen, und Irreligioſität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten — und ſo ward einem unternehmenden Nachbar möglich, was ihm ſonſt unmöglich geweſen wäre. Er trat kühn einher, zerbrüderte, überwand, unterjochte und theilte den Raub aus — und unſre freyen Brüder ſahen dem zu und ließen mit ſich als mit Schwächlingen und Sclaven ſpielen. — Deutſchland hatte ſeiner Ahnen-Tugenden vergeſſen und ſchlummerte tief und weit und breit.

Als aber eine edle Stimme aus Norden es weckte,

* Zuerſt beſonders gedruckt Lübeck 1814, jetzt in den Werken am Schluß des achten Bandes.

beſann es ſich ſein; der alte Muth erwachte; groß war die Menge der Helden — und die vereinte Kraft und Weisheit machte dem Unfug ein Ende. Und wie ſie ſich dadurch bis daher um Deutſchland unſterblich verdient gemacht, ſo werden ſie ihr Werk vollenden, bekehren, belehren, die Gerechtigkeit wieder ehrlich machen und uns und unſren Nachkommen Ruhe und Sicherheit für die Zukunft erkämpfen.

Doch das koſtet und hat gekoſtet. Deutſchlands Berge und Thäler trieſen von Blut, ſeine Ebenen ſind mit Leichen bedeckt, ſeine Städte und Dörfer liegen öde und verwüſtet, und die Einwohner ſind entflohen und irren verlaſſen und traurig umher.

Es bleibt dem Edelmuth und der Rechtlichkeit der Fürſten und Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für Vaterland und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waiſen zu verſorgen, die Flüchtigen zu ſammeln, die öden und verwüſteten Städte und Dörfer herzuſtellen und das gethane und geſchehene Böſe, ſo viel möglich, wieder gut zu machen.

Das Alles iſt indeß nur ein Theil der ihnen von Gott anvertrauten Sorge, und bei weitem der geringere.

Wir gehen zwar hier auf Erden in Fleiſch und Bein einher; aber wir ſind nicht Fleiſch und Bein.

„Der Menſch iſt unſterblich!“ — und hier iſt der Bote nun auf ſeinem eigenſten Gebiet, nun hat er Land unter ſich und redet von da aus Fürſten und Völkern ins Gewiſſen, von dem Einen, was ihnen allen

noth thue. Er hält ihnen aus der Inbrunſt der Liebe eines alten treuen Dieners, der bald ſeinen Mund ſchließt, das Bild des Heilandes vor und möchte ſo gern das Blatt der Weltgeſchichte, das ſie kaum erlebt, zu einem Blatt der Heilsgeſchichte für das Ganze wie für das einzelne Herz erheben. Hatte doch, als die Fluthen dieſer großen Zeit ſich verlaufen, jeder höher geſtellte Geiſt für ſein Volk etwas auf dem Herzen, und was ihm das Höchſte war, wollte jeder dem Vaterlande ſo gern zuwenden; — war es die Freiheit, die Einheit, die heilige Allianz, eine moraliſche Erneuung, eine lebendigere Jugenderziehung oder war, wie bei Manchen, die Herſtellung alles alten eben wieder neu genug. Auch der Bote vertrat ſeine Herzensſache, er erkannte mit ungeſchwächtem Seherblick in der mächtigen Zeit die ſtrafende und mahnende Bedeutung wie die Verheißung und Hoffnung. Als ſchon ſein Sinnen und Hoffen faſt ausſchließlich auf eine andre Welt gerichtet war, konnte er noch einen ahnenden Scheideblick auf die Welt, die er verlaſſen ſollte, werfen. Auch er hatte ja den Samen ſtreuen helfen, der nun aufgehen ſollte. So ſagt er*: „Vielleicht iſt ſeit der Einführung des Chriſtenthums keine Zeit geweſen, wo der Acker ſo gut und ſo weit und breit zugerichtet war, als zu dieſer unſrer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und, weil gelindere Mittel nicht helfen wollten, ſtrengere und eine allgemeine Züchtigung zugelaſſen.

* VIII, 211.

Der Krieg hat die Güter, an denen das Herz gehangen und von denen es in Güte nicht laſſen wollte, mit Gewalt genommen; dem Dünkel den Muth gebrochen; die Menſchen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt; er hat ſie empfänglich gemacht und „was darf es mehr, als empfänglich zu ſein, um zu empfangen und glücklich zu werden?“ — Dieſe gebrochene Bahn ſollen nun Fürſten und Vorgeſetzte nach ihrem Beruf durch Sorge und Beiſpiel, mit Rath und That nützen. Dann würde, heißt es im Schlußwort, auch dieſer Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth ſein, die würde offenbart werden.

„Und Ihr, Ihr Traurige und Betrübte, die Ihr, nahe und ferne, troſtlos ſteht und über Euren Verluſt, über Eure Söhne, Eure Freunde und Geliebte weint, verzaget nicht! Und wenn der Troſt, daß ſie für Freiheit und Vaterland gelitten haben und geſtorben ſind, Euch nicht tröſten kann; hier iſt eine Ausſicht, die über Tod und Grab und über Alles, was irdiſch iſt, erhaben und Eure Thränen trocknen kann.“* —

In Wandsbeck fand Claudius bei ſeiner Rückkehr Alles im Argen. Hunderte von Soldaten hatten unter ſeinem Dache gehauſt; das Wandsbecker Schloß war eine Zeitlang der Sommerſitz des Marſchalls Davouſt

* Im Juni 1814 dichtete er das bekannte, den Werken aber nicht einverleibte achtſtrophige Feierlied zur Rückkehr der Hanſeaten nach Hamburg: „Wohl auf Kameraden, vom Pferd, vom Pferd u. ſ. w. —

geweſen, wo er mit zahlreicher Suite auf fürſtlichem Fuß lebte. Doch erhielt Claudius ſeinen Gehalt wenigſtens nachgezahlt, und bald ließ ſich der alte Zuſtand äußerlich wieder herſtellen. Aber recht froh ward er ſeines alten Wohnortes nicht mehr. Das Alter war für ihn wirklich eine Krankheit, und ſein zarter Körper dem innern und äußern Tumult der letzten Jahre nicht mehr gewachſen.

Im Sommer und Herbſt 1814 wurde Claudius vielfach durch körperliche Beſchwerden geſtört, doch feierte er noch beſonders fröhlich und eigenthümlich ſeinen letzten Geburtstag am 15. Auguſt 1814. Am ſpäten Vorabend erſchienen ſeine vier Söhne aus der Ferne zur freudigen Überraſchung des Vaters. Der älteſte war Prediger in Sahms im Lauenburgiſchen und nicht lange verheirathet; der zweite Prokurator in Lübeck, die beiden jüngſten Berliner Studenten. Mit Ausnahme von zwei Töchtern hatte er ſo noch einmal ſeinen ganzen Kinderkreis und eine kleine Schaar von Enkeln um ſich. Zahlreiche Freunde kamen und grüßten; die muſikaliſche Fertigkeit der Söhne diente noch einmal zum Schmuck des Feſttags. Bald danach verſchlimmerte ſich der Zuſtand des Vaters, und er gab endlich in den erſten Tagen des Dezember den dringenden Bitten ſeiner Tochter nach und zog, um ſeinem Arzt, dem Dr. Heyſe näher zu ſein mit ſeiner Frau zu ihr nach Hamburg*. „Papa iſt müde

* Es iſt natürlich, daß meine Hauptquelle für Claudius' Ende die Darſtellung in Fr. Perthes' Leben II, 52 folg. iſt, die auf

und matt, ſchrieb ſeine Tochter Karoline kurz nach ſeiner Ankunft, doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er ſo leidensfrei iſt. Er iſt ſo ruhig und freundlich, ja man möchte ſagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir iſt, nicht zu Worte kommen laſſe." Bald entſchied es ſich, daß es zum Sterben ginge, aber noch ſieben lange Wochen wehrte ſich der Körper gegen ſeine Auflöſung, und dieſe Zeit war für ihn eine Zeit des Dankes und faſt ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute ſich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, des Anblicks ſeiner Rebekka, ſeiner Kinder und Enkel; auch ſorgte er täglich dafür, daß die Abweſenden Nachricht bekämen. Einmal rief er ſeine Tochter Karoline Nachts an ſein Bette und ſagte: „ich muß die Nacht zu Hülfe nehmen, denn der Tag iſt wahrlich zu kurz, um dir zu danken, liebes Kind". Nach einer beklommnen halben Stunde ſagte er zu Perthes: „ja, lieber Perthes, gut geht es, aber nicht angenehm"; dann ſprach er von der ſauern Arbeit, die ihm bevorſtände, aber er habe einen ſtarken Helfer neben ſich und verlaſſe ſich auf Gott.

Der 21. Januar 1815 war ſein Todestag.

Von ſeinem Sterben ſelbſt ſollen uns die ſchmerzlich beredten Worte der Augenzeugen, ſeines Schwiegerſohns

Briefſtellen und getreuer mündlicher Überlieferung beruht. Den Brief von Perthes an Jacobi, aus welchem jene Darſtellung ein Auszug iſt, habe ich ganz benutzen können.

Perthes und ſeiner Tochter Karoline berichten. Perthes ſchrieb bald nach dem Tode an F. H. Jacobi:

„Unſer geliebter Wandsbecker Papa iſt nicht mehr unter uns; neben mir liegt ſeine entſeelte Hülle.

Er hat einen harten und langen Kampf zu beſtehen gehabt. Schon ſeit acht Tagen war die Auflöſung der materiellen Theile eingetreten, während die kräftige innere Organiſation in geſunder Arbeit fortwirkte und das eigentliche Weſen des Menſchen unverletzt blieb. So konnte er denn Grad für Grad das Abſcheiden ſeiner ſelbſt bemerken. — Ohnerachtet aller Leiden, die ſeine zarte Natur äußerſt ſchmerzhaft empfand, war er unausgeſetzt voll Liebe und Dankbarkeit gegen alle ihn Umgebende. Viel betete er, daß durch Schmerz ihm die Verſuchung nicht zu ſtark werden möchte. Am Donnerſtag dem 19. begann der eigentliche Todeskampf. Die Aerzte wollten ihm nicht 6—12 Stunden Leben mehr geben; er konnte aber immer das Räthſel der Trennung, welches er ſcharf ins Auge gefaßt hatte, nicht gelöſt finden und er ſagte mehremal: „Mein ganzes Leben habe ich auf dieſe Stunde ſtudirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden ſoll.“ Abwechſelnd dauerte dieſer Zuſtand zweimal 24 Stunden. Er betete unaufhörlich, ſah auch gerne, wenn Umſtehende beteten, aber laut mochte er es nicht haben, auch nicht, daß man ihm zuſprach. — Den 21. Morgens 10 Uhr wurde der Todeskampf noch ernſtlicher und er fühlte das Ende näher kommen. Er betete nur noch: „Führe mich nicht in Verſuchung und erlöſe mich

von dem Uebel.“ Um 2 Uhr wußte er das Ende bestimmt, ließ sich auf eine Seite legen und den Schweiß abtrocknen, — — sagte eine Minute darauf einigemal: „gute Nacht! gute Nacht!“ — dann versagte ihm die Sprache. Noch einmal schlug er die Augen groß und hell auf. Dann sah er noch segnend nach Rebekka und wollte weiter sehen, aber die Augen versagten ihm.

Er that drei starke Athemzüge und verschied. —

Sein Leichnam ist merkwürdig anzusehen: so müde und satt, befriediget vom Irdischen und dabei noch im Obertheil des Kopfes die großen, schönen, menschlichen Formen und um den Mund noch die Fülle der Liebe. — Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig — die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick. Das was er hoffte, eine besondere Hülfe von Oben, ein heller Blick ins Übersinnliche wurde ihm nicht zu Theil, aber er beharrte im Glauben darin felsenfest. Sein Glaube war auf die Überzeugung des tiefsten Geistesgrundes gebaut.

Seine Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm eigen bis zuletzt, und darüber lassen sich die liebenswürdigsten Züge bemerken. Er ist sorgenlos gestorben, ja wahrhaft reich, denn noch stand ihm, wie immer, das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebot. —

Am 25. heute Morgen haben wir den lieben Papa in Wandsbeck begraben; gestern legten wir Kinder ihn in den Sarg — kein Fremder hat ihn berührt — so wollte er es. Ach wie wenig ist von ihm noch geblieben

— unglaublich zart war der Mann von Körperbau. — Wir fuhren bis vor ſein Haus, an der Grenze empfing ihn der Wandsbecker Paſtor und die Schule — das Haus war ganz leer, weil die Kinder in Hamburg geweſen waren, nur die Schwäger waren darin. Es war das Rührendſte meines Lebens — ſo dies Haus und davor die Leiche dieſes Mannes auf der Bahre. Von da gingen wir Alle nach der Kirche, hier hielt Schröder* eine dem Verſtorbenen ſehr gemäße Rede und nachher an der Gruft noch ein Gebet!

Er ruht neben der ihm längſt vorangegangenen Tochter." — Jetzt bezeichnet ein einfaches gußeiſernes Kreuz mit der Aufſchrift aus Joh. 3, 16 — „Alſo hat Gott die Welt geliebt" u. ſ. w. — die Stelle, wo er ſeinen Botenſtab niedergelegt hat.

Karoline Perthes ſchrieb an ihre Freundin Peterſen zwei Monate ſpäter: „Am Liebſten ſchreibe ich Dir von meinem ſeligen Vater. Mit Augen habe ich es nun geſehen, daß der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht iſt deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet und daß dieſer blinde Glaube für ſich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angſt und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernſten Augenblick des Überganges bei hellem und vollem Bewußtſein. Ich bin auch für mich überzeugt: wir müſſen glauben, wir müſſen wagen, denn die Götter leihen kein Pfand. Mein Vater hatte ſich

* Claudius' Schwiegerſohn.

immer geſehnt, immer gehofft, ich möchte ſagen in jedem Augenblicke ſeines Lebens ſich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte und wiſſende Mittheilung Gottes, die ihm dieſen dunkeln und für ihn ſehr grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen ſollte. Er ſagte mir noch den Tag, ehe er ſtarb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menſchen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis ans Ende, und ſie ſind ihm nach unſerer Aller Überzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben und fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm ſehr ſchwer und ſauer wurde und über ſechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, ſagte uns, wie weit es ſei, ſchon einige Minuten bevor wir es an ſeinem Körper wahrnehmen konnten, und rief zuletzt: „nun iſt es aus“, wendete ſeine Augen, die er ſchon mehrere Minuten groß offen immer nach dem Himmel gerichtet hatte, noch einmal nach der Seite hin, wo meine Mutter ſtand, ſchloß ſie und war todt. Es läßt ſich hiervon wenig mittheilen, am wenigſten ſchriftlich. Er iſt aber gewißlich wie ein großer Menſch und Mann geſtorben und ich möchte es jedem Menſchen, der ernſtlich über ſich und ſeinen Zuſtand nachdenkt, gönnen, an dieſem Sterbebette geweſen zu ſein. Schwer iſt dieſer Schritt, aber größer, wie man begreifen kann, iſt es, ihn in dieſer Weiſe zu thun.“

Barthold Niebuhr, der Claudius ſchon in den neun

ziger Jahren als junger Menſch geſehen hatte, ein Mann, der in ſeiner Lebensüberzeugung eher Jacobi nahe ſtand als dem Boten, aber in ſeiner Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit Organe zu deſſen Würdigung beſaß, Niebuhr antwortet ſeinem Freunde Perthes auf die Todesnachricht*: „Wenig wie ich Ihren ſeligen Schwiegervater gekannt, laſſe ich nicht vielen den Anſpruch einer zärtlicheren Liebe für ſeine Werke, die er ſelbſt waren, zu. Er war einer der Allererſten, dem Werth nach, unter jener Klaſſe der Innigen, ſtill und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unſrigen vorherging. Sie wird nicht erſetzt werden, und ſtirbt allmählich ganz aus. Unſer Beruf iſt ein ſtürmiſcherer, und das Zeitalter der Dichter iſt für uns vorüber. Es ſcheint als ob die Vorſehung im Deutſchen heftigere Leidenſchaftlichkeit entwickeln will, und eben dadurch größere Kraft; daraus aber entſtehen auch bittere und heftige Gefühle, und friedliche ſind uns ſchwerlich mehr beſchieden.“

Eine andere nachrufende Stimme iſt die ſeines alten Dichtergenoſſen und Freundes, des Grafen Fr. L. Stolberg. Er feiert in ſchönen Worten das „Andenken des Wandsbecker Boten“**:

* Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr II, 134. d. d. 11. Febr. 1815.

** Zuerſt im Frauentaſchenbuch v. J. 1819. S. 115. Dann in den geſ. Werken der Brüder Chr. und Fr. Leop. Grafen zu Stolberg (1821) II. 326.

„Der Bote ging in ſchlichtem Gewand,
Mit geſchältem Stab in der biedern Hand,
Ging forſchend wol auf und forſchend wol ab,
Von der Wiege des Menſchen bis an ſein Grab.
Er ſprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu ſeyn,
Und ſahn ſie ſein redliches ernſtes Geſicht,
So zürnten auch ſelbſt die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.
Nun ruhet er ſelbſt in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und ſammelt die Ernten des Säemanns ein!
Er ſä'te das Wort und ſein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, ſpendet ihm Blumen auf's einſame Grab
Und ſchauet getroſt in die Ruhſtätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünſchen ſein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt."

Dieſe, ſeine treue Rebekka, ſtarb am 26. Juli 1832; von ſeinen Kindern leben gegenwärtig noch vier; in den beiden letzten Jahren allein hat der Tod drei von ihnen abberufen. Aber der Geiſt des Vaters ruht wie ein Segen

auf Kindern und Kindeskindern. In ihm ſchauen ſie im Rückblick auch ihren geiſtigen Vater. Wie viele lebendige Wirkungen ſind ſchon als ſtille Sendboten von dieſem Hauſe ins weitere Leben übergegangen! Wer ſich dieſe Wirkungen wie eine geiſtige Genealogie anſchaulich macht, der bekommt die tiefſte Achtung vor der Macht des Familiengeiſtes und der Bedeutung einer Perſönlichkeit, die ſich darin abdruckt. Auch hier heißt es*:

„Wohlthaten ſtill und rein gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben;
Sind Blumen, die im Sturm beſtehn:
Sind Sternlein, die nicht untergehn."

An ſeinem hundertjährigen Geburtstag, am 15. Aug. 1840, ward ihm im Wandsbecker Gehölz, ſeinem Lieblingsſpaziergang, ein einfacher granitener Denkſtein mit Stab, Hut und Taſche als Symbolen ſeines Botenberufs geſetzt. Sein älteſter Enkel und Pathe, Matthias Perthes, ſprach dabei Worte der Einweihung im Geiſt und Sinn ſeines unvergeßlichen Großvaters**.

* Werke VII, 61.

** Die treffliche Anſprache iſt abgedruckt in der Monatsſchrift von Nitzſch und Sack 1843. 3. Heft. S. 160—168.

IV.

Rückſchau.

„Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es bloß an deinem Grabe ſagen,
Weil es die reine Wahrheit iſt." —

Werke IV, 56.

So iſt die Perſönlichkeit des Wandsbecker Boten aus dem irdiſchen Leben geſchieden, das Vermächtniß ſeiner Schriften, die ſo ganz von ſeinem perſönlichen Sein beſeelt und erfüllt ſind, iſt uns geblieben. Und ſeine Schriften ſtehen nicht blos in der hiſtoriſchen Rüſtkammer, beſtaubt und abgelebt mit ſo vielen der Werke, mit denen ſie einſtmals jung waren, ſondern gerade ſeitdem ihr Urheber die Augen geſchloſſen hat, haben ſie eine neue, zweite und blühendere Jugend angetreten. Claudius hatte richtig geahnt, daß ein andrer Geiſt aus den Wehen der Zeit hervorbrechen werde, der Geiſt, für den er gelebt, gekämpft, gebetet hatte, und es war ein Lohn von Oben für den einſamen treuen Streiter, daß er dieſe Ahnung mit aus dieſem Leben nehmen durfte.

Und war es anders möglich, als daß dieſer neue Geiſt

auch die Worte des Wandsbecker Boten dankbar auf ſeine Flügel nehmen, ſie emportragen werde in der Achtung der Sinnigen und ſie verbreiten helfe in Hütten und Paläſten? So iſt es geſchehen. Allerdings ſind das immer nur beſchränkte, aber doch gegen früher ſo viel weitere Kreiſe. Denn ſeiner ganzen Natur nach ſetzt das Wohlgefallen an Claudius einen dem Hauptinhalt ſeiner Schriften geöffneten Geiſt voraus, aber auch innerhalb der chriſtlichen Lebenskreiſe wird ſich wieder eine kleinere Gemeine ausſondern, die für ſeine Art und Kunſt, für die Form ſeiner geiſtreichen Popularität Sinn und Geſchmack hat. Mit Recht hat man geſagt, es gehöre ein Grad von Bildung dazu, um nur ſeinen Scherz zu verſtehen. Wo er aber im Familienleben einmal Platz gegriffen hat, da wird er leicht zum Liebling und wird wie ein alter guter Hausfreund weiter vererbt. In ſieben rechtmäßigen Auflagen ſind die Schriften erſchienen, eine Anzahl von Nachdrücken hat ſich der weiteren Verbreitung freundlich angenommen (Claudius hatte ſchon bei Lebzeiten mit ihnen zu ſchaffen), leicht mögen im Ganzen zwanzigtauſend Exemplare in Umlauf gekommen ſein, — in fremde Sprachen ſind ſie überſetzt worden, und während Dichter wie Wieland faſt verſchollen, ja Herder und Klopſtock wenig mehr geleſen ſind, blüht und grünt das Andenken des unſcheinbaren Mannes von Wandsbeck noch fort und fort in ſo manchen Kreiſen und Herzen. Beſonders in Holland, am Niederrhein, in Schwaben, in der Schweiz, in Holſtein, in den norddeutſchen

Hanſeſtädten, hat er noch eine Stätte treuer Anhänger.

Und ſehen wir in dieſem Vergleich mit andern Dichtern ſeiner Zeit eine Art Weltgericht, (wie es die Zeit und Geſchichte nach des Dichters Wort ja übernehmen), das die Spreu vom Weizen ſondert und zu den Akten legt, was nur in den geiſtigen Prozeß der Zeit verwickelt war*, ſo wiederholt ſich dieſe Erfahrung innerhalb ſeiner eignen Schriften. Seine Zeit, die im ganzen ſo wenig Sinn hatte für den goldnen Faden, der ſich durch all dies kleine und anmuthige Gewirr von Verſen und Proſa von Anbeginn hindurchſchlang, erhob, wie wir geſehen, beſonders die drei erſten Theile mit ihrem vorklingenden Humor, ihren Scherzen und den naturwüchſigen Liedern, während ſie dem Inhalt der folgenden gleichgültig oder ſpöttiſch den Rücken drehte; — unſre Zeit, ſoweit ſie theilnimmt, hat das Verhältniß gerade umgekehrt und ſich mit entſchiedener, oft ausſchließender Vorliebe den ſpäteren Bänden und den verwandten Stücken in den erſten zugeneigt. Sie ſucht das ewige Theil heraus und erhebt die bunten und ergötzlichen Arabesken der Einkleidung nicht über ihren wirklichen Werth.

Dieſe Nachachtung des Boten iſt immerhin eine Probe auf die Bedeutung des Beſten und Edelſten in ihm.

*Hierbei denke ich an Wieland und hundert andere Erſcheinungen des vorigen Jahrhunderts; zunächſt nicht an die beiden andern oben genannten Dichter, deren Verſchwinden aus der Lectüre der Gebildeten wol noch andre Urſachen hat.

Aber die wirkſamſte Probe freilich iſt die am eignen Herzen, wenn ein unbefangener und unverſtockter Sinn in dem ſchmalen Rahmen den reichen Inhalt aufzuſuchen verſteht, den Inhalt eines ganzen Menſchenlebens in rührender Treue abgebildet. Nur vom Leben kann wieder Leben geweckt werden.

Erſt dann, wenn ſchon durch dieſen Trunk an der Quelle eine Theilnahme für Claudius angefriſcht iſt, kann auch die Kenntniß ſeiner Lebensgeſchichte ihren rechten Dienſt thun — nämlich zum Kommentar werden für den Einblick in die Entwicklung ſeines inneren Lebens und ſeiner Lehre. Eine Auslegung von dem iſt ſie dann, was in ſich zuſammenliegt. Denn alle Poeſie und Proſa, Phantaſie und Witz, Humor und Ernſt, Glauben und Wiſſen, Myſtik und Verſtandeshelle, wie alle äußeren Lebensführungen ſchmelzen zuletzt doch wieder zuſammen zu einem Bild, zur Perſönlichkeit des Mannes. Die Betrachtung kann die einzelnen Seiten ſondern, die Liebe und das innerſte Verſtändniß wird ſie wieder binden. Indeß ſtatt hier mit einem überſichtlich zuſammengefaßten Lebensbild zu ſchließen, das an Wiederholungen leiden müßte, beſchränke ich mich auf einige Hauptpunkte, in denen ich die Miſſion des Wandsbecker Boten an ſeine und theilweiſe (inſoweit ähnliche Vorausſetzungen gegenwärtig ſich wiederholen) auch an unſre Zeit erkenne.

Claudius gehört zu den begnadigten Geiſtern, die weſentlich bauende Kräfte beſitzen und ausüben. Er half zwar ſchon bei ſeinem erſten öffentlichen Hervortreten auch

zerſtören und einreißen, damals vielleicht vorzugsweiſe, als Sturmläufer gegen Formalismus, Unnatur, franzöſiſchen und klaſſiſchen Götzendienſt — aber er war verneinend nicht aus Verneinungsluſt, ſondern nur aus dem tiefen unbewußten Trieb eines lebensfähig Neuen, was er in ſich trug — das friſche Grün unter dem welken Laub der erſtorbenen Zeit — er ſträubte ſich gegen die modiſche Geſetzlichkeit in Literatur und Leben, weil es eine falſche war, aus der Ahnung eines höheren Geſetzes, das in ſeinem Geiſte arbeitete. Er war eine bejahende, im Grunde ſeines Weſens poſitive Natur. Das neue Geſetz aber, das er in ſich trug, war zugleich das uralte der geoffenbarten Wahrheit. So lange ſie wie verſteckt und unbewußt in ihm lag, konnte er in harmloſer Verbrüderung mit der jugendlich-kühnen Dichterſchaar der Sturmzeit gemeine Sache machen; als aber jene Wahrheit wach in ihm wurde, da forderte ſie den ganzen Menſchen, da ſprengte ſie die Schranken einer Dichteranſchauung, der Dichtungsformen, der ſchöngeiſtigen Entwicklung und ſtellte aus ihrem Weſen eine neue Schranke für ihn auf als heilſame Gebundenheit ſeines inneren Lebens.

Damit hebt die höhere und eigentliche Miſſion des Boten an. In ihr kommt es nicht auf Zahl und Größe der Werke an, die gerade hier leicht zu „guten Werken“ führen könnte, — und der Vorwurf der Thatloſigkeit muß wol verſtummen, wenn der Bote wirklich und mit Erfolg an der größten That, an der inneren Beglückung

der Brüder mitgearbeitet hat. Hier ist der Gedanke Leben und das Wort ist That. „Glücklich, sagt Hamann*, ist der Autor, welcher sagen darf: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark! — aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, — der die Welt nicht werth war."

Er war ein Bote der alten frohen Botschaft und den Verirrungen der Zeit gegenüber ein treuer Beobachter, Wecker, Mahner — das gute deutsche Gewissen. Wie ein Vorhof und Heiligthum zugleich erscheinen uns seine Schriften; auf der kleinen Dorfkapelle, in der die helle reine Glocke seiner Lieder klingt und lockt zum freien Gottesdienst, erhebt sich weithin sichtbar das Kreuz.

So ging er als Bote der vergessenen und verachteten Wahrheit unter die einseitigen Anbeter der schönen Literatur; aber nicht minder hielt er der legalen Orthodoxie die Lehre und das Beispiel persönlicher Frömmigkeit, die da Liebe und Freiheit wirkt, als einen Spiegel vor; als Bote trug er das Wort vom Kreuz in das Lager der neumodischen Theologie und suchte unter der blendenden Zeitaufklärung die muthlosen und verschämten Armen im Geist auf. Aber auch an den weltscheuen Pietismus enthielt sein Leben eine aufmunternde Botschaft, und endlich war er ein Friedensbote in den Hader der Kirchen und Konfessionen.

Zu Grunde lag aber immer der Mensch selbst und

* Vorr. z. den Kreuzz. des Philol. Die Schriftstellen stehen 2 Kor. 12, 10. Hebr. 11, 38 u. 12, 1. —

ſeine innere Noth, und wo er bei dieſem Nothſtand ſtatt dem Gefühl der Ohnmacht dem ſicheren Hochmuth im Herzen begegnete, da war ſein Mitleid nur deſto größer.

Denn er wußte, daß die Demuth der „Grundſtein alles Guten iſt, daß Gott auf keinen andern baut.“

Dieſen allgemeinen Stand betont er vor den beſonderen Ständen und Richtungen, die ich eben genannt habe; — alle dieſe ſind ihm erſt das zweite, ſekundäre, die erſte große Hauptangelegenheit und einzige Lebensfrage des Menſchen bleibt ihm das Suchen der Wahrheit. „Die läßt ſich mit Gewalt nichts nehmen, und dringet ſich Niemand auf; ſie theilt ſich aber mit, mehr oder weniger, wenn ſie mit Demuth und Selbſtverläugnung geſucht wird, „mit Furcht und Zittern“ ſagt der Apoſtel!“*

Da dieſe Aufgabe zu allen Zeiten und für alle Menſchen dieſelbe bleibt, ſo können wir hierin von ihm als von einem Manne, „der die Sache verſucht hatte“,** noch immer lernen. Aber gerade jetzt, wo dies Eine was noth thut, hier und da wieder verdunkelt zu werden droht durch das drückende und nicht ſelten erdrückende Übergewicht jener beſonderen Stände, da kann er dem, der auf ihn hören will, die ewig bindende Gemeinſchaft der Wahrheit und Liebe ins Gewiſſen rufen.

Möge er dieſe innere Miſſion an vielen Herzen erfüllen, und ſein Andenken auch in unſrer und der Folgezeit wach und geſegnet bleiben!

* Vorrede zu Theil VIII, S. VI. Die Schriftſtelle iſt aus Phil. 2, 12 entnommen.

** Werke VII, 64.

Beilagen.

I. Claudius' selbständig erschienene Druckschriften.

1. Ob und in wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme, bei der Gruft seines geliebtesten Bruders Herrn Josias Claudius, der Gottesgelahrtheit rühmlichst beflissenen, welcher zu Jena den 19. des Wintermonats 1760 selig verschied, von M. Claudius, der teutschen Gesellschaft zu Jena ordentlichem Mitgliede. Jena. Gedruckt bei Georg Marggraf

2. An unsre Schwester bei ihrer Verbindung mit dem Herrn Pastor Müller, im November 1762. Lübeck, gedruckt bei Joh. Daniel Aug. Fuchs. — [Von den drei Festgedichten ist das erste M. C. unterzeichnet, das zweite P. C. (Peter Claudius), das dritte C. D. C. (Christian Detlev Cl.)]

3. Tändeleyen und Erzählungen, Jena bei Johann Adam Melchiors seel. Wittwe 1763.

Rec. Briefe die neueste Literat. betr. 1765. XXII Thl. SS. 178—183. Bibl. der schön. Wissensch. Bd. X., St. 2, SS. 329—335.

4. Eine Disputation zwischen den Herren W. u. X. und einem Fremden über Hrn. Pastor Alberti „Anleitung zum Gespräch über die Religion" und über Hrn. Pastor Göze „Text am 5. Sonntage nach Epiphanias", unter Vorsitz des Hrn. Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren

Sechziger zugeeignet. Mit einem ſaubern Kupfer 1772, im Hornung (1 Bogen in 4°.).

5. Wandsbeck. Eine Art von Romanze, von Asmus pro tempore Bothe daſelbſt. Mit einer Zuſchrift an den Kaiſer von Japan, 1773. (Auch im Götting. Muſenalmanach auf 1775, S. 168.)

6. Asmus omnia sua Secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, erſter und zweyter Theil. 1775. Beym Verfaſſer, und in Commißion bey Gottlieb Löwe in Breßlau. (Zweite Aufl. 1790*.)

Rec. Götting. Anzeigen v. Gelehrt. Sachen 1776. I Bd., 44 u. 45 St., SS. 378—79. Allg. Deutſch. Bibl. 30 Bd., SS. 241—243.

7. Twiſt's Reiſe nach Spanien u. Portugal überſ. (mit vielen Anmerkungen v. Ebeling). Leipzig 1776.

8. Geſchichte des Ägyptiſchen Königs Sethos, aus dem Franz. überſetzt von M. Claudius. 2 Thle. Breßlau 1777—78. 8°. Neue (Titel) Ausgabe. Leipzig 1794.

Rec. Allg. Deutſch. Bibl. 36. Bd. S. 176. Leipz. Allg. Bücherverz. 1777. S. 625. 1778, S. 463

9. Asmus omnia sua Secum portans cet. Dritter Theil. Breßlau 1778. (Zweite Aufl. 1798.)

Rec. Allg. Deutſche Bibl. 39. Bd. SS. 158—159.

* Doch erwähnt Cl. ſelbſt in einem Briefe an Merck (Br. II. 161) ſchon im Okt. 1778 eines neuen Abdrucks der erſten Theile. Vermuthlich iſt derſelbe nicht als neue Auflage bezeichnet. — Im J. 1780 gab Niemeyer in Halle ohne Claudius' Vorwiſſen aus den drei erſten Theilen eine Auswahl der Gedichte heraus, s. t. „Lieder für das Volk und andre Gedichte v. M. Cl. gen. Asmus. Halle 1780, 8°". Der Ertrag der Sammlung ſollte dem Boten zu gute kommen; er war aber ärgerlich über das Unternehmen und lehnte das Geld ab.

10. Ein Lied nach dem Frieden 1779. Bei Nicol. Conr. Wörmer. (am Schluſſe: Wandsbeck, im Juni. Asmus.) 1/4 Bogen.

11. Die Reiſen des Cyrus; eine moraliſche Geſchichte, nebſt einer Abhandlung über die Mythologie u. alte Theologie, von dem Ritter von Ramſay, Doctor der Univerſität von Oxford. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt v. Matthias Claudius, mit einer Vorrede des Asmus. Breßlau bey G. Löwe. 8°. 1780.

Rec. Jen. Gel. Ztg. 1780. 57 St. S. 457. Hall. Gel. Ztg. 1780, 60 St. S. 476. Goth. Gel. Ztg. 1781, 50 St. SS. 412—414. Allg. Deutſch. Bibl. 46 Bd. 1 St. S. 186.

12. Ein Lied vom Reiffen d. d. den 7. Dec. 1780. Sirach C. 43, V. 21. bey Nicol. Conr. Wörmer.

13. Irrthümer und Wahrheit oder Rückweiß für die Menſchen auf das allgemeine Principium aller Erkenntniß. Von einem unbekannten Philoſophen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Matthias Claudius. Verlegt bey Gottlieb Löwe in Breßlau 1782. Gr. 8°.

Rec. Allg. Deutſch. Bibl. 1783. 53 Bd. S. 143—148. Goth. Gel. Ztg. 1782. St. 65. S. 535. Leipz. Gel. Ztg. 1782. St. 74. S. 595.

14. Asmus cet. Vierter Theil. Breßlau 1783.

15. Weynacht-Cantilene von Matthias Claudius. In Muſik geſetzt von J. Fr. Reichardt 1784. Copenhagen gedruckt bey Joh. Rud. Thiele. 8 S. gr. 8°. Auch Berlin 1786. gr. Fol.

16. Zwey Recenſionen in Sachen der Herren Leſſing, M. Mendelsſohn u. Jacobi. In Commiſſion bey C. E. Bohn in Hamburg 1786. 19 SS.

17. Asmus cet. Fünfter Theil. Wandsbeck u. Hamburg 1790.

18. Auch ein Beitrag über die neue Politik, herausgegeben von Asmus. Es ist ein Knabe hier, der hat fünf Gersten-Brod und zween Fische, aber was ist das unter so viele? O. O. u. J. (aber 1794) 74 SS.

19. Von und mit dem ungenannten Verfasser der „Bemerkungen" über des H. O. C. R. u. G. S. Callisen Versuch den Werth der Aufklärung unserer Zeit betreffend. Hamburg. gedr. b. Wörmer (1795). 112 SS.

20. An Frau Rebecca; bey der silbernen Hochzeit, den 15. März 1797.

21. Ankündigung des sechsten Theils der Werke d. d. 24. Juny 1797. (Als besondres Blatt.)

22. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen. Hamburg 1797. Bey Friedrich Perthes u. Comp. 24 SS. Auch komponirt, Berlin Im Verlage der Rellstabschen Musikhandlung. (O. J.) Fol.

23. Asmus cet. Sechster Theil. Wandsbeck u. Hamburg 1798.

24. Nachricht von der Neuen Aufklärung. Zweite Pause, die Philosophie betreffend. Ist bei Fr. Perthes zu 4 ß. zu haben, für Philosophen gratis. 1799.

25. An meinen Sohn H... Hamburg bei Fr. Perthes. 1799.

26. Anzeige von Fenelon's Werken religiösen Inhalts. Aus dem Franz. übersetzt. d. d. Wandsbeck 24. Juni 1800 1 Bd. (auf einem Quartblatt besonders gedruckt.)

27. Fenelon's Werke religiöſen Inhalts, aus dem Franz. überſetzt von M. Claudius. 1 Thl. Hamburg bei Fr. Perthes 1800. gr. 8. 2. Thl. 1809. 3. Thl. 1811. Neue Ausg. 1823.

28. (Cantate). Wandsbeck, den 30. Nov. 1800. ¼ Bog. gr. 8°.

29. Ankündigung des ſiebenten Theils der Werke d. d. Wandsb. 30. Sept. 1802. (beſondres Blatt in 8°.)

30. Asmus cet. Siebenter Theil. Wandsbeck u. Hamburg 1803.

Rec. im Hamb. Correſpond. Aug. 1803.

31. Einfältiger Hausvater-Bericht über die Chriſtliche Religion — an ſeine Kinder u. ſ. w. nach der heiligen Schrift. (Aus dem ſiebenten Thl.) Hamburg bei Fr. Perthes 1804.

32. An den Naber mith Radt: „Sendſchreiben an Sr. Hochgräfl. Excellenz den Herrn Grafen Friedrich v. Reventlau". Van enen Holſtener. „Unde He was achter up deme Schepe un ſleep up eynem Küſſen". Marc. 4. — 1805. 22 SS. gr. 8°. Überſ. „An den Nachbar mit Rath u. ſ. w." von „einem Freunde alter deutſcher Art". 1805. 16 SS. (Beides bei Fr. Perthes.)

33. Schreiben eines Dänen an ſeinen Freund. Altona, den 17. Aug. 1807. Mit dem Motto: Il n'y a que les grands coeurs qui sachent combien il y a de gloire à être bon. (Fenelon.) 16 SS. 8°.

34. Das heilige Abendmahl. Hamburg, bei Fr. Perthes 1809 37 SS.

35. Lied zu ſingen, als in der Geſellſchaft an des Königs Gebuhrtstag für die Armen geſammelt werden ſollte. Wandsbeck, den 28. Januar 1809.

36. Zugabe zu den Sämmtlichen Werken des Wandsbecker Bothen oder achter Theil. Wandsbeck und Hamburg 1812.

Rec. Heidelberger Jahrbb. 1813, N. 31. SS. 481—495.

37. Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1834. Lübeck 1814. In Commiſſion bey M. Michelſen.

38. Lied bey der Rückkehr der Hanſeaten in Hamburg, d. d. 30. Juny 1814.

Asmus cet. erſchien in 3. Aufl. in 4 Bänden 8°. 1819.
„ „ „ „ 4. „ „ „ „ „ 1831.
„ „ „ „ 5. „ „ „ „ „ 1838.
„ „ „ „ 6. „ „ „ „ „ 1842.
„ „ „ „ 7. „ „ 8 Heften 12°. 1844.

Kompoſitionen zu Claudius' Liedern befinden ſich in des Kapellmeiſter Schulz „Liedern im Volkston beim Clavier zu ſingen" 3 Thle. Berlin 1785—90. (Die Sammlung enthält 17 Claudius'ſche Lieder; und in des Kapellmeiſters Reichardt „Oden und Lieder von Klopſtock, Stolberg, Claudius und Hölty mit Melodieen, beim Clavier zu ſingen", Berlin 1779. (enthält 13 Lieder von Cl.) Desſelben „Frohe Lieder für deutſche Männer" enthalten noch das Rheinweinlied und Täglich zu ſingen.

Eine vollſtändige Überſetzung der damals vorhandenen Werke ins Holländiſche erſchien Amſterdam 1790; einzelne Stücke Utrecht 1799. (Claudius. In vertaalde Fragmenten uit de Wandsbecker Bode.) — Außerdem iſt „Goliath

und David" überſ. in (Tollens) Romansen, Balladen en Legenden. Te's Gravenhage 1828. S. 99—101.

Einzelne Gedichte ſind ins Engliſche übertragen von *Beresford*; in: Translations of German poets, Berlin 1801—3. Vol. I. S. 90. Phidile. Vol. II. S. 68. Rheinweinlied; in: Specimens of the German lyric poets (by *Beresford & Mellish*) London 1822, S. 23—24 Life of Cl. S. 24—27. Phidile u. Rheinweinlied; von *Maurer* in: Collection of selcet pieces of poetry cet. Darmstadt 1840. S. 135. Claudius, the Rhenish wine. A song. (S. 140 die Melodie dazu); in: poetry of Germany. By Alfr. Baskerville 1854. (enthält von Cl. das Abendlied, den Eſel und das Rheinweinlied.)

Sogar eine lateiniſche Überſetzung hat ein Gedicht — Der Tod und das Mädchen — erfahren in „Selecta carmina German. latinitate vestit. ed Henr. Stadelmann. Aug. Vind. 1856, S. 14.

Nachdrücke: Carlsruhe 1784—99. 6 Bde. Cannſtadt 1834. 4 Bde. 8°. Wien 1844. 4 Bde. 12°. u. a. Ein früherer ſoll in Holland, ſpäter ein ſolcher noch in Reutlingen erſchienen ſein.

II. Gedruckte Quellen und Hülfsmittel zu Claudius' Lebens- und Bildungsgeſchichte. *)

A. Allgemeine.

Meuſel Gelehrtes Deutſchland I, 598 flg. (5. Ausg. v. 1796.) IX, 198. XIII, 233 u. XVII. — Strieder Heſſiſche Gelehrtengeſch. II, 214 flgg. (1782), IV, 532.

* Vollſtändigkeit und Autopſie in allen Fällen war hier nicht zu erreichen.

N. allg. deutſche Bibl. XXXIII, 313. — Kordes Lexikon der jetzt lebenden Schleswig-Holſt. u. Eutinſchen Schriftſt. 59—61. — Jördens Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten, I, 309 flgg. V, 825. VI, 596. — Lübker-Schröder's Lex. der Schleswig-Holſt. Schriftſt. 1829. I, 103—105, mit Schröder's Nachträgen dazu 781—82. — Erſch u. Gruber's Encykl. I. Sect. 17. Thl. S. 416 flg. (der Art. iſt von Reſe.) Almanach der Belletriſten f. 1782; 27—29. Schleßwig-Holſt. Volksbuch 1850 S. 20 u. 21. — Raßmann's literar. Handwörterbuch 1826, S. 159. D. L. B. Wolff's Encyklop. II, 29—40. Niederſachſen I, 109. — H. Schröder, Lexikon der Hamburg. Schriftſt. I, 534—39. — Herzog's Theolog. Encyklop. 1854. II, 712—14. (von Hagenbach) Allg. Realencyklop. od. Conv. Lex. für das kathol. Deutſchl. 1846, II, 1076 flg. — Augsb. Allg. Zeitung v. 14. Febr. 1815, N. 19, Beilage. Hamburger Correſpond. 1815, N. 19. Altonaer Merkur 1815, N. 13, S. 227. Evang. Gemeindeblatt aus und für Rheinland und Weſtphal. 1857. N. 4. Der Freimüthige 1816, N. 14, SS. 53—45. Allg. Anzeiger der Deutſchen 74 Bd. 1827. N. 267. — Monatsſchrift von Nitzſch u. Sack 1843, 3. Heft. S. 160—68. — Schattenriſſe der Deutſchen 1783, I, 36—39. — (Küttner) Charakt. Deutſcher Dichter u. Proſaiſten. S. 535—537. — Niemeyer Vorrede zu „Lieder für das Volk u. andere Gedichte v. M. Cl., gen. Asmus." 1780. — Vetterlein Handbuch der poet. Lit. der Deutſchen S. 504 flg. — Desſelb. Chreſtomathie deutſcher Ged. III, 318 flg. — Eſchenburg Beiſpielſammlung zur Theorie u. Lit. der ſchön. Wiſſ. V, 118. — J. G. Eichhorn Geſch. der Lit. 1808, IV, 2, S. 921. —

Poelitz Prakt. Handbuch zur Lektüre der deutsch. Klassiker, I, 381. — F. Horn Poesie u. Beredsamkeit der Deutsch. III, 279—282. — Giesecke's Handbuch für Dichter u. Literatoren I, 356—60. — *Villers* Considérations sur l'état actuel de la lit. allem. im Spectateur du Nord, Oktob. 1799. — Gervinus Gesch. der deutsch. Dichtung (4. Aufl.) V, 35 flgg. — Gelzer, die neuere deutsche National-Lit. (2. Aufl.) II, 6—28. — Hillebrand Deutsche National-Lit. I, 378 flgg. — Vilmar Gesch. der deutsch. Nat.-Lit. (2. Aufl.) S. 624 u. 702. — Koberstein Literaturgesch. (4. Ausg.) S. 1504 flg. — Schlosser Gesch. des 18. Jahrh. (3. Aufl.) IV, 172 flg. — Zimmermann Gesch. der deutsch. Nat.-Lit. 1846, S. 316 flgg. — B. Auerbach Schrift u. Volk. S. 260. — A. Ruge Schrift. I, 73 flgg. — Scholl Die letzten hundert J. der vaterl. Lit. 1850, I, 136 flgg. — Rinne Innere Gesch. der Entwicklung der deutsch. Nat.-Literat. 1843, II, 301. — Brühl Gesch. der deutsch. Lit. 1852, S. 210. — Koch Gesch. des Kirchenlieds 1853. III, 204 flgg. — Th. Milde Ueber das Leben deutscher Dichter 1834. I, 17—20. — Ficker Krit. Gesch. des Rationalismus in Deutschl. 1847, S. 231 flg. — K. Gödecke Elf Bücher deutscher Dichtung 1849, I, 728 flg. — Duller Die Männer des Volks 1849, N. 21. — Psyche. Aus Franz Horns Nachlasse. 1841. I, 127. II, 191. — Hagenbach Vorlesungen üb. Wesen u. Gesch. der Reformation 1843 (die 2. Aufl. ist mir nicht zur Hand), VI, 190—96. — Guericke Handb. der Kirchengesch. (7. Aufl.) III, 531. — Hase Kirchengesch. (7. Aufl.) 574. — E. W. Krummacher Expectorationen üb. das Studium der Theol. 1846. S. 44—46 u. 196. — L. Kunze Ueber M. Clau-

dius 1854 (Eine Rede), besonders abgedruckt aus dem Weimarischen Kirchen- und Schulblatt; 35 SS. 16°. — Ph. Nathusius' Aufsatz „Matthias Claudius" als Programm zu einer beabsichtigten Biographie, d. d. 21. Jan. 1845 (in mehreren Zeitungen, z. B. der Magdeburger). —

B. Zu den einzelnen Büchern (soweit die Quellen noch nicht unter dem Text angegeben sind).

Zum ersten Buch.

Kap. I. — Ueber Claudius' Familienursprung und Vorfahren handeln, außer handschriftlichen Quellen: Carstens und Falk Staatsbürgerliches Magazin 1822, Bd. 2, Heft 1, S. 235 (hiernach wird als Claus Paulsens Sterbejahr irrthümlich 1586 angegeben). — Jensen Versuch einer kirchl. Statistik des Herzogthums Schleßwig 1840, S. 95. 473 u. 1568. — Biernatzky im Volksbuch für die Herzogthümer Schleßwig-Holstein und Lauenburg 1850, S. 20 und 21. — Ueber des ältern Matthias Cl. Versetzung von Norburg nach Reinfeld, s. P. H(ansen) Nachrichten von den Holstein-Plön'schen Landen S. 183. Plön 1759, 4°. — Ueber die Plöner Schule: M. Heinrich Scholz (Rektor der Schule): Das christliche Wagerland in Reden und Gesprächen öffentlich dargestellt. Hamburg und Leipzig 1737. — Hansen Nachrichten u. s. w. S. 30, 40—45. — A. Fr. Büsching Kurzgefaßte Staatsbeschreibung der Herzogthümer Schleßwig und Holstein. Hamburg 1750, S. 70. — Trede (Rektor) Mittheilung aus der Geschichte der Plöner Gelehrtenschule, I. Hälfte. Plön 1844. (Progr.)

Kap. II. — Ueber die deutsche Gesellschaft: Nachricht v.

der teutſchen Geſellſchaft zu Jena und der itzigen Verfaſſung derſelben, ausgefertiget von C. G. Müller, der Beredſamkeit und Dichtkunſt ord. öff. Lehrer. Jena 1753. — Ueber d. Tändel., vgl. außer den Rec. K. L. v. Knebel lit. Nachlaß, herausgeg. v. Varnhagen u. Mundt II, 109. (Brief v. Boie an Knebel.)

Kap. III. — Ueber das damalige Kopenhagener Leben: (H. P. Sturz) Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. Bernſtorf. Leipzig, 1777. — H. P. Sturz Schriften I, 330. Klopſtock (an Boie). — K. F. Cramer Klopſtock, Er und über ihn. III. Thl.

Kap. IV. — Hamburger Addreß-Comtoir-Nachrichten. Jahrg. 1768 u. 1769, II. u. III. Bd. (in der Hamburger Stadtbibliothek befindlich). — Danzel u. Guhrauer G. E. Leſſing's Leben II. Bd. 1. Thl. — Böttiger Denkſchrift auf J. Chr. Bode. Weimar 1796 4°. — Fragmente zur Biogr. des G. R. Bode in Weimar. Rom 1795. Ich trage hier nach, daß Bode die Ueberſetzung von Cumberland's Weſtindier („ein Luſtſpiel in 5 Handlungen mit einer Zuſchrift an den Wandsb. Bothen") 1772 ſeinem Freunde gewidmet hat; ſ. darüber d. „Wandsb. Bot." von 1772, N. 27. — Veit: Joh. Alb. Heinr. Reimarus nach zurückgelegten 50 Jahren ſeiner medizin. Laufbahn. Ein biogr. Beytrag. Hamb. 1807. — J. D. Thieß Martin Ehlers v. 1776—1800, eine literariſche Skizze. — J. G. Büſch über den Gang meines Geiſtes und meiner Thätigkeit. — Meier: Baſedow's Leben Thl. 1 u. 2. (Die Berührungen mit Cl. ſind nicht darin erwähnt.) — Ueber Alberti, namentlich nach der perſönlich-geſelligen Seite, ſ. K. Fr. Cramer Klopſtock, Er u. über ihn; Thl. V, S. 301—309. — Her-

der's Lebensbild III. Bd. enthält 2 Briefe von Cl. an H. aus dem J. 1770. — „Aus Herder's Nachlaß" II, 363—439 enthält 53 Briefe von Cl. an Herder und ſeine Gattin.

Kap. V. — Die Zeitung: Der Wandsbecker Bote in V Bdn. Jahrgg. 1771—1775 (bis z. 28. Okt.) iſt ſehr ſelten geworden; ein vollſtändiges Exemplar befindet ſich in der Meuſebach'ſchen Sammlung der kgl. Bibliothek zu Berlin und im Beſitz der Claudius'ſchen Familie in Lübeck, die es ſpäter der dortigen Stadtbibliothek einverleiben wird. Andre vollſtändige Exemplare ſind mir nicht bekannt geworden. — Ein paar Stücke aus dem W. B., die in Claudius' Werke nicht übergangen ſind, hat H. Düntzer abdrucken laſſen im Weimarer Sonntagsblatt N. 16, 1857. — Das Geſchichtliche über Wandsbeck ſ. in: Nachrichten von der Geſchichte und Verfaſſung des adelichen Gutes Wandsb. in Holſtein. Hamburg 1773, u. A. U. Hanſen (Paſtor in W.) Chronik v. Wandsb. Altona 1834. — Die Stellen über dieſe Periode des Zuſammenlebens von Cl. u. Voß finden ſich in den Briefen v. J. H. Voß: I, SS. 158, 169, 187, 190, 192, 195, 245, 259. 267, 269, 275, 283, 290, 291, 297—299, 301, 303, 307. — Dann: Voß in Paulus' Sophronizon (in dem Aufſ. „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?") I. Bd., 3. Heft, SS 58 folgg. Gegenerklärung v. Claudius' Söhnen im Alton. Merc. 1819, N. 194. — Miller's Leben in den „Zeitgenoſſen" Bd. IV, S. 80 figg. 1818. — Ueber die den Göze-Alberti'ſchen Streit betreffenden Schriften ſ. Allgem. deutſche Bibl. Bd. XVII, S. 615—629. u. Danzel-Guhrauer G. E. Leſſing's Leben II, 1, 297; ſ. auch Baggeſen oder das Labyrinth. Eine Reiſe durch Deutſchland cet. überſ. v. K. F. Cramer 1795, III,

178 flgg. — Die Stellen über Cl. in Hamann's Briefwechſel finden ſich in deſſen Schriften: IV, 384, 388. V, 10, 78, 86, 112, 118, 132, 158, 161, 177, 193, 199, 210. 236, 238, 252. VI, 83, 184, 229, 253, 281, 350. VII, 202. VIII, 394. — Ueber Cl's Verhältniß zu Haugwitz und ſeinen Eintritt in den Freimaurerorden vgl. Voß im Sophronizon a. a. O. S. 10 u. 11. — (Otto Graf von Haugwitz) An meine Brüder. Breslau 1779. — Eine Anekdote, die während ſeines Berliner Aufenthalts zwiſchen ihm und G. W. Burmann vorgefallen ſein ſoll, ſ. in Jördens Denkwürdigkeiten der vorzüglichſten deutſchen Dichter und Proſaiſten. 1812, I, 74. vgl. Jördens Lexik. unt. Burmann I, 273 flg.

Kap. VI. — Ueber F. K. v. Moſer's Thätigkeit in Heſſen-Darmſt. Dienſten ſ. Merck's Briefe v. K. Wagner III, 200 —234. — Die zahlreiche allg. Literatur über Moſer hier anzuführen, iſt unnöthig. — Heſſen-Darmſtädtiſche Landzeitung, Jahrg. 1777, 1. Bd. (aus der großherzogl. Hofbibliothek.) — Bopp: Die große Landgräfin Karoline v. Heſſen-Darmſtadt. — Aus Voß', Briefen gehören über Cl's Aufenthalt in Darmſt. hierher: I, 309, 311 334. II, 259. — Denkwürdiger und nützlicher heſſiſcher Antiquarius von C. F. Günther 1856, I, 14—16. (Meiſt unzuverläſſige Nachrichten.) Theilweiſe auch in H. Künzel's Geſch. v. Heſſen 1856, S. 277. Aus Merck's Briefwechſel gehören hierher: 2 v. Cl. ſelbſt geſchriebene Briefe II, S. 90 und 161; Stellen über ihn: I, 57, 64, 79, 112 flgg., 198 flg. II, 35, 66 fg. vgl. A. Stahr J. H. Merck. Ein Denkmal 1840 (ohne neues ungedr. Material).

Zum zweiten Buch.

Kap. I. — Die Stellen aus Voß' Briefwechſel, die hier-

her gehören, ſtehen: II, 18, 20, 22, 29—32, 36—39, 43, 100. — Deyks F. H. Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, 1848 (ſchöpft ſein Material nur aus ſchon gedruckten Quellen). Aehnlich wie das erſtgenannte Jacobi'ſche Lied lautet eine Epiſtel Gleim's an C. Cl. Schmidt, die von Cl. ſpricht. Von demſelben exiſtirt ein Stück „Asmus u. Salomo" (1781). Dieſe beiden ſo wenig wie andere Lieder auf den Boten (das Stolberg'ſche ausgenommen), von Tutenberg, Pfranger, Bürde („Die Nacht. An Claudius" Voß' M. A. 1781. S. 36). Tiedge (Werke X, 81. 1835) u. a. haben poetiſchen Werth. — Ueber Kaufmann ſ. außer Voß' und Herder's Briefwechſeln auch Voß' Beſtätigung der Stolbergiſchen Umtriebe S. 24. — Ueber Claudius' Gnadengehalt v. 200 Rthlr. ſ. die Deſſauer-Zeitung für die Jugend und ihre Freunde von R. Z. Becker 1785, 12. Stück, S. 91.

Kap. II. — Zu J. Möſer's Urtheil vgl. das Lichtenberg's in ſeinen Vermiſchten Schrift. 1844. Thl. I, 184.

Kap. III. — Göthe's Briefwechſel mit Frau v. Stein, Bd. III, 107. Die Anekdote von Claudius' Begegnung mit der Händel-Schütz iſt dem Halliſchen Volksblatt für St. und Land, April 1857, S. 422 entnommen. — Die Literatur über Hamann u. Lavater anzuführen thut nicht noth u. iſt in Bezug auf den letzteren zu weitläufig. Beider Bedeutung wird im Grunde erſt in unſern Tagen wieder erkannt. Eine ſchöne Würdigung Lavater's in großen Zügen gibt der in der deutſchen Zeitſchrift für chriſtliches Leben und chriſtl. Wiſſenſch. 1857, N. 19—21 abgedruckte Vortrag von Dr. Nitzſch. — Eine ausgeführte Lebens- und Bildungsgeſchichte Hamann's von Gildemeiſter haben wir in nächſter Zeit zu erwarten. — Ueber Emkendorf und das dortige Leben

ſ. Voß im Sophronizon a. a. O. S. 58 folg. — F. L. Stolberg Kurze Abfertigung der langen Schmähſchrift d. Herrn Hofraths Voß wider ihn, S. 5 folg. — Voß Beſtätigung cet. S. 71 folg. — Fr. Perthes' Leben I, 82—85. — Lebenserinnerungen von Chr. Heinr. Pfaff, 1854 S. 118 folg. Einzelnes üb. dieſen holſtein'ſchen Kreis auch in A. Nicolovius' Denkſchrift auf G. H. L. Nicolovius S. 86 folg.

Zum dritten Buch.

Kap. I. — Ueber das damalige Hamburg u. die polit. Stimmung ſeiner Bürger ſ. F. W. B. v. Rambohr aus Hoya: Studien auf einer Reiſe nach Dänemark 1792, I, 45 folg. Fr. Perthes' Leben I, 110 folg. — Veit: J. H. A. Reimarus S. 22. F. H. Jacobi's Briefwechſel II Bd. — Ueber die Beziehungen der Fürſtin Gallitzin zu Holſtein u. Wandsbeck ſ. außer ihrer Biogr. von Katerkamp die angeführten Schriften zum Voß-Stolberg'ſchen Streit; Voß' Briefe Bd. III, Jacobi's Briefwechſel II Bd., Fr. Perthes' Leben I, 85 folg. — Ueber die Kämpfe, in die Cl. verwickelt wurde, ſ. die Ankündigung einer gegen den Genius der Zeit gerichteten Wochenſchrift d. d. 4. Nov. 1793 in den Hamb. Zeit. — Freundliches Anſchreiben des Vetter Andres an ſeinen lieben Vetter Asmus 1793 (von J. F. Reichardt über Cl's Streit mit dem Genius der Zeit.) — Wahrheit u. Wahrheit, worin S. T. Asmus der Bote und ſein neuer Vetter im Vorbeigehn perſiflirt werden, von einem myſtiſch gelehrten u. ſ. w. Recenſenten 1793. — Genius der Zeit, Nov. 1795, Mai u. Juli 1796. Archenholz Minerva 1796. — Gegen „Von u. Mit": Ein Wort über u. wider Herrn Matthias Claudius vom

Verf. der Bemerkungen als letztes Wort. 1796 — An Freund Urian, im Genius der Zeit, 1797, Jan. S. 122. — „Wir Dänen an Urian“ im Genius der Zeit, März 1797. — G. A. v. Halem's Selbstbiographie 1840. Hennings an Halem SS. 171, 178, 181, 206. — Erklärung von Asmus d. d. Wandsbeck 13 Apr. 1798 gegen die Aufsätze im Genius der Zeit, im Hamburg. Corresp. — Obscuranten-Almanach auf das Jahr 1798. Paris bei Gerard Fuchs Nationalbuchhändler. SS. 317—326. „M. Cl. in Wandsbeck, genannt Asmus“ (enthält noch eine zweite Gegenfabel gegen den Brummelbär.) Allg. Lit.-Ztg. 1800, Nr. 339. Voß Bestätigung cet. S. 56—64 u. 205. — Ueber Cl's Betheiligung am Xenienstreit s. Allg. Literar. Anzeiger, Leipzig 6. Mai 1797 Nr. LVIII, SS. 609—616, aus einer Kollektivrecension der Xenienliteratur, unterz. Janus Eremita. Man vergl. auch E. Boas' Xenienmanuscript herausg. von W. v. Maltzahn 1856.

Kap. II. — Zu der Stelle aus Ewald's Fantasien vergl. dessen Bemerkung in einem Briefe an Halem d. d. 3. Nov. 1799 u. s. Baggesen Eine Reise durch Deutschland cet. IV, 3 flg. (Dichtervandringer I, 137.)

Kap. III. — Fr. Adolph Krummacher und seine Freunde v. Ad. W. Möller 1849 I, 201. II, 39. — Von Sailer lag mir ein ungedruckter Brief an Cl. vor; vgl. auch Lavater's Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793, I, 251. Katholische Urtheile über Cl. s. noch in den hist.-polit. Blättern 1837, Bd. 20, 8. Heft, S. 461 u. einen Brief der Gräfin Sophie Stolberg d. d. 25. März 1819 im Allg. Kirchen- u. Rel.-Freund, 1846, Nr. 75. — Fr. Perthes' Leben III, 68. Ueber O. Runge vgl. auch Steffen's Was

ich erlebte IV, 415. Perthes' Leben I, 134 flg. Letzte Berührungen mit Voß ſ. deſſen Briefe III. 2, S. 11. Ueber den mit Cl. befreundeten G. v. d. Smissen ſ. v. Schubert's Leben III, 1.

III. Urſprünglicher Standort von Claudius' geſammelten Schriften.

A) Die Gedichte.

I. u. II. Thl. — S. 1. „Mein Neujahrslied" im W. B. v. 1773, Nr. 1; dann G. M. 1774, S. 189. — S. 4. „Kuckuck" W. B. 1771, Nr. 196. — S. 6. „Der Schwarze in der Zuckerplantage" W. B. 1773, Nr. 139. G. M. 1774, S. 159. — S. 7. „Die Henne" W. B. 1772, Nr. 118. G. M. 1773, S. 70. — S. 11. „Bey dem Grabe Anſelmo's" W. B. 1773, Nr. 140. G. M. 1774, S. 163. — S. 14. „Charlotte und Mutter" W. B. 72, Nr. 79. — S. 15. „Alte und neue Zeit" W. B. 71, Nr. 204. — S. 17. „Als er ſein Weib u. ſ. w." G. M. 75, S. 150. — S. 19. „Hier liegen Fußangeln" W. B. 71, Nr. 200. — Daſ. „An — als Ihm die — ſtarb" W. B 71, Nr. 176. — S. 20. „Der Tempel der Muſen" W. B. 71, Nr. 190. — Daſ. „Ein Lied um Regen" W. B. 71, Nr. 93, G. M. 75, S. 82. — S. 25. „Klage um Aly Bey" W. B. 73, Nr. 111. G. M. 75, S. 10. — S. 26. „Hinz und Kunz" W. B. 71, Nr. 111. G. M. 75, S. 8. — S. 28. „Phidile" G. M. 72, S. 77. — S. 30. „An die Nachtigall" W. B. 71, Nr. 70. G. M. 72, S. 21. — S. 35. „Die Mutter bey der Wiege" W. B. 71, Nr. 28. — S. 37. „Wandsbeck, Eine Art von Romanze",

zuerſt beſ. gedruckt, dann G. M. 75, S. 168. — S. 46. „Fritze“ W. B. 72, Nr. 100. G. M. 73, S. 121. — S. 47. „Als der Hund todt war“ W. B. 71, Nr. 164. — S. 53. „Ein Lied“ W. B. 71, Nr. 99. G. M. 74, S. 226. — S. 58. „Aus dem Engliſchen“ W. B. 71, Nr. 158. — S. 59. „Hinz und Kunz“ W. B. 72, Nr. 81. G. M. 73, S. 128. — S. 60. „Fuchs u. Bär“ W. B. 71, Nr. 192. — S. 62. „Kuckuck am Johannistage u. ſ. w.“ W. B. 72, Nr. 103. G. M. 75, S. 140. — S. 63. „Grabſchrift auf den Windmüller Jackſon“ W. B. 72, Nr. 16. (wo er Mayhon heißt) — S. 65. „Ich wußte nicht warum?“ W. B. 71, Nr. 188. — Daſ. „Die Biene“ W. B. 73, Nr. 38. — S. 67. „Ein Fragment u. ſ. w.“ W. B. 74. Nr. 1. — S. 80. „An Herrn N. N. Litteratus“ W. B. 73, Nr. 169. G. M. 75, S. 48. — Daſ. „Das unſchuldige Mädchen“ vorher nicht gedruckt. — S. 81. „Vergleichung“ W. B. 71, Nr. 200. G. M. 73, S. 164. (s. t. „Vergleichung.“) — Daſ. „Fuchs u. Pferd“ W. B. 72, Nr. 13. — S. 82. „An eine Quelle, 1760“ Tändeleyen S. 15. — S. 84. „Univerſalhiſtorie des Jahres 1773 u. ſ. w.“ W. B. 74, Nr. 9 u. 11. (dort vollſtändiger). — S. 86. „Die Nachahmer“ W. B. 71, Nr. 200. G. M. 75, S. 42. — S. 90. „Ein Wiegenlied u. ſ. w.“ u. S. 92. „Ein Dito“ vorher nicht gedr. — S. 94. „Noch ein dito u. ſ. w.“ W. B. 72, Nr. 4. (s. t. „Eine Erſcheinung“). — S. 96. „An S. bey — Begräbniß“ W. B. 72, Nr. 136. (s. t. „Bey ſeinem Grabe an Herrn Sch — rn“). — S. 101. „Ein Verſuch in Verſen“ W. B. 73, Nr. 180 — S. 103. „Hinz u. Kunz“ W. B. 74, Nr. 35. — Daſ. „Der Frühling“ W. B. 74, Nr. 84. G. M. 75, S. 97. — S. 106. „Einem Recenſenten zu Ehren“ W. B. 72. Nr. 34. — Daſ. „Der

Tod u. das Mädchen" G. M. 75, S. 157. — Daſ. „Als Daphne krank war" W. B. 71, Nr. 24. G. M. 72, S. 33. — S. 107. „Im May" W. B. 71, Nr. 92. G. M. 75, S. 190. — S. 110. „Hinz u. Kunz" W. B. 72, Nr. 144. — S. 111. „Lied" W. B. 71, Nr. 65. G. M. 72, S. 205. — S. 114. „Die Geſch. von Sir Robert" vorher nicht gedr. — S. 117. „Nachricht von Asmodi u. ſ. w." W. B. 74, S. 162. G. M. 75, S. 229 (s. t. „Ehemannsſeufzer"). — S. 118. „Hinz und Kunz" W. B. 71, N. 121. — S. 121. „Bey dem Grabe meines Vaters" W. B. 73, N. 199.

III. Thl. — S. 1. „Morgenlied eines Bauersmann's", Voß' Muſenalman. 1777, S. 135. — S. 10. „Abendlied eines Bauersmann's" vorher nicht gedruckt. — S. 14. „Der große und der kleine Hund" vorher nicht gedr. — S. 15. „Anſelmuccio" B. M. 78, S. 9. — S. 16. „Nachricht vom Genie" B. M. 76, S. 213. — S. 17. „Serenata u. ſ. w." B. M. 78. S. 128. — S. 24. „Kunz und der Wucherer" W. B. 72, N. 191 (doch verändert). — S. 25. „Des alten lahmen Invaliden, Görgel, ſein Neujahrswunſch" Heſſen-Darmſt. privil. Landzeitung 1777, N. 1, dann B. M. 78, S. 177. — S. 31. „Phidile u. ſ. w." B. M. 76, S. 223. — S. 36. „Wächter und Bürgermeiſter" B. M. 77, S. 151. — S. 41. „Trinklied" vorher n. gedr. — S. 71. „Täglich zu ſingen" B. M. 78, S. 146. — S. 72. „Lückenbüßer" vorher n. gedr. — S. 74. „Als C. mit dem L. Hochzeit machte" (vgl. die Biogr. S. 267. Anm.) vorher n. gedr. — S. 76. „Der Maler u. ſ. w." vorher n. gedr. — Daſ. „Der Mann im Lehnſtuhl" vorher n. gedr. — S. 89. „Nach der Krankheit" B. M. 78, S. 101. — S. 90. „Den Pythagoras betr." vorher n. gedr. — S. 96. „Die Geſch. von Goliath und David"

vorher n. gedr. — S. 103. „Rheinweinlied" V. M. 76, S. 147. — S. 105. „Huſſans Dedication u. ſ. w." W. V. 71. N. 139. — Daſ. „Motetto als der erſte Zahn durch war," vorh. n. gedr.

IV. Thl. — S. 1. „Motett" vorher n. gedr. — S. 4. „Ein Lied vom Reiffen" zuerſt beſ. gedr. — Die Lieder in „Paul Erdmanns Feſt" S. 26 u. 36, vorher n. gedr. — S. 51. „Abendlied" V. M. 79, S. 184. — S. 53. „Ein Lied nach dem Frieden" zuerſt beſ. gedr., dann auch V. M. 80, S. 139. — S. 56. „An die Frau V...r". V. M. 79, S. 74. — S. 72. „Auf den Tod der Kaiſerin" vorher n. gedr. — S. 79 „Ein Lied hinter'm Ofen zu ſingen" vorher n. gedr. — S. 80. „Kriegslied" V. M. 79, S. 75. — S. 84. „Ein Lied in die Haushaltung" vorher n. gedr. — S. 85. „Das Kind u. ſ. w." vorher n. gedr. — Daſ. „Frau Rebecca" vorher n. gedr. — S. 96. „Ein Lied für Schwindſüchtige" V. M. 81, S. 119. — S. 98. „Der Menſch" vorher n. gedr. *

V. Thl. — S. 1. „Die Mutter am Grabe" und „Der Vater" vorher n. gedr. — S. 19. „Das große Hallelujah" vorher n. gedr. — S. 92., Wir Wandsbecker an den Kronprinzen den 10. Julius 1787" zuerſt in Hamb. Zeitung. gedruckt, dann auch V. M. 88, S. 163. — S. 96. „Der Bauer, nach geendigtem Proceſſe", vorh. n. gedr. — S. 97. „Urians Reiſe um die Welt" V. M. 86, S. 166. — S. 121. „Der glückliche Bauer" vorher n. gedr. — S. 126. „Weyhnacht-Cantilene", zuerſt beſ. gedr. —

VI. Thl. — S. 45. „Frau Rebecca mit den Kindern",

* Von dieſem Lied (ſ. Biogr. S. 235) hat mir ein Konzept des Dichters vorgelegen, in welchem die Faſſung fünfmal verändert iſt, die Schlußworte aber von vornherein feſt ſtehen.

vorher n. gedr. — S. 47. „Lied der Bauern u. ſ. w." vorher n. gedr. — S. 50. „Eine Fabel" zuerſt gedr. in der Hamburger Neu. Zeitung Oct. 1795. — S. 52. „Als der Sohn unſers Kronprinzen — geſtorben war" (zuerſt wol in einer Hamb. Zeitung erſchienen?). — S. 63. „Lied der Schulkinder u. ſ. w.", vorher n. gedr. — S. 65. „Urians Nachricht von d. neuen Aufklährung", zuerſt beſ. gedr. — Die „Übungen im Stil" SS. 69, 73, 75. vorher n. gedr. — S. 80. „Krieg u. Friede" (zuerſt wol in einer Hamb. Zeitung?). — S. 84. „In der Allee von Pyrmont u. ſ. w." vorher n. gedruckt. — S. 86. „An Frau Rebecca; bey der ſilbernen Hochzeit", zuerſt beſ. gedr. — S. 88. „Chriſtiane" vorher n. gedr. — S. 89. Beide Lieder vorher n. gedr.

VII. Thl. — S. 54. „Till, der Holzhacker" vorher n. gedruckt. — S. 61. „Die Armen in Wandsbeck" u. „Bemerkung" vorher n. gedr. — S. 66. „Ein Seeliger an die Seinen in der Welt" vorher n. gedr. — Daſ. „Kron' und Scepter" zuerſt gedr. als „Wiegenlied für die neugebohrne Princeßin von Dänemark, mit einer Schlußapoſtrophe an Sr. K. H. den Cronprinzen", in der Hamb. Neuen Zeitung vom 30. Nov. 1792. — S. 74. „Ein gülden A. B. C." u. S. 77. „Ein ſilbern dito" vorher n. gedr. — S. 145. „Bey der Einweihung unſrer neuen Kirche, den 30. Nov. 1800" zuerſt beſ. gedr. — S. 149. „Die Sternſeherin Liſe" vorher n. gedruckt.

VIII. Thl. — S. 25. „An des Königs Geburtstag" (wol zuerſt in der Hamb. Zeitung gedr.?). — S. 28. „Hochzeitlied" vorher n. gedruckt. — S. 29. „Auf O—o R—s Grab" zuerſt im Hamb. Correſpond. 7. Dec. 1810. — Daſ. „P** und C**** bey dem Begräbniß ihres J***" vorher n.

gedr. — S. 31. „Auf einen Selbſtmörder" und daſ. „der Eſel" vorher n. gedr. — S. 82. „Sterben u. Auferſtehn"; zuerſt gedr. im Vaterländ. Muſeum 1810, 1. Heft, S. 114. — S. 103. „Der Philoſoph und die Sonne" in Fr. Schlegel's Deutſch. Muſeum 1812. I. Bd., 2. Heft, S. 160. — S. 107. „Klage" vorher n. gedr. — S. 110. „Oſterlied" in Schlegel's Deutſch. Muſ. 1812. I. Bd., 4. Heft, S. 330.

B. Proſaſtücke.

Über den urſprünglichen Stand- und Fundort der Proſaſtücke genügt folgendes: Im I. und II. Theil ſind alle Stücke mit Ausnahme von „Diogenes von Sinope" S. 46, „Von meinem Freund Virgilius" S. 47, „Von Projecten u. Projectmachern" S. 85 und „Brief an Andres" S. 119 und der beſonders erſchienenen „Disputation" S. 68 aus dem W. B. — Im III. Thl. ſind die Stücke S. 11 (zum Theil), 33, 73, 74 aus dem W. B., die „Correſpondenz" S. 12 ſtand zuerſt in Boie's Deutſch. Muſeum v. 1778, I, S. 189*; die „Görgeliana" S. 24 in der Heſſen-Darmſt. Landzeitung. Von den Rec. S. 8 u. 19, die wahrſcheinlich ſchon früher gedruckt waren, vermag ich den Urſprung nicht nachzuweiſen; ich vermuthe, daß ſie aus der N. Hamb. Zeitung ſtammen. Alle übrigen Stücke erſcheinen in den Werken zum erſtenmal. Vom IV. Theil gilt außer den Vorreden zu den Überſetzungen, vom V. mit Ausnahme der früher beſonders gedruckten Schrift über den Jacobi-Mendelsſohn'ſchen Streit, vom VI.

* Darauf erſchien eine Antwort von Garve im D. Muſ. 1778, Bd. 2, S 127—132.

außer dembeſonders erſchienenen Aufſatz über die neue Politik dasſelbe. Im VII. Theil war nur die Vorrede zum Fenelon, die Mahnungen an ſeinen Sohn Johannes und der Hausvaterbericht bereits früher beſonders veröffentlicht. Aus dem VIII. Theil waren vorher beſonders erſchienen: Das heilige Abendmahl, Von und Mit und die Predigt eines Laienbruders; im Vaterländ. Muſeum von 1810 (4. Heft, S. 446) ſtand der Aufſatz „Geburt und Wiedergeburt", in „Schlegel's Deutſch. Muſ. von 1812, 4. Heft, S. 324 der Brief an Andres, s. t. „Über den Glauben".

IV. Die Entſtehung des Rheinweinlieds. *

Von Friedrich Claudius in Lübeck.

In Nr. 3 der Zeitſchrift der Spiegel — Stuttgart 1837 — ward einer in Karlsruhe fortlebenden Sage gedacht, daß der Verfaſſer des bekannten Rheinweinliedes: „Am Rhein, am Rhein u. ſ. w." nicht Claudius, ſondern der 1823 zu Karlsruhe verſtorbene Kirchen- und Miniſterialrath Sander ſey. — Der unterzeichnete Sohn des M. Claudius reclamirte gegen dieſe Tradition in derſelben Zeitſchrift von 1837, Nr. 44, und in dem zu Gotha erſcheinenden allgemeinen Anzeiger 1837, Nro. 258, und hielt die Sage für beſeitigt, da keine Erwiederung erſchien. Erſt jetzt hat er aber durch Vilmars Literaturgeſchichte erfahren, daß die Quelle jener Sage ſelbſt ſpäter vollkommen zu Tage gekommen, und jene Behauptung ohne alle Berückſichtigung der in der Reclamation angeführten Gründe im Jahre 1842 wiederholt iſt.

* Aus dem Morgenblatt, Maiheft 1852, S. 429 flgg.

In J. P. Hebels Werken, Th. I. — Karlsruhe 1847 — erzählt nämlich Kölle, der Verfaſſer des vorangeſchickten, vom Jahr 1842 datirten Ehrengedächtniſſes von Hebel, S. CIV: Hebel und er hätten einſt, als ſie im Muſeum zu Karlsruhe „gekneipt" und den Tabakrauch in Ringen ausgeſtoßen hätten, welche brodloſe Kunſt Hebel ungemein ergötzt habe, über norddeutſche Dichter und deren größere Strenge in Reimen geſprochen. Auf Kölles Bemerkung, daß Claudius in dem berühmten Rheinweinliede eine merkwürdige Ausnahme davon mache, habe Hebel lächelnd mit einer Art Vaterfreude erwidert: drinnen ſitzt der Verfaſſer und der Compoſiteur der beiden Melodien. Kölle habe erſtaunt in's Nebenzimmer geſchaut, wo der Kirchenrath Sander einſam eine Zeitung geleſen. „Der, und kein anderer," habe Hebel fortgefahren, „hat es gedichtet und componirt zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diaconus war. Die Leute hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel ſo, daß ſie es dem Wandsbecker Boten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit, anonym zuſendeten. So druckte Claudius es ab. Mich freut es, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt." — Kölle fügt hinzu, ein verſtorbener Neffe Sanders habe ihm 1834 zu Paris dieſe Notiz beſtätigt, mit dem Zuſatz, eine Hochzeit in der Familie Wohnlich habe dieſem herzlichen Liede den Urſprung gegeben. — Mit Bezugnahme auf dieſe Kölle'ſche Erzählung behauptet nun A. F. C. Vilmar, Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, Th. II. S. 298 und 368— 1851, vierte Auflage — geradezu: „Das berühmte Rheinweinlied iſt übrigens nach der in Hebels Ehrengedächtniß enthaltenen, von Hebel ſelbſt herrührenden Angabe von Sander in Karlsruhe gedichtet."

Die Sage von 1837 ist also schon zur thatsächlichen Behauptung in wissenschaftlichen Werken herangewachsen und über M. Claudius ein Urtheil gesprochen, ohne daß man es der Mühe werth geachtet hat, die Sache näher anzusehen und zu untersuchen. Claudius wäre sicherlich an und für sich wenig daran gelegen gewesen, ob die Nachwelt ihn oder Sander für den Verfasser hielt; aber ihm wäre daran gelegen gewesen, vor der Nachwelt nicht als ein schamloser Plagiarius da zu stehen, der fremdes Eigenthum fälschlich für sein eigenes ausgegeben und das, was er in seinen Schriften gelehrt hat, in seinem Leben verläugnet. Nur diese Verdächtigung seines sittlichen Charakters veranlaßt mich, abermals für das Rheinweinlied in die Schranken zu treten. Für alle diejenigen, welche dem alten Boten auf seinem Lebenswege begegnet sind, oder nur in seinen Schriften den Kern seiner ganzen Gesinnung erkannt haben, bedarf es dessen freilich nicht. Mit voller Wahrheit hat schon die Mitwelt von Claudius gesagt: wie das Lied, so der Mann (s. Jördens Lexicon deutscher Dichter, Th. V. S. 827). Wer ihn oder seine Schriften kennt, wird nicht in Versuchung kommen, deßhalb, weil jemand behauptet, von einem andern gehört zu haben, daß ein Dritter das Lied gedichtet habe, an ihm irre zu werden. Nur für diejenigen, welche weder ihn, noch seinen Charakter und seine Schriften kennen, will ich die Glaubwürdigkeit der Kölle'schen Erzählung etwas näher beleuchten.

Zuvörderst soll das Lied zur Hochzeit des Inhabers eines reichen Weinkellers gedichtet seyn. Es enthält aber keine Spur, nicht die geringste Andeutung einer Hochzeit, noch eines Kellerinhabers. Ist es begreiflich, daß einer ein Lied zu einer Hochzeit dichtet und zweimal componirt, ohne die

geringſte Anſpielung auf eine Hochzeit darin aufzunehmen? — Wäre dem Erzähler der Inhalt des Rheinweinliedes, deſſen Anfangsworte er nicht einmal richtig anzuführen weiß, nur einigermaßen gegenwärtig geweſen, er würde ſchon deßhalb eine ſolche Behauptung ſchwerlich gewagt haben. Anſtatt mit Hochzeit, Jubel und Freude ſchließt das Lied mit dem Gedanken an Traurige; ein Mollton, welcher zwar am Schluſſe eines Hochzeitsliedes von Sander unbegreiflich, am Schluſſe eines Rheinweinliedes von M. Claudius aber ganz an ſeiner Stelle iſt. Es gehört zu Claudius' Eigenthümlichkeiten, daß er ſeine fröhlichen und ſcherzhaften Aufſätze und Gedichte mit einem ergreifenden, ernſten Gedanken ſchließt, als ob er in der Seele des Leſers zum Schluß eine Empfindung ernſterer, höherer Art habe erregen und ausklingen laſſen wollen. Als Beiſpiele führe ich nur an den Schlußgedanken in dem Aufſatz von der Freundſchaft: die Freundſchaften, die im Himmel beſchloſſen ſind; im Abendlied: den kranken Nachbar; im Eiszäpfel: die Feier der Feſte, bis der rechte heilige Abend anbricht; im Aufſatz die Illumination: den Mond u. ſ. w. u. ſ. w. In dem Trinklied: Auf und trinkt (Asm. o. s. s. p. III. p. 68) ſchließt ſogar jeder Vers mit dem Gedanken an Kranke, Traurige, Arme.

Fragen wir den Buchſtaben des Liedes weiter, ſo deutet alles auf Claudius, auf den Norddeutſchen, nichts auf den Süddeutſchen hin, z. B. Europia, eine ungewöhnliche Wortform, welche M. Claudius ſchon in dem Neujahrswunſch ſeines Wandsbecker Boten, Jahrgang 1771, Seite 1, gebraucht hat; „Thüringen's Berge:" Claudius hatte in Jena ſtudirt; der in Norddeutſchland berühmte, im Süden wenig bekannte „Blocksberg;" „der Kukuk und ſein Küſter," nach

Grimms Mythologie S. 393 eine niederſächſiſche Redeformel u. ſ. w.

Wenden wir uns aber von den Worten zu dem Geiſt des ganzen Liedes, ſo legt dieſer für M. Claudius ein Zeugniß ab, deſſen entſcheidendes Gewicht jeder anerkennen muß, welcher ſich die Mühe nimmt, die ſonſtigen Aufſätze und Lieder von Claudius damit zu vergleichen. Dieſelbe tiefe warme Empfindung im einfachen kunſtloſen Gewande, welche in den ſonſtigen Liedern von Claudius hervortritt, fließt auch durch das ganze Rheinweinlied, und ſtellt ein Zeugniß für die Verwandtſchaft aus, welches die ſchärfſte Kritik nicht ſcheuen darf. Blickt man nun andererſeits auf den im Januar 1824 verſtorbenen Kirchenrath Nik. Sander, ſo dürfte der Mangel aller Geiſtesverwandtſchaft mit dem Rheinweinliede nicht weniger klar ſich ergeben. Unterzeichneter hat ihn zwar nicht gekannt, kennt auch nichts, was er geſchrieben hat; allein eine ſehr ausführliche Lebensbeſchreibung im Nekrolog der Deutſchen (Jahrgang 1824. S. 185—231), in welcher ſein ganzer Lebenslauf, die Richtung ſeines Geiſtes und ſeiner Thätigkeit von offenbar kundiger Hand gezeichnet iſt, entwirft ein Bild von ihm, das aus dem Rheinweinlied nicht hervorſchaut. Im Jahr 1750 geboren, erhielt er, nachdem er unter Semmler in Halle Theologie ſtudirt hatte, im Jahre 1775 einen Ruf zum Prorectorat an der Schule zu Pforzheim. „Er lebte, wie es S. 193 heißt, ſeiner Schule, vergaß aber nicht von Zeit zu Zeit zu Pforzheim als Prediger aufzutreten. Seine mit größtem Fleiß ausgearbeiteten geſchmackvollen Predigten wurden zahlreich beſucht u. ſ. w.“ Er wirkte als Pädagog und Prediger, und brachte ſpäter als Kirchenrath die Vereinigung der lutheriſchen und reformirten Kirche in

Baden zu Stande. „Arbeitſamkeit und Beharrlichkeit“ werden S. 223 als Hauptzüge ſeines Charakters hervorgehoben. Aus allen leuchtet auch das Bild eines verſtändigen, humanen Theologen und fleißigen Geſchäftsmannes hervor. Allein der Geiſt des Rheinweinliedes iſt ein anderer, als der eines fleißigen, beharrlichen Arbeiters. Man leſe die ganze Lebensbeſchreibung durch und frage ſich, ob es denkbar iſt, daß ein ſo friſches, warmes, herzliches, in ſeiner Form ſo wenig ſorgſam gearbeitetes Lied, wie das Rheinweinlied, aus Sanders Feder hervorgegangen ſey. Sein Biograph ſagt S. 192, „daß er die Muſik ſehr geliebt, und in jüngern Jahren das Klavier fertig und geſchmackvoll geſpielt habe“. Allein daß er überhaupt, zumal während ſeines bis 1789 dauernden Aufenthalts in Pforzheim, gedichtet und componirt habe, davon ſagt ſein Biograph nichts. Er weiß von keiner Sage, vielweniger von der Thatſache, daß Sander das berühmte Rheinweinlied gedichtet oder componirt habe, und es iſt kein einziges Gedicht, keine Compoſition von Nik. Sander in Deutſchland bekannt geworden. Wer kann glauben, daß Sanders Muſe nur ein einziges mal geſungen hätte, vor und nach dem Rheinweinlied aber ſtumm geweſen wäre!*

Der Spiegel von 1837 und die Kölle'ſche Erzählung von 1842 behaupten, das von Sander in Pforzheim gedichtete Hochzeitlied habe ſo ſehr gefallen, daß man es ohne Namen an den Wandsbecker Boten, das einzige Morgenblatt jener Zeit, geſandt habe; in dieſen aufgenommen ſey es Claudius zugeſchrieben worden und daher ſpäter in die geſammelten Werke von Claudius, den **Asmus omnia sua secum portans**, übergegangen. — Zuvörderſt war der Wandsbecker

* Es fanden ſich indeß einzelne Gedichte von Sander in Voß' Muſenalmanach. H.

Bote überhaupt kein Morgenblatt, viel weniger das einzige jener Zeit. Er war eine politiſche Zeitung, in welcher am Ende unter der Rubrik: Gelehrte Sachen, nur ganz kurze literariſche Anzeigen und Produkte, meiſtens von Claudius ſelbſt, als Lückenbüßer Raum fanden. Wie hätte ein Pforzheimer, welcher ein Lied zum Lobe ſeines Rheinweins bekannt zu machen wünſchte, auf den Einfall kommen ſollen, dazu vorzugsweiſe eine politiſche Zeitung des hohen Nordens zu wählen, und an den näher gelegenen Almanachen, poetiſchen Blumenleſen u. ſ. w. vorbei zu gehen? — Sodann aber iſt das Rheinweinlied im Wandsbecker Boten, wie deſſen vor mir liegende vollſtändige Jahrgänge vom 1. Januar 1771 bis 28 Oktober 1775 erweiſen, nirgends und niemals abgedruckt. Es findet ſich vielmehr zuerſt mit mehreren andern Gedichten von Claudius in dem Muſenalmanach für das Jahr 1776 von den Verfaſſern des bisherigen Göttinger Muſenalmanachs, herausgegeben von Johann Heinrich Voß, Lauenburg bei Johann Georg Berenberg. Hier ſteht es S. 147—48 abgedruckt, mit dem Namen Claudius darunter, wozu der Herausgeber Voß im Inhaltsverzeichniß noch hinzufügt: „Matthias, ſonſt auch Asmus“. Dann findet es ſich, abgeſehen von Liederſammlungen, im dritten Theil des **Asmus omnia sua secum portans** oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten — 1778, Oſtermeſſe — welche M. Claudius ſelbſt ſammelte und herausgab, und in allen ſpäteren Auflagen. Aus dieſer Thatſache ergibt ſich mit voller Evidenz, daß die Erzählung von der Aufnahme des Liedes in den Wandsbecker Boten und dem Übergang deſſelben aus dieſem Blatt in die ſämmtlichen Werke von Claudius aus der Luft gegriffen und rein erfunden iſt. Hierdurch ver-

liert aber auch die ganze Erzählung allen Glauben; denn iſt das Lied in den Wandsbecker Boten nicht aufgenommen und nicht aus dieſem in die ſämmtlichen Werke von Claudius übergegangen, ſteht es vielmehr unter dem Namen von M. Claudius im Voß'ſchen Almanach von 1776 und in dem von Claudius ſelbſt geſammelten **Asmus omnia sua secum portans**, und man will dennoch die Behauptung aufrecht halten, daß das unter Claudius Namen hier gedruckte Lied nicht von Claudius, ſondern von Sander gedichtet und von Pforzheim aus an Claudius zur Aufnahme in den Wandsbecker Boten eingeſandt worden ſey, ſo bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, daß M. Claudius das ihm zur Aufnahme in den Wandsbecker Boten zugeſandte Lied wiſſentlich unterſchlagen und es, anſtatt es in den Wandsbecker Boten anonym aufzunehmen, als ſein eigenes unter ſeinem Namen in dem Voß'ſchen Almanach gegeben habe. Dieſe extreme Behauptung iſt freilich bisher weder von dem Spiegel, noch von Kölle ausdrücklich aufgeſtellt, allein es bleibt kein anderer Ausweg übrig. Entweder iſt auch die ganze Behauptung von der Zuſendung des Lieds aus Pforzheim unwahr, oder M. Claudius hat — ich ſchäme mich, das Wort auszuſprechen — einen Betrug begangen. — Um dieſes letztere anzunehmen, werden jedoch Gründe von ſchwererem Gewichte begehrt werden dürfen, als ein angebliches Zwiegeſpräch bei einer Pfeife Taback. Überall ſteht die Kölle'ſche Behauptung, wie mit dem Gedichte ſelbſt, ſo auch mit allen näher und entfernter liegenden Thatſachen in Widerſpruch. Der Voß'ſche Almanach von 1776 (ſ. Briefe von J. H. Voß, herausgegeben von Abraham Voß, Halberſtadt 1819, Th. I, S. 271—78, und den Wandsbecker Boten von 1775, Stück

77 u. 171) war ſchon im Juni 1775 im Druck und ſeit Michaelis 1775 im Buchhandel. Das Rheinweinlied müßte alſo ſpäteſtens ſchon im Frühjahr 1775 gedichtet und componirt ſeyn. Sander erhielt aber erſt im Jahr 1775 den Ruf nach Pforzheim. Es ſcheint alſo für die poetiſche und muſikaliſche Autorſchaft Sanders ſchon die Zeit etwas knapp zu werden. Will man aber auch bei der Ungewißheit, ob nicht Sander ſchon in den erſten Monaten des Jahrs 1775 ſein Amt in Pforzheim angetreten habe, die Möglichkeit zugeben, ſo bleibt doch immer das zwiefache Räthſel zu löſen, wie einerſeits Claudius eine ſolche Unterſchlagung wagen, und andererſeits Sander und die Einſender des Liedes ſich dabei beruhigen konnten.

M. Claudius hatte im J. 1775 durch ſeine Gedichte und Aufſätze in dem Göttinger Muſenalmanach und andern Zeitſchriften, wie auch durch den Wandsbecker Boten, ſich einen Namen in ganz Deutſchland erworben. Er bedurfte keiner Unterſchlagung, um ihn zu gewinnen, oder ihn ſich zu erhalten. Wohl aber konnte und mußte er alles, was er hatte, ſeinen Ruhm und guten Namen durch eine ſo ſchamloſe Unterſchlagung verlieren, und dieß konnte ihm am wenigſten im Sommer 1775 gleichgültig ſeyn, wo die Redaktion des Wandsbecker Boten zu Ende ging und er für ſich mit Weib und Kindern eine andere Stellung ſuchte (ſ. Voßens Brief vom 8. Juli 1775 a. a. O. S. 175). Wie iſt es nur denkbar, daß er — von der moraliſchen Unmöglichkeit ſehe ich hier ganz ab — ohne Zweck und Ziel das Wageſtück einer ſolchen Unterſchlagung unternommen und gehofft haben ſollte, das auf friſcher That an dem ſo eben empfangenen Liede begangene Plagium werde unentdeckt bleiben, der Einſender es

nicht in dem durch ganz Deutſchland verbreiteten Voß'ſchen Almanach unter Claudius' Namen finden und Lärm ſchlagen? Und auf der andern Seite, wie iſt es denkbar, daß weder Sander noch der Einſender, noch irgend einer der Hochzeitgäſte, welche es mitgeſungen und bewundert hatten, ſich gerührt und den Unfug aufgedeckt hätten, daß ſelbſt, nachdem das Rheinweinlied in ganz Deutſchland unter Hohen und Niedern bekannt und geſungen wurde, nachdem es in den Compoſitionen von Reichardt und Schulz in unzähligen Liederſammlungen, ſo wie in kritiſchen Blättern und Literärgeſchichten ſtets unter Claudius' Namen aufgeführt war, wie iſt es denkbar, daß ſelbſt dann Sander und ſeine Freunde im tiefſten Stillſchweigen verharrt hätten, und von 1775 an bis zur Kölle'ſchen Erzählung im Jahr 1837 auch nicht der geringſte Zweifel an der Ächtheit des Liedes aufgetaucht wäre? Die Beſcheidenheit Sanders und ſeiner Freunde wäre eben ſo unglaublich, als Claudius' Unverſchämtheit.

Es möchte überhaupt bedenklich um den Werth und die Geltung geſchichtlicher Thatſachen ſtehen, wenn die Wahrheit einer ſechzig Jahre hindurch in unzähligen Druckſchriften von der Mitwelt in ganz Deutſchland als zweifellos anerkannten Thatſache dadurch ihren Werth verlieren ſollte, daß jemand mit der Behauptung auftritt, er habe einſt von einem verſtorbenen Mann im Geſpräch die Äußerung des Gegentheils gehört. Auch Hebel hat manche ſeiner alemanniſchen Gedichte zuerſt einzeln bekannt gemacht, ſie erſt 1803 geſammelt und noch dazu anonym herausgegeben, wie Kölle in ſeinem Ehrengedächtniß S. XXX und XXXI erzählt. Was würde Hebel ſagen, wenn jetzt jemand behauptete, von einem andern geſprächsweiſe und ohne irgend weitere Begründung die

Äußerung gehört zu haben, daß ſein herrliches Gedicht die Wieſe oder der Karfunkel nicht von ihm, ſondern von einem Kirchen- und Miniſterialrath gedichtet ſey, den kein Menſch überhaupt als Dichter kennt?

Die Frage, ob das angebliche Geſpräch im Muſeum wirklich ſo gelautet habe, wie Kölle erzählt, laſſe ich unbeantwortet, da ich über die Glaubwürdigkeit des mir völlig unbekannten Erzählers kein Urtheil habe. Angenommen aber, Hebel hätte wirklich ſo geſprochen, wie Kölle erzählt, und dieſer die Äußerung für ernſtlich gemeint angeſehen, ſo ſcheint ſich das ſpätere Benehmen Kölles nicht recht dazu zu reimen. Er erfuhr etwas ihm ganz neues, was ihm nicht unwichtig erſcheinen mußte, da er noch ſechzehn Jahr nach Hebels Tod die eigenen Worte Hebels anzuführen weiß. Dennoch ſchwieg er, ſo lange Hebel und Sander lebten, gänzlich davon. Er verſchaffte ſich nicht einmal, was doch ſo nahe lag, durch eine Frage an Hebel über den Grund ſeines Wiſſens, noch auch durch eine Erkundigung bei dem täglich im Muſeum mit ihm zuſammen kommenden Sander ſelbſt volle Gewißheit über die Entdeckung. Erſt im Jahre 1837, nachdem Sander 1824, Hebel 1826 geſtorben war, erſcheint zu Stuttgart, wo Kölle lebte, im Spiegel die Sage als Vorläufer, und erſt im Jahr 1842 rückte Kölle mit ſeiner Erzählung ſelbſt nach. Es ſcheint alſo faſt, als ob Kölle anfangs ſelbſt allerwenigſtens ungewiß geweſen ſey, ob er die Äußerung Hebels für Ernſt, oder für einen Einfall heiterer Laune, für Scherz und Schnurre, wie ſie nach Kölles eigener Erzählung (S. XCI, CV, CXI) unter ihnen bei ihren Zuſammenkünften an der Tagesordnung waren, halten ſolle, als ob Kölle das Lächeln Hebels über die Myſtifikation erſt ſpäter anders gedeutet und

erſt ſpäter nach angeblicher Beſtätigung des Neffen ſich entſchloſſen habe, die Äußerung Hebels als literariſche Neuigkeit zu Markt zu bringen. Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, Hebel verdient keinen größeren, er verdient für ſeine durch keinen Grund des Wiſſens geſtützte Behauptung über eine fremde Thatſache an und für ſich ſchon geringeren Glauben als M. Claudius, der das Lied öffentlich für das ſeinige erklärt hat; für wen von beiden aber die ſonſtigen innern und äußern Gründe ſprechen, darüber kann ein unbefangener Beurtheiler nicht zweifelhaft ſeyn.

Zum Schluß noch einen Blick in das Leben von M. Claudius um das Jahr 1775 in Bezug auf das Rheinweinlied. Claudius und J. H. Voß lebten damals in Wandsbeck im täglichen engſten Umgange (ſ. Voß Briefe Th. I. S. 269—306). Voß half Claudius bei der Redaktion des Wandsbecker Boten und Claudius half Voß bei ſeinem Muſenalmanach von 1776. Der Rheinwein war nicht bloß unter den Brüdern des Göttinger Dichterbundes (ſ. Gedichte von Hölty, Weißenfels 1814, in der Vorrede von Voß, S. 13 und 34; Voß Briefe Th. I. S. 255, 257, 287), ſondern auch unter Voß und Claudius zu Wandsbeck der Lieblingstrank, der das häusliche Feſtmahl würzte. Voß ſchreibt am 16. Januar 1776 (Briefe Th. I. S. 298 und 89) an ſeine Braut: „Ich bin überhaupt ſeit einiger Zeit ein wahrer Schlemmer. Faſt alle Abend trinke ich mit Claudius Rheinwein und Punſch.“ — Gerade im Voß'ſchen Almanach von 1776, welcher zuerſt das Rheinweinlied von Claudius brachte, wurde der Rheinwein von Hölty (S. 88) und von Voß ſelbſt (S. 107) beſungen. Was Wunder, daß auch Claudius auf den Gedanken kam, dem Rheinwein ein Lied zu ſingen! Voß ſelbſt ſah das

Lied in seinem Entstehen, und legt noch fünfzig Jahre später, nachdem er viele Jahre zu Heidelberg in der Nähe von Karlsruhe und Sander gelebt hatte, ein schlagendes Zeugniß für Claudius ab, was allein schon den Werth der in der Luft hängenden Hebel'schen Äußerung zehnfach aufwiegt. Er sagt in seiner „Bestätigung der Stollberg'schen Umtriebe" (Stuttgart 1820, S. 136—39), wo er die Gebrüder Stollberg tadelt, daß sie gegen das Grundgesetz des Dichterbundes Verbesserungen ihrer Gedichte durch die Bundesbrüder sich verbeten hätten: „Wir übrigen blieben dem Bunde treu. Auch Claudius nahm von dem Jüngeren (Voß) einiges in sein Rheinweinlied und den Abendgesang, manches noch in Urians Reise um die Welt."

Gotha. — Stollbergsche Buchdruckerei.

Inhalt.

Seite

Zur Einleitung 1

Erstes Buch. 1740—1777.

I. Familie, Kindheit und Schulzeit 9

II. Auf der Universität 36

III. Im Elternhaus, Leben in Kopenhagen, drei Jahre in Reinfeld 63

IV. Hamburg; — Weltleben und Literatur 81

V. Der Wandsbecker Bote 112

VI. Darmstadt 158

VII. Claudius der Dichter 208

Zweites Buch 1777—1790.

I. Wandsbeck; Haus und Amt 255

II. Literarisches Schaffen und geistiges Leben 279

III. Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde . 309

IV. Glaubensleben und Lehre 348

Drittes Buch. 1790—1815.

I. Zeitstürme und Kämpfe 385

II. Familienleben 430

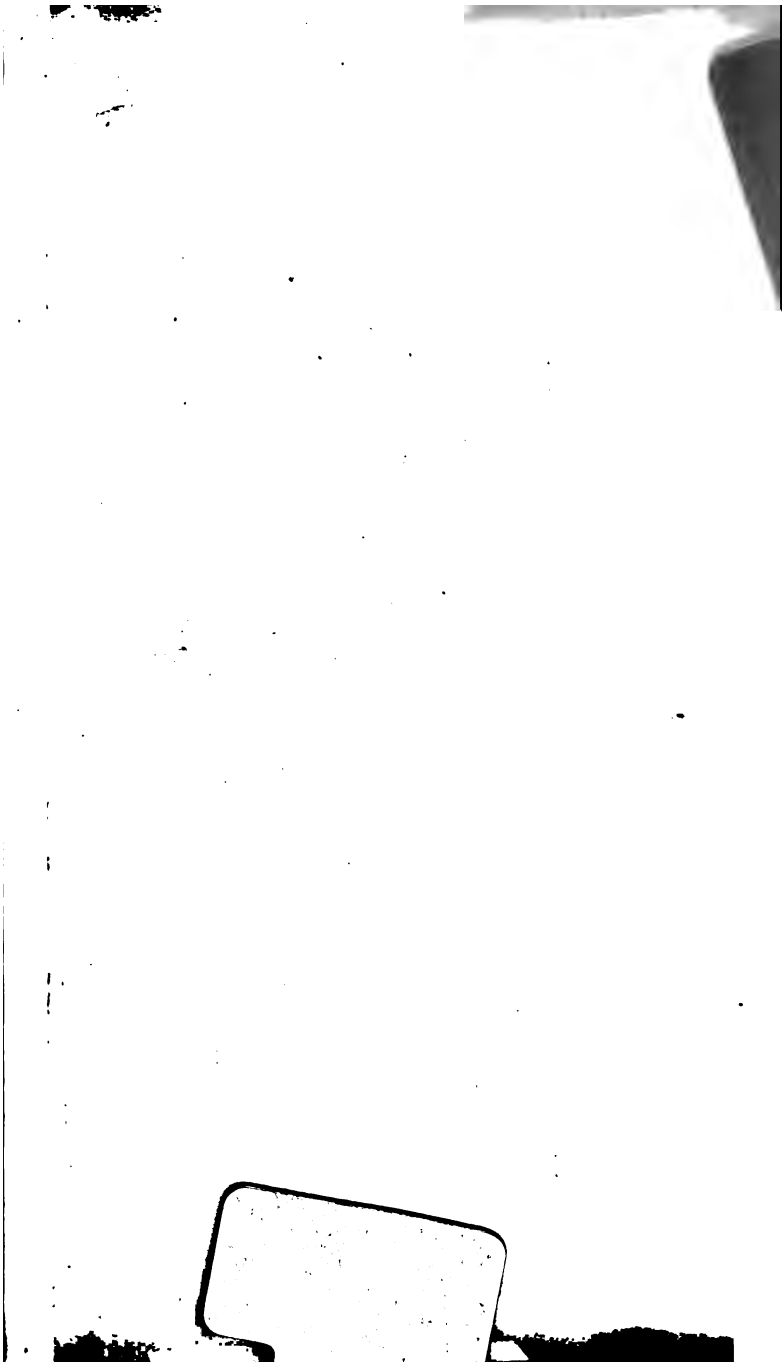
III. Alter und Tod 456

IV. Rückschau 503

Druckfehler.

Seite 29, 22. Zeile lies und f. in.
„ 46, 9. „ „ Literaturen.
„ 61, 23. „ „ der mag f. so mag er.
„ 120, 14. „ „ seine.
„ 264, 18. „ „ 1780.
„ 265, 17. „ „ 83.
„ 267, letzte Zeile im Text lübschen f. hübschen.
„ 276, 17. Zeile lies meint f. nimmt.
„ 278, 23. „ „ eben f. aber.
„ 288, letzte „ „ 30 u. 39 f. 39 u. 36.
„ 306, 19. „ „ genannt f. gemeint.
„ 334, 13. „ „ Unzugänglichkeit.

Von S. 366—388 sind die Seitenzahlen in Verwirrung gerathen.

Seite 407, 19. Zeile lies dem f. den.
„ 418, 10. „ „ de Sünne un de Män.
„ 420, 23. „ „ ward f. wird.
„ 461, 5. „ „ er f. es.
„ 470, 21. „ „ Gedankendarstellung.
„ 471, 11. „ „ Claudius' Liebe f. Claudius an Liebe.

In den Beilagen I, N. 6. muß es heißen: „Hamburg, gedruckt bey Bode. 1775." — Beil. II, A. ist nachzutragen: H. Kurz, Gesch. der deutsch. Lit. II. Abth. 19 u. 20 Lief. S. 59—61. — Zu Beil. III, A. (VI. Thl.) füge ich hinzu, daß das Lied „Christiane" (vgl. Biogr. S. 437) in der ersten Ausg. von des Knaben Wunderhorn III, 153 steht.